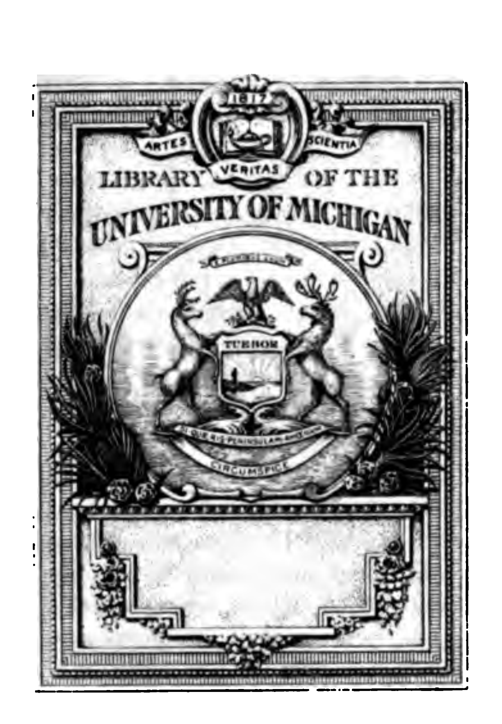


KARL BLEIBTREU

DIE VERTRETER DES JAHRHUNDERTS

II




1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Stein

Die
Vertreter des Jahrhunderts.

Von

Karl Bleibtreu.

L'individu, nié, écrasé par le monde moderne,
va-t-il reprendre de l'importance? Souhaitons — le!
Flaubert an George Sand 1870.

The consequence is: being of no party
I shall offend all parties. Byron.

Band II.



Berlin und Leipzig.
Verlag von Friedrich Luckhardt.
1904.

Inhalt.

Index.

Errata.

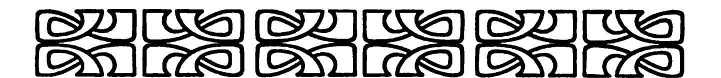
Seite 3, Zeile 23 lies „Demimonde“ statt „Deminonde“.

In Band I noch folgende Druckfehler zu monieren:

Seite 217, Zeile 27 lies „grausamsten“ statt „grausensten“.

Seite 222, Zeile 4 lies „Tortur“ statt „Totor“.

Seite 224, Zeile 32 lies „Regimo“ statt „Regione“.



Die Danaiden der Sophistik: Ibsen, Annunzio, Renan, Taine, Nietzsche.

Die töricht genug ihr wahr Gefühl dem Pöbel offenbarten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt . . seufzt bitter der wahrfühlende Goethe. Doch sein Mephisto hätte noch eine satanische Glosse hinzufügen und eine merkwürdige Spielart von Freigeistern belächeln dürfen, die von diesem allgemeinen Gesetz ausgenommen scheinen.

Bin's, den alle Häscher suchen, bin der Räuber Jaromir! singen solche Märtyrer in tiefem Bass aus des Waldes tiefsten Gründen, indem sie ihre Freiheitsarie in heroischer Pose anstimmen. Aber seltsam! Die Häscher wollen nicht kommen, statt ihrer kommen Orden verschiedener Potentaten durch die Lüfte geflogen, und Huldigungsbriefe durchrascheln den Räuberwald, mit der Aufschrift: Sr. Hochwohlgeboren, dem edlen Räuber Jaromir, Ritter pp.

Geht das mit rechten Dingen zu? Ist die Welt auf einmal wahrheitslüstern geworden? Wahrhaftig, wir sind lüstern, ein Wort mit diesem Geist zu reden. Sollte er vielleicht ein Zwitter sein, so eine Art Januskopf, auf der einen Seite die Wahrheit, auf der andern die Lüge? Dann wäre das Rätsel gar bald gelöst. Denn die Welt, auf Lüge erbaut, hat einen feinen Instinkt für die Lüge, und wo diese salbungsvoll lispelt, da nimmt man sogar etwas Wahrheit mit in den Kauf. Ebenso fühlt die Welt instinktiv, wo statt des Genies nur dessen Schein sich bläht und somit ein gediegenes Gegengewicht gegen diesen verhassten Hebel, der aller üblichen Gravitation spottet, liefern könnte. Dem

Charlatan oder dem Sophisten verzeiht man sogar ein vollgerüttelt Mass bizarren Talents, das wie Genialität aussieht.

Und die Welt hat Recht. Denn die von ihr erfundenen und erkannten „Genies“ erfüllen durchaus ihre vorbestimmte Aufgabe, die sittliche und intellektuelle Dekomposition zu fördern, die einer degenerierten Zeit ein Lebensbedürfnis scheint. Dass ihr verderbliches oder konfuses Wirken auf längere Zeit den Boden noch mehr verseucht, in den endlich das erste positive Genie seinen Samen streuen soll, schadet nichts. Das gehört vermutlich mit zur „Evolution“.

Diese Tausendkünstler der Wahrheitssucht werfen sich zuerst auf schöngeistige Soziologie und streichen ihre Spielsachen mit funkelnagelneuen Entdeckungen an. Da haben wir Dumas Fils, einen geschickten literarischen Plusmacher und behäbigen Kunsthandwerker vom Schlage Augiers. Letzterer Rentier baufälliger Häuser Fourchambault und Menageriebesitzer Armer Löwinnen spekulierte nicht schlecht auf der literarischen Börse. Grossartig heisst es in Augiers „Pauvre Lionne“, dass der „Dichter“ die Schäden der Gesellschaft mit unerbittlicher Wahrheit ausbrennen müsse. Diese Wahrheiten entpuppen sich dann als armselige Winkelausschnitte abgelegener Bourgeoisiekloaken ohne jede Spur von typischer Allgemeinwichtigkeit. Man höre in Dumas „L'Etrangère“ den Professor, der hier jenen von Racine her so beliebten Vertrauten oder Chorus sämtlicher neufranzösischer Schablonenkomödien vorstellt, grossspurig perorieren: „Vibrionen sind eine Art Vegetabilien, die aus teilweiser Zerstörung der Körper entstehen, die man lange Zeit für Infusorien hielt . . Diese Vibrionen haben die Tendenz, die gesunden Bestandteile der Körper zu verderben, Handlanger des Todes. Nun, die Gesellschaft ist ein Körper, der solche Vibrionen in Menschengestalt hervorbringt, Fäulnisbildungen, die man für menschliche Wesen hält . .“ u. s. w. „Nun will aber die Natur nicht den Tod, sondern das Leben. Dann sieht man die menschliche Vibrione, diesen anscheinenden Menschen, eines abends sich auf dem Strassenpflaster das zerschlagen, was er für seinen Kopf hielt . .“ u. s. w.

Ha, welch wissenschaftlicher Anstrich! Welch erschütternde neue Wahrheit! Doch all der Glanz verblasste,

als plötzlich ein Nordlicht aus Norwegen aufging und sich als sozialen Scheinwerfer anmeldete. Was man von Wahrheitsfreunden wie Dumas zu halten habe, belegen übrigens schon seine 1873 unverfroren in die Öffentlichkeit geschleuderten Worte, die sich auch das Air einer kühnen Unabhängigkeit geben, während sie allen Vorurteilen des altfranzösischen Chinesentums schmeichelten: „Die Nachwelt, welcher Goethe sein Werk übergab, wird tun, was sie zu tun hat. Sie wird auf ihre eherne Tafel schreiben: ‚Goethe, grosser Schriftsteller, Dichter, Künstler.' Wenn aber die Fanatiker der Form um der Form willen und des Materialismus von ihr den Zusatz verlangen: ‚Grosser Mann', wird sie antworten ‚Nein'." Glücklicherweise wird das Andenken des Herrn Dumas solchem Tumult der Meinungen nicht unterworfen sein, und seine bedeutenderen Genossen in der Sophistik, obschon sie seinen eigenen ‚Ruhm' kaum erreichten, geschweige denn überboten, werden nur wenig länger der Vergessenheit trotzen.

Damit die Ähnlichkeit mit diesen ernsteren Koryphäen der Sophistik desto deutlicher hervortrete, schwang sich Dumas — bis zum Ibsenkultus eine Weltberühmtheit der Theaterwelt und zwar weltberühmt durch seine Kameliendamen und Prägung des Wortes „Deminonde" in seinem gleichnamigen Stück, das einer Taineschen Studie gleicht, — allmählich zum belletrischen Theologen auf, als ob Renans Lorbeeren ihn nicht schlafen liessen. Just im Jahre des Zorns anno domini 1870 warf er seine rührende Kameliendame zu den ollen Kamellen und wandte sich mit einer Schwenkung seiner Sophistik gegen das Weib („La femme de Claude" u. s. w.). Er orakelte in diesem Moralgeheul fort bis zu „Tue-la", worin er jede Ehebrecherin schlankweg mit Steinigung bedroht, und stellte das Ewigweibliche als das Babeltier der Apokalypse dar. Sein Jesaiaston nahm förmlich biblische Form an. Derlei mag bei einem Strindberg entschuldigt werden teils durch persönlich leidvolle Erfahrung, teils durch begreifliche Gereiztheit über die schamlos anmassende, skandinavische Feministenbewegung, die jeden Mann als Scheusal und jede Gans als Engel fälschte, unterstützt durch Ibsens heuchlerisches Katzbuckeln vor der

Frauenwelt. Ibsen spekulierte hier nicht wenig schlau, da die Weiber in der verweibsten Moderne den Ton angeben und ihre subjektive Herrschsucht nichts als süssliche Komplimente heischt, obschon sie unter sich der geistreichen Entlarverin Laura Marholm heimlich beipflichten, während die verweibsten Männer sich satirische Rutenstreiche nicht ohne eine gewisse greisenhafte Wollust gern gefallen lassen. Jede Sorte von minnesängerischem Marienkult moralischer Frauenvergötzung deckt sich psychologisch in ihren tieferen Beziehungen mit dem sogenannten Masochismus, der physisch sinnlichen Unterwerfung unter die pelzvermummten Astartes von Sacher Masoch, deren Sklaven sich von den Herrinnen ihrer Geilheit lüstern peitschen lassen.

Bei einem Dumas aber entsprang die Umkehrung dieses verlogenen und sophistisch kranken Feminismus keiner natürlichen Reaktion, da die Frauenfrage damals in Frankreich noch gar nicht auf dem Tapet stand, sondern einer ebenso sophistischen Spekulation wie seine früheren Ehrenrettungen der Kameliendamen. Einer Spekulation teils auf pseudomoralische Eigentumsinstinkte der Bourgeoisie, die ihre konventionelle Ehe als Grundpfeiler ihrer Gesellschaftsordnung schätzen möchte, teils auf den widerlichen Hass des verweibsten Mannes gegen die unzuverlässige Besiegerin seiner Lüste, die er zum alleinigen Opfer machen möchte und die statt dessen ihn selber zum Opfer macht. Die sittliche Entrüstung männlicher Korruption über die weibliche, welcher Dumas mit dem Eifer einer einst galanten alten Betschwester so zündende Worte lieh, bereichert das Gebiet der höheren Komik. Nichts gefährlicher, als wenn ein Sophist zum Moralisten wird. So stiftete denn Dumas' „Moral" nicht minderen Schaden, als früher seine Heiligsprechung schöner Sünderinnen, auf welche Zolas Hass gegen die unwahre Schönfärberei der Murger'schen Grisettenbohême passt. Grade 1870 enthüllte sich, dass die französische Frau unendlich besser war als ihr Ruf, die Deutschen verglichen nachher oft respektvoll das würdige Betragen der verleumdeten Französinnen mit der Verderbtheit und moralischen Feigheit ihrer Männer während der Occupation. Dumas aber und seinesgleichen haben die Mär

von der allgemeinen sittlichen Verrohung der Französin zu einer fable convenue gemacht, die durch psychologisch sehr begreiflichen Ansteckungsrückschlag erst recht die Gesellschaftsmoral lockert.

Der harmlosere Augier wird erst verständlich durch seinen Grossvater Pigeault-Lebrun, den populären Volksromancier der Jakobinerzeit, dem Augier das Wesentliche seines „Gendre de Monsieur Poirier“ und zwei Hauptszenen darin entlehnte und den er, wie wir mit Sicherheit vermuten, im „Fils de Giboyer“ symbolisieren wollte. Wie dort der Journalist Giboyer Bresche macht für seinen Nachkommen, so fühlt sich Augier als Erbe der Jakobiner, die jetzt als feiste Bourgeoisie das Heft in die Hand bekommen. In Augier erkennen wir den Typ des behäbigen „Arrivisten“, des literarischen Strebers. Es war recht pfiffig, gegen jene dem Philister unbehagliche Romantik eine ‚Schule des gesunden Menschenverstandes‘ zu stiften. „Bon sens“, hört der Epicier nur dies Wort, gerät er schon aus dem Häuschen vor Entzücken. Denn der moderne Philister reagiert nur auf zwei literarische Reize: das äffische Spähen der Gegenwartsbeobachtung oder den sensationellen Nervenkitzel des Decadentenradau: „épater le bourgeois“, mit einem Wort die Sophistik. Der literarische Arrivist kombiniert am besten beide Reize. Er schmeichelt dem Philisterverstand und kitzelt dabei die Epidermis ein bischen mit Brennesseln einer oberflächlichen Moralsatire. Er stellt sich an, als ob er aus der Haut fahren wollte, dass uns schon eine angenehm erschauernde Gänsehaut über den Rücken läuft, aber dann streichelt er uns mit sanftem Flanell. Man so dhun! sagt der Berliner. Augiers Männerstolz vor Grafenkronen bellt Wauwau, aber wie wird er beissen! Die Edelleute sind ja sonst so nett und lieb, der Marquis will sogar den illegitimen Plebejer Giboyer adoptieren. Es ist und bleibt doch die beste aller Welten. Augiers ernsthafteste und deshalb erfolgloseste Komödie „Les Effrontés“ macht wirklich Miene zu beissen, nämlich die Presse und ihre Ausnützung durch den Kapitalismus: übrigens ein Thema, das viele Eselsohren sich beifällig spitzen lässt, die immer nur den Gegner damit getroffen glauben. Doch Augier schnappt nur, beisst nicht,

die „Schamlosen“ machten sich sicher wenig aus dieser prickelnden Bonhommie.

Wäre nicht Sardou sonst ein so listiger Macher und Effektspekulant, so würde die bitterehrliche Satire in „Rabagas“, „Nos bons villageois“ ihn aus dem Kreis dieser Sophisten herausheben. Doch der Zeitgeist duldet nichts Ehrliches und so hat Sardou seine Theaterherrschaft mit einer noch niedrigeren Form der Sophistik, der Bühnenmache, erkaufen müssen.

Unter den Berühmtheiten, die keineswegs Grössen zu bedeuten brauchen, da die Nachwelt das irrige Verdikt der Zeitgenossen meist von ihrer höheren Warte aus umzustossen pflegt, nahm zu Beginn des 20 Jahrhunderts Ibsen neben dem schrullenhaften Wanderprediger des russischen Pietismus den obersten Rang ein. Freilich, einen Evangelisten des materialistisch rückständigen und über sich selber unklaren Individualanarchismus als „Revolutionär des Menschengeistes“ zu preisen, dazu gehört viel guter Wille von Unmündigen. Merkwürdig, wie spät sich überhaupt der Magus aufs Revolutionieren besann! In den „Stützen der Gesellschaft“ steckt er noch in banalster Moralinsäure und predigt die uralte und nicht immer wahre Weisheit, dass die Leichtsinnigen bieder und die Korrekten schuftig seien, bis sich am Schluss das Laster des bösen Heuchlers ganz plötzlich erbricht und seine Tugend sich zu Tische setzt — alles im Laufe eines Zwischenakts. Es folgte die wunderneue „Gespenster“-Entdeckung, dass erotische und alkoholische Ausschweifung der Väter sich häufig an den Kindern rächt. Auch brauchte keine „Nora“ vom Himmel her zu kommen, um die frohe Botschaft zu verkünden, dass oft das Weib nur des Mannes Spielpuppe bildet, dass Weibesgefühl und Mannesverstand manchmal in harten Konflikt geraten. Da heut sogar Kronprinzessinen die Nora spielen und ihrer Familie davonlaufen, weil ein Anderer gediegener die Lücke ihres Innern stopft, so scheint der überraschende Schluss gezündet zu haben. Schade, dass bei Ibsen der „Andere“ die Rückenmarkschwindsucht hat, doch wird Nora gewiss schwesterlich seinen Schutz aufsuchen. Ob derlei Misèren, alt wie die Welt, den Menschengeist revolutionieren? In

den Adelsmenschen von „Rosmersholm“ erkennen wir nur ein verschrobenes Paar, das nicht den Mut seiner Schuld hat, wahrlich nichts Neues fühlt und denkt. Die „Frau vom Meere“ nebst umliegenden Meermännern ist der schlichten Vernunft zu hoch und der „Volksfeind“ zu platt — immer solch hochtrabende Posen, Adelsmenschen, Volksfeinde, für ganz ordinäre Querköpfe. Das einzige dieser „revolutionären“ Erzeugnisse, was sozusagen eine neue psychologische Schicht aufdeckt, setzt uns Ibsen in seiner schmackhaften „Wildente“ vor, in der Meistergestalt des Eckdal, wie denn überhaupt die einzelnen Nebenchargen, besonders Brendel und Mortensgard in „Rosmersholm“, ein geniales Charakterisierungsvermögen verraten. Im ganzen aber bilden all diese Gesellschaftssatiren nur ein Intermezzo zwischen Brand und Borkmann des jungen und alten Allegorikers, der mit Symbolik in Versen begann, um mit Symbolik in Prosa zu enden.

Seine konstruierte Moderne, welche erst diesen nordischen Eisfuchs den Berliner Diobskuren offenbarte, spukt von „Gespenstern“ des ursprünglichen Skaldengeistes, der sich durch gefallsüchtiges Liebeln mit den banalen Gesellschaftsmenschen beinahe selbstmordete. Sokrates im Frack! Als aber der Nordlandsmagus im Borkmann den modernen Salonanzug nur als Maskendomino für grosszügige Symbolik benutzte, da sah die dumme Journaille nur „greisenhafte“ Schemen, weil der Kleiderschnitt ihr verdächtig vorkam! Hier veranschaulicht sich so recht die sogenannte Moderne als blosser Sieg des Philistertums, das allen Genspensterspuk, alle „weissen Pferde“ (Rosmersholm) und Wildenten als Lebenswahrheit pries, weil der angebliche Tiefsinn sich der Alltagssprache gemeiner Alkovenkonflikte anbequemte, aber entsetzt von blasser Greisendidaktik faselte, sobald „Baumeister Solness“ und „Borkmann“ zu schwindelnden Bauten hinanleiten und daher unwillkürlich eine antiordinäre Ausdrucksweise wählen.

Ibsens tiefgelagerte Gedankenschicht ward zerhämmert in lauter unfruchtbaren verzwickten Problemen, denen eine muffig feuchtklebrig Stimmung entströmt, als krieche man durch Höhlenschachte, wo Einem Molche durch die Finger schlüpfen.

Wir müssen uns über ihn ziemlich kurz fassen. Zu viel Studien hat er veranlasst, als dass er einer besonderen Ausführlichkeit in Zergliederung seines Lebenswerkes von uns bedürfte. Seine moralische Sophistik legte Hermann Türck in verschiedenen Abhandlungen überzeugend dar, obschon uns bedünken will, als ob er ihn noch zu ernst nehme.

Denn obschon Ibsen ein Denker und sein allgemeines Geistesvermögen ein ausserordentliches ist, so macht man sich nur lächerlich, wenn man seine Theaterstücke sozusagen als philosophische Systeme auffasst, ja auch nur als ein zusammenhängendes System der Soziologie und Gesellschaftspsychologie, wie die künstlerisch freilich schwächeren, aber an Reichtum der Beobachtung und logischer Methode unvergleichlich stärkeren Versuche Balzacs. Ibsen ist ebensowenig ein Philosoph, wie Nietzsche, mit dem er sich eigentlich völlig deckt, insofern bare Systemlosigkeit und unaufhörlicher Widerspruch bei beiden das geistige Merkmal bildet. Wie Nietzsches „Genealogie der Moral", so bleibt Ibsens „Wildente" sein ehrlichstes Bekenntnis. Nur hier zog er die volle Konsequenz seiner destruktiven Unterwühlung aller Sittlichkeitsbegriffe, indem er die Wahrheitssucht selber, die er doch so gespensterhaft drohend als Menetekel an die Wände von Rosmersholm und Puppenheim schrieb, als komische und schädliche Ausschweifung geisselt und das Selbstbelügen gleichsam als moralische Notwendigkeit des Menschen entschuldigt. „Borckmann" ergänzt diese Bosheit noch boshafter, indem er auch das Streben nach Erfüllung geistiger Pläne und Ideale als phantastischen Selbstbetrug brandmarkt, der entweder eine Verleugnung aller Wahrheit und Moral bedingt oder als Surrogat der Schwäche beduselt. Zwar ist sein Tatmensch nur ein bankerotter Industrieunternehmer, sein Dichter nur ein kindischer Dichterling. Allein der Nivellierungszeitgeist, sofern einige Wenige diese bedeutendste Ibsenabsage an die Menschheit verstanden, ergriff gierig die Folgerung, dass überhaupt der geniale oder ideale Mensch ein Selbstbetrüger sei, und wir tun Ibsen wohl mit solcher Auslegung kein Unrecht. Geflissentlich führt er uns im jungen Borckmann die brutale Naivität des Sinnenmenschen gleichsam zur Nach-

eiferung vor. „Wenn die Toten erwachen,“ dann erkennen sie, dass alle Ideologen, wie einst den „Brand“, der Teufel holt und nur der tierisch indifferente Lebensgenuss einen menschlichen Wert besitzt. Nietzsches blonde Bestie wird zuletzt auch Ibsens Ideal!

Nur wenige Eingeweihte lösten für sich diese Eleusinischen Mysterien des Nordlandgrüblers, sein „Drittes Reich“ des Antichrist, wie es schon vor Nietzsche Ibsens Julian Apostata im Geiste schaut. Dem von Nietzsche und Ibsen gleichmässig verseuchten Sophistenwahn der heutigen „Fortgeschrittensten“ erscheint diese Lösung natürlich als preiswürdige Befreiung des Menschen von jedem ethischen und intellektuellen Wahn, und selbst wenn ihnen die Logik dämmert, dass Ibsenismus, gerade so wie logisch durchgeführter Sozialismus, zur Vernichtung der Geisteskultur führen und den Menschen auf anarchische Brutalität zurückschrauben müsse, so gehen sie freudig mit. Der grossen Menge jedoch, wozu auch viele selbsternannte Ibsenreife zählen, blieb dies Satanische ganz verschlossen und ihr albernes Schwärmen betet in dem kaltegoistischen Skeptiker einen trotzigen Helden an, der eine reinere Moral schaffen, die Gesellschaft und vornehmlich das Weib emanzipieren will! Die hysterischen Gänse, die einer Nora und Frau Alving nachgackern, scheinen freilich Rebekka, Hedda Gabler, Frau Eckdal und Frau Borckmann vergessen zu haben, in denen Ibsens nichts weniger als optimistische Auffassung des Weibes sich viel schärfer und deutlicher ausprägt, als in jenen zwei abstrakten Schemen oder Ausnahmetypen. Nora wenigstens, die man als psychologisches Meisterstück bewundert, scheint von Grund aus verzeichnet. Ein Frauchen, das sich bisher in ihrem Puppenheim wohl fühlte, als Püppchen behandelt, wird niemals urplötzlich über Nacht solche Ibsen-Erkenntnisse sich aneignen. Er mutet uns hier eine ‚Metanoia‘, Umkehr und Verneinung des ganzen Wesens zu, wie sie nur in christlichen Legenden vorkommt.

Dass er aber einer brüchigen konventionellen Moral eine noch unsittlichere Pseudomoral gegenüberstellte, verhalf ihm zu seinem Erfolge, sintemal die Menschen nie eine ernste Wahrheit, wohl aber eine gleissende Lüge instinktiv

bejubeln. Das gehört mit zur Lebenslüge, die er angeblich bekämpfen möchte: wie ehrlich, zeigte ja der spätere Hohn von „Wildente“ und „Borckmann“.

Ibsen scheint uns daher in dreifacher Hinsicht kindisch überschätzt. Zunächst in künstlerischer, obschon nur hier sein eigentliches Verdienst vorliegt. Man schwatzt von neuer Ibsentechnik. Unsinn! Es ist die uralte französische, wie sie seit Corneille bis Augier die Einheit von Ort, Zeit, Handlung ängstlich wahrte. Die von Lessing (allerdings seinerseits einseitig und masslos) genügend aufgedeckten inneren Mängel dieser Methode teilt er in vollem Umfang, ja treibt sie auf die Spitze. Nirgendwo wird so viel und breit aus der Vergangenheit erzählt, um die Zusammendrängung des Personenstreits bei Aufgehen des Vorhangs zu erklären, nirgendwo kommt man so spät zur Klarheit über den hinter den Koulissen vorhergehenden Sachverhalt. Bei einigerBöswilligkeit könnte man sogar behaupten, dass Ibsen überhaupt keine Dramen, sondern nur endlose Expositionen mit plötzlicher Schlusskatastrophe liefert. Denn die Gewandtheit der Neufranzosen in Behandlung ihrer Zusammendrängungsmethode fehlt ihm durchaus. Das Dramatische im landläufigen Sinne — ohne damit das Theatralische verwechseln zu wollen — liegt ihm oft beinahe ebenso fern, wie seinem geistloseren, aber manchmal feinsinnigeren Schüler Hauptmann. Für eine Bereicherung und originale Fortbildung des Dramas konnten daher nur kindische Schreier der Moderne diese Gesellschaftsstudien halten. Was ihn über die Franzosen erhebt, ist lediglich die geistvolle Schärfe seiner Charakteristik, die sich jedoch bezeichnenderweise meist auf die Nebenfiguren beschränkt, während die Helden wie Rosmer, Nora, Volkmann, Oskar, Gregers Werle nur abstrakte Sprachrohre verzwickter Ibsenprobleme vorstellen, wie früher Brand und Julian. Diese Kraft der Menschendarstellung schöpft er jedoch nicht aus stärkerer „Modernität“, nach welchem elenden Schlagwort unsre Banausen heut alles abstempeln, sondern einfach aus seiner reicheren Schöpferphantasie. Seine Beobachtung des modernen Lebens, obschon von blendender Sicherheit, reicht nicht

über das Familienleben hinaus. Auch fühlte er sich ursprünglich wahrlich nicht als „Modernen“, dafür war er doch zu sehr Poet. Sein Erstling „Catilina“ hat ganz den alten Ton bis zum Akademischen, seine Dramen aus der skandinavischen Geschichte und Skaldenzeit, seine Allegorieen „Brand“ und „Peer Gynt“ — letzterer eine genial barocke Übersetzung des Faustthemas ins Ibsensche — atmen den träumerischen Duft der blauen Romantikblume, wie nur irgend ein Erzeugnis von Oehlenschläger und Tegnèr. Als er das Ibsenfeindliche Christentum befehden wollte, tauchte er seine Hand tief in die Historie und nicht zufällig widerspricht die gänzlich zerfahrene kompositionslose Formung seines „Julian“ schreiend der ihm zugeschriebenen Bühnentechnik. Ein unbewusstes Eingeständnis, dass letztere zur Behandlung grosser Stoffe in keiner Weise taugt.

Als er einmal im „Volksfeind“, dem einzigen seiner modernen Sittenbilder, wo nicht blosse Familienmisèren ausgefasert, sondern Gegensätze des öffentlichen und wirklich handelnden Lebens berührt werden, einen tüchtigen Starrkopf statt seiner sonstigen verrückten oder entnervten Zwitter in schlichter Menschlichkeit darstellen wollte, da machte er sich die Reminiszenz zu eigen: „Der Starke ist am mächtigsten allein.“ Doch man braucht nur Tell und Götz mit Ibsens Raunzer, dessen herkulisches Ringen um Rinnsteinsäuberung nahe am Rande der Lächerlichkeit schwebt, schonend zu vergleichen, um zu wissen, wo wahre Dramatik (Tell) und wahre Menschenschöpfung (Götz) und überhaupt das wahrhaft Dichterische zu suchen sei. Philiströses Kleben am althergebracht akademischen Wahren, Guten und Schönen wird man bei uns wohl nicht vermuten, vielmehr erkennen wir in Ibsens Sieg nur den eines neuen Philistertums.

Denn erst als er von einsamer Alpenhöhe, wo er mit Brand und Peer Gynt romantisch lustwandelte, zum Volke herabstieg und seine Symbolistik in moderne Stuben und Röcke einzwängte, ward die Welt auf einmal ibsenreif! Nicht wegen des Romantischgenialen in Ibsen, denn bei seinen Schlusswerken, wo er sich wieder auf den alten Träumer Ibsen besann, begann schon der Abfall und grüne Jungen entdeckten, dass ihr Hauptmann und Konsorten doch viel

„moderner“ seien. Sondern einzig das angeblich so ungeheuer „Moderne“ in diesen Genretragödien alltäglicher Trübsal bot den hebräischen und sonstigen Brahminen des sogenannten „Realismus“ den Fond für ihr gediegenes Geschäft. In Wahrheit liefert Ibsen nur Ausschnitte aus verstaubten Fjordwinkeln, in deren altfränkische Stille kein Wellenschlag modernen Verkehrs dringt. Was in Solness gebaut wird, könnte auch in Palmyra spuken und Rosmersholm könnte ebensogut auf dem Sirius spielen als Heilanstalt für Nietzscheaner und alle, die es werden wollen.

Hier also finden wir zweitens Ibsen auch in intellektueller Hinsicht überschätzt. Ganz abgesehen vom spezifisch „Modernen“, das bei ihm nicht eine Spur mehr vorhanden, als bei den Friedensfesten und einsamen Untermenschen des Herrn Hauptmann, der sich umsonst in seinen Biberpelz wickelte und aus Delirium-Angst vor Sonnenaufgang in Fiebermärchen von Himmelfahrten, faulen Glockenheinrichen und miselsüchtigen armen Heinrichen verkroch, erscheint Ibsens Denkarbeit überhaupt mehr tief als hoch, mehr spitz als breit, mehr grüblerisch bohrend als frei dahinfliegend. Ein Gnomenfürst, der unterirdische Minierarbeit verrichtet und nach verborgenen Schätzen schürft, die ihn närren, kein Jötun, der mit Felsen Kegel schiebt, geschweige denn ein lichter Ase mit Wotansspeer und Tors Donnerhammer. Wer je im geistigen Jötunheim unter Riesen wandelte, den wandelt keine Lust an, in Noras Puppenheim zu spielen.

Wie Ibsens von ihm verdrängter Rivale Björnson das Heroisch-Geschichtliche weit mächtiger in seiner düstergewaltigen Trilogie „Sigurd Slembe“ ausprägte und echte Wurzeln des Menschlichen treffsicherer in seinen Bauernnovellen und „Thomas Rendalen“ blosslegte, so wusste er, nachdem auch er, vom armseligen Modernen eingefangen, längere Zeit sein geistiges „Fallissement“ angemeldet und Chimären den „Handschuh“ hingeworfen, sein Soll und Haben mit dem Modernen ganz anders zu regeln als Ibsen. Ihm ging nicht „Über die Kraft“, das wahrhaft Moderne der sozialen Frage und des Zwiespalts zwischen altem und neuem Glauben dichterisch anzupacken. Björnsons Lyrik vollends erhebt in reine Höhen stählender Bergluft und

Meeresozons, wie in dem gewaltigen Päan „zum Meere sehn' ich mich, zum Meere."

Am drolligsten aber, wie wir schon berührten, phantasierte man sich einen Ethiker Ibsen zurecht und zu dieser Komödie trug er selber viel bei. Wo er in „Brand" und „Peer Gynt" nebenbei auch reine Frauenliebe heranzog, geschah es nur in der üblichen Schablone, die seit Goethes Gretchen zum guten Ton gehört. Davon erholte er sich sattsam, wo immer er wirkliche Frauenindividualitäten malte, von Rebekkas und Hedda Gablers Selbstmord bis zum Erwachen der Toten und kicherte schadenfroh: das ewig Weibliche zieht uns hinab. Dennoch wagte er schamlose Pflichtvergessenheit als Emanzipationsrecht des modernen Weibes zu proklamieren und spekulierte mit seiner Nora auf alle Narrheit der Feministen. Ja, er schloss sein Machwerk „Die Stützen der Gesellschaft" — seine schlimmste, künstlerisch wie intellektuell gleich banale, Mittelmässigkeitsverirrung — mit der banalen Phrase: „Die Frauen sind die Stützen der Gesellschaft." Es hat den Anschein, als sei er, einsamen und darbenden Schaffens müde, absichtlich kopfüber in den Sumpf gepatscht, um doch auch mal den Lorbeer der Unwürdigen zu schmecken. Den Gipfel der Verlogenheit aber erreichte die Posse, als die Sozialdemokratie diesen hochmütigsten Geistesaristokraten und Volksverächter als Gesinnungsgenossen entdeckte. „Ein ganz schlichter Mann sagte mir: ‚er ehrt uns durch sein Kommen'," schrieb der köstliche Bölsche nach solch einer Aufführung sozialdemokratischer freier Volksbühnen, wo die Arbeiter Ibsens feistes Bourgeoisantlitz in natura bewundern durften. Ja, sie gafften seine Bartkoteletts und schlauen Äuglein unter der massigen Stirn ehrfürchtig an, nur seine Orden hatte er zu Hause gelassen. Dieser fürchterliche Revolutionär, dem sein König, schon um den turbulenten Republikaner Björnson zu strafen, volle Huld schenkte als einem konservativen Vorkämpfer für Orden und Ordnung, der seinen Sohn in der schwedischen Diplomatie unterbrachte, mit welcher lieblosen Menschenverachtung muss er geschmunzelt haben, als man ihn als aufopfernden Freiheitspriester auf den Schild hob!

Man sage nicht, dass auch Voltaire sich zum preussischen Kammerherrn ernennen liess und den Pour-le-Merite anlegte: Solche Ehren nahm er an, um hierdurch gleichzeitig seinen königlichen Gesinnungsgenossen zu ehren. Im Übrigen betätigte er stets so stolze Unabhängigkeit, dass er jedem Paktieren und Komprommisseln das lange Exil vorzog, obschon Frau von Staëls späterer Seufzer in gleicher Lage am Genfer See „O wie viel schöner war doch der Rinnstein in der Rue du Bac" auch ihm aus der pariser Seele sprach. Rousseau lehnte Friedrichs d. Gr. Protektion ab und schrieb an einen deutschen Fürsten, der ihn um Rat anging: „Wenn ich das Unglück hätte, als Prinz geboren zu sein." So benahmen sich die wahren Revolutionierer des Menschengeistes. Ibsen aber rannte mit salbungsvollem Hokuspokus lauter offene Thüren ein, wo weder Staat noch Kirche auf ihn lauern konnten, und brachte gefahrlose Kleinigkeiten als Grosstaten von Freigeistigkeit auf den Markt. Sein bischen Neues war nicht gut und sein Gutes war alt wie Methusalem.

Obschon Björnson als Dichter, Strindberg als Techniker („Komtesse Julie", eine wirklich verheissungsreiche Neuheit dramatischer Form) und Naturergründer, der vom Roten Zimmer auf hoher See sich zum Damaskusweg swedenborgischer Mystik hinübertappte und als goldsuchender Alchymist („Antibarbarus") immer tiefer ins Kalifornien seiner Goldgräberei hinabsteigt, ihm überlegen sein mögen, so bleibt doch Ibsen der richtige und eigentliche Vertreter des unredlichen feigen Jahrhunderts: seiner hochtrabenden Sophistik und rückgratlosen Nörgelei, seines ewigen Weh und Ach, das nur aus einem Punkte zu kurieren: Streberei und Grössenwahn, seiner inneren Gemüt- und Ideallosigkeit bei äusserlichem Fanfaronnieren.

Auch die Romanen wollten nicht darin zurückbleiben, solch einen Umwerter und Bringer neuer Werte, die weder neu noch Werte sind, dem Bildungsschatz Europas beizufügen. Der fing gleich mit Schwindel an. Sein ehrlicher plebejischer Vatersname schien ihm einer Umwertung wert und er ernannte sich selbst zu Gabriele d'Annunzio: den Engel Gabriel der Verkündung einer Renaissance des latei-

nischen Geistes. Diese geistige Auferstehung sah und suchte er lediglich in einer neuen Stilform, einer üppigen Wortkunst, die wie eine Makartsche Abundantia übervolle Brüste sprachlicher Schönheit sprudeln lässt, einer Art Venezianischer Schule strotzenden Colorits, wo Purpur, Gold, Atlas, Seide, Elfenbein, Marmor klassisch ineinanderschwimmen, umrahmt vom Azur des südlichen Himmels und mittelländischen Meeres, überhaucht von der rosenfingrigen Eos eines jungen erwachenden Geschlechts sinnentrunkener Übermenschen.

Doch diese Wortmalerei, an sich nicht neu, an die Conzetti des Euphuismus gemahnend, schlägt oft selber die Stimmung tot durch Überladung, eine schreiende Farbe neben die andre setzend. Auch die angebliche Psychologie darin ist nicht neu, sie ist französischen Geblüts und verrät ihre Anempfindung nach Maupassant, Bourget, France, wie denn sogar grobe Plagiate dem italienischen Kunstmessias nachgewiesen wurden. Diese Abhängigkeit von französischen Einflüssen, in Italien ja ohnehin überall erkennbar, scheint bei d'Annunzio nicht ungewollt, da er sich als Apostel der ganzen romanischen Rasse fühlt, die sich gegen die siegroichen „Barbaren" des Nordens gemeinsam aufraffen soll. Doch von den Barbaren selber muss man sein Gutes nehmen, wo man es findet. Richard Wagners Leben und Wirken erweckt Neid und Nachahmung, am Schluss von „Fuoco" wird Wagners Leichenfeier in Venedig als Apotheose des Künstlertums verherrlicht, des Übermenschen. Auch Böklins Naturromantik blieb nicht ohne Einfluss, doch modelte sie der Italienische Sprachmaler in lateinische Plastik um: auch er schuf Toteninseln und Meeridyllen, so verschieden von Böklin, wie Homer von Ossian, um im geschwollenen Hochmut seines Rassegefühls als Erbe und Abkömmling der Antike zu reden. Gleichwohl würden wir die Gerechtigkeit verletzen, wenn wir d'Annunzios Dichtertum als Krafterscheinung leugnen wollten. Seine Allegorieen schöner Sinnlichkeit haben einen monumentalen Zug, oft eine wundervolle Abrundung plastischer Bildlichkeit und dabei übergossen vom Schimmer einer wollüstig traumhaften Stimmung.

Wir können die zahlreichen d'Annunzio-Verhöhner nur beklagen, wenn sie für solche Reize sich blind stellen. Weder

Virgil noch Dante, von Leopardi und Carducci ganz zu schweigen, brachten die lateinische Eigenart, Symbolistik in Plastik umzugiessen, zu solcher Fertigkeit. Innerhalb der Grenzen italischer Poesieauffassung darf man ihn einen grossen Prosa-Lyriker nennen, wie auch im Vers seine Hymne an Garibaldi bewies. Dass er ein ganzer Undramatiker, hängt vielleicht damit zusammen, denn Plastik süsser Worte und Echtheit der koloristischen Milieustimmung machen noch kein Drama. Seine langatmige „Francesca da Rimini" enthält nicht mal so viel Dramatik, wie Dantes wenige Zeilen darüber, doch wird man wenigstens im Malatestino nicht Verheissung künftiger Charakterportraits verkennen. Seine „Tote Stadt" wäre ohne die Duse lebendig tot, und bezeichnenderweise packt die episch-allegorische Darstellung im Roman „Fuoco", wie dies Drama entstand und gedacht war, während die Ausführung kalt lässt. Die Argen von Argos beschwört er: Vernimm, wir sind von Tantalos' Geschlecht, doch man merkt bald, dass sie nur vom Geschlecht d'Annunzio sind, hermaphroditische Zwitter.

Die seelische Blutvergiftung durch Verwesungsmiasmen der Tantalidengrüfte steckt an wie eine Malaria, denn dieser spukhafte Fiebertraum entstammt wahrlich einem ethischen Sumpfe. D'Annunzio überhebt sich daher gar sehr, wenn er sich als neuer Petrarka und Poeta Laureatus eines neuen Grossgriechenland auf dem Kapitol krönen lassen möchte. Denn so brünstig er das Land der Griechen mit der Seele sucht, Griechisches ist nichts in ihm, dies Ebenmass ruhiger Stärke steht weit abseit von seiner perversen unruhigen Dämonie. Ödipus und Cassandra in modernem Kostüm — das ist eine Umwertung alter Werte von nicht minderer Geschmacklosigkeit, als alle ähnlichen Taten der Moderne. Und wenn er alle Schätze der italienischen Sprache vor uns verschwenderisch ausbreitet, unterscheidet man schwer, ob dies lautres Gold oder Talmi sei, wie bei jener aus echtem und falschem Metall gemischten Theaterdekoration der Duse, die jenen ausgegrabenen Schatz von Mykene vorspiegelt.

Denn Theater, Bühne, bleibt im Grunde die ganze Bilderei d'Annunzios. Manchmal scheint es, als leuchte seine glühende Sehkraft wie mit Röntgenstralen durchs Herz der Materie,

doch die Ideenstrahlen verflüchtigen sich sofort zu reinsinnlichen Vorstellungen lüsterner Materiegier. Den schlangenhaften Wirrnissen seiner Sansara dämmert nur fern im Hintergrund ein Nirwanagefühl. In ihres Nichts durchbohrendem Gefühle schwanken seine Helden, Spiegelbilder seines eigenen Innern, zwischen Mord und Selbstmord hin und her, auch ihr Morden ist feige und versteckt („L' Innocente“ „Trionfo della Morte“) oder perfider geistiger Giftmord („Piacere“ „Fuoco“ „Giaconda“ „La Dogaressa“.) Diese typische feige Grausamkeit möchten wir nicht missen, um das Wesen Nietzscheschen Philosophasterns zu ergründen, das d'Annunzio so logisch ergänzt. Systematisch gesteigerte Ichsucht träumt sich die Welt zur Vorstellung eigener Willkür, seine Romane entbehren notwendigerweise jeder Handlung, lauter Monologe und Dialoge, wo das Ich entweder einsam mit sich selber oder mit einer zum Opfer ersehenen Frau den Übermenschen herausbeisst. O klägliche Übermenschen, o Nietzscheaner, beschauet euch hier!

Dass d'Annunzio nach allem, was man hört, ein gar kleiner Mensch, ein Geck und brutaler Ichling mit garstigen Flecken, kümmert uns nicht zur Beurteilung des Künstlers, wohl aber des angeblichen Schönheitspropheten. Was hilft die wohlriechende schimmernde Toga so stinkender ethischer Hässlichkeit, die dunkel und krötenhaft durchs Labyrint ihrer Leidenschaften schleicht! Ein Glühwürmchen, das bei Nacht funkelt, in der Nacht eines degenerierten Fin-de-Siècle, doch bei lichter Tagesprobe ein widriges Insekt vorstellt.

Trotz all seiner Genialität — denn nur Toren können ihm diese bestreiten und nur für manirierte Affektation ausgeben, was leider nur zu echt aus dem Abgrund hervorquillt — bleibt so d'Annunzio, obschon ein ganzer Künstler, nur ein halber Dichter. Die auffällige Beschränktheit seiner einseitigen Gaben, aufällig bei so unzweifelhafter Ungewöhnlichkeit der Begabung, deren elektrische Kraft all seine französischen Vorbilder weit überstrahlt, liegt vielleicht in seinem Charakter begründet. Übrigens möchten wir ihm seine ethische Verkommenheit halb verzeihen, wenn sie nur trotziger und männlicher sich gebärdete. Aber seine schillernde Immoralität hat nicht nur etwas ausgesprochen

Weibisches, wie eben nur Degenerierten das Weib zum A und O der Schöpfung wird, das sie gleichzeitig als Schicksal anschmachten und brutal verachten, sondern etwas Demimondaines. Über all dem grossspurigen Schönheitskult schwebt ein ekler Moschusgeruch, eine parvenühafte Nachäffung aristokratischer Lebenshaltung, eine Überparfümierung, die nicht nach der ‚grossen Welt‘ duftet. Diese Beau Monde ist eine Demimonde. Zolas düstre Naturalismen haben noch Keinen verführt, doch pervers sentimentale Schmutzerei des „Piacere“ — plump ins Deutsche als „Lust“ übersetzt, während es gefälligen Genuss bedeutet — verschlingen gierig jene kleinen Lebemänner, die sich nach der Pseudo-Vornehmheit des grossen Lasters sehnen. Die herrlichen Natur- und Kunstschilderungen (besonders im ungerecht getadelten „Fuoco“ bewunderungswürdig) überschlägt d'Annunzios Lieblingsgemeinde, um bloss die geile Erotik lecker einzuschlürfen. Ja, er versteht das „Piacere“, zu „gefallen“, er spekuliert bewusst und unbewusst auf alle gemeinen Instinkte, wo sonst sein verfeinertes Ästhetentum nicht verfangen würde. Und seine düstre Brunst beklebt sich dabei mit Schönpflästerchen morscher kranker Sentimentalität, heuchelt vor sich selber. Seine brennende Wollust spielt mit dem „Feuer“, ob er sich auch dabei die Finger verbrennt und seine intimste Liebesaffaire zu einer europäischen Skandalfeuersbrunst aufbläst, die er kaum noch zu löschen vermochte. Doch auch damit fand das aufgeklärte Jahrhundert sich ab, es erkennt in diesem erlauchten Vertreter Geist von seinem Geist und besonders Fleisch von seinem Fleisch. Die abscheulichsten Dinge, die man sich intern über d'Annunzios Privatcharakter zutuschelt — ob alle wahr, können wir nicht untersuchen —, verzeiht man gern dem „Genie“.

Merkwürdig, dass noch alle wahren Genies der Menschheit nie auf solch liebevolle Nachsicht rechnen durften, sondern sich wie bei Byron unauslöschliche Verleumdung an ihrer Grösse rächt. So haben wir in diesem Halbdichter einer ästhetisch schwelgenden Halbwelt den richtigen „Übermenschen“, diese kostspieligste Blüte der Jahrhundertkultur: viel Geschrei und wenig Wolle, grosse Worte und kleine Gedanken, rasende Ichsucht, aber heimlich schleichend und

verzärtelt, ohne offenen mannhaften Trotz der Ichbetonung, ungeheure Anmassung, aber ohne vornehmen Stolz hohen echten Selbstgefühls, eine gleissende Sophistik, die sich als neue Wahrheit spreizt, während sie alten Wein und moderne Jauche in neue Schläuche füllt, das Getränk giftig und pestbazillenhaltig, aber die Schläuche von Sammt und Seide -- eine umgekehrte Hochzeit von Kana, wo sich heiliger Abendmahlswein der Natur in narkotisches kölnisches Wasser verwandelt, das belebend die Nüstern kitzelt, aber beim Hinabschlucken dem Unvorsichtigen den Gaumen verbrennt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sophistik, wo sie einmal die Regierung antrat wie in einer traurigen Verfallszeit der Hellenen, wirft sich auf alle Gebiete. Ihr System umfasst mit gleichem Wohlwollen alle Heiligtümer der Menschheit. So machte sie sich denn auch an die Religion heran und schuf eine Theologie der Sophistik. Nach David Strauss und seinen Ablegern kam der grosse Renan und zeichnete die Fussspur für eine neue liberale Theologie in protestantischen Landen. Die Kritik der Bibeltexte ward nun rein philologisch betrieben und der Buchstaben des Evangeliums so lange zu Tode kuriert, bis der ganze Geist zum Teufel ging. Renan, eigentlich Orientalist und Sprachforscher, entsprach dem dringenden Bedürfnis, die „Ursprünge des Christentums“ sophistisch breitzutreten, wobei er genau wie Ibsen offene Türen einrannte und Leichen totschlug, den übernatürlichen Heiligenschein der Mirakel mit einer Bravour zerstörte, die leider schon hundert Jahre nach Voltaire zu spät kam, dafür aber das eigentliche Geschäft besorgte, dem als Kadaver splitternakt ausgezogenen Christentum die Nägel zu beschneiden und das Haar zu scheeren. Auch dies geschieht, ganz im Geist des feigen Jahrhunderts, unter augenverdrehender Feierlichkeit eines indianischen Medicinmannes, der seine Gesundheitssprüchlein murmelt. Heilige und Märtyrer missfallen dem Sophisten natürlich und er warnt strenge vor Wiederholung. Mit dem Stifter der herrschenden Religion setzt er sich hingegen in einer schiefen und schielenden Zweideutigkeit auseinander, die um Gotteswillen nicht allzusehr anstössen möchte.

Jesus besass also laut Renan den Bildungsgrad jedes galiläischen Handwerkers. „Er unterschied sich in nichts von ihnen", sagt er ausdrücklich. „Er glaubte an den Teufel, den er als eine Art von bösem Geist auffasste, und bildete sich ein, dass Nervenkrankheiten die Wirkung von Dämonen seien." Mit einem Wort, Renan nimmt alle populären Aussprüche Jesu, mit denen er sich dem Vorstellungsvermögen der Menge anpasste, naiv buchstäblich. Wie Taine das landschaftliche Milieu zur Erklärung von Dichtern heranzieht, so haben die harmonisch stilisierten Berge von Palästina viel mit Jesu-Inspirationen zu tun („Vie de Jesus" p. 65). Das patriarchalische Idyll des galiläischen Lebens verursacht die liebevolle Milde und sanfte Behaglichkeit der christlichen Lehre. In der Wüste, die auf dem Weg von Nazareth nach Jerusalem „die letzte Etape" (p. 69) bildet, findet Jesus nur den starren Jehova, ja sogar Satan, aber im grünen Galiläa den lieben Gott, den himmlischen Vater.

Dass die Versuchung in der „Wüste" — später p. 114 soll es die am Toten Meere sein — entweder eine rein symbolische Allegorie oder aber möglichenfalls die grosse Wüste ist, die nach Ägypten führt und auf der Bonaparte nach Palästina eindrang, fällt Renan nicht ein. Dass die Flucht des Kindes mit den Eltern nach Ägypten, die er nicht mal der Erwähnung würdigt, vielleicht nur mythische Einkleidung eines Verweilens Jesu am Sitz der ägyptischen Mysterien und der Buddhasekte in Alexandria sein könne, zu derlei Spekulationen schwingt er sich nicht auf. Jeder einigermassen Eingeweihte könnte ihn belehren, dass die vierzig Tage in der Wüste eine direkte Anspielung auf die Probezeit der Adepten vor Erlangung der Weihe in den okkulten Mysterien enthalten. Aber Renans System besteht ja eben darin, alle Überlieferungen der christlichen Theosophie in naivster „Natürlichkeit" zu lesen und jeden Schimmers von Mystik zu entkleiden. Seine religiösphilosophische Bildung zeigt sich überhaupt im rechten Lichte durch die alberne Bemerkung an anderer Stelle, dass der Bramanismus sich nur durch Indiens konservative Starrheit bis heute hinfristen und der Buddhismus nie nach Westen vordringen konnte. Er bringt es fertig, Buddha (er nennt ihn „Sakya-

muni“) neben Plato, Paulus, Franz von Assisi und Augustinus zu stellen, in der Reihe derjenigen, die „Gott“ am tiefsten begriffen. Sehr richtig erfasst er freilich Jesu Gottesbegriff: „Er hat nicht Visionen, Gott spricht nicht zu ihm wie zu Jemand ausser ihm, Gott ist in ihm.“ Er setzt aber hinzu: „Man versteht anderseits, dass Jesus kein spekulativer Philosoph ist wie Sakyamuni. Nichts ist ferner von scholastischer Theologie als das Evangelium“ (p. 76). „Er trägt seinen Schülern keinerlei Raisonnement vor.“

Welche Oberflächlichkeit! Scholastische Theologie in dem uns bräuchlichen Sinne liegt Buddha noch ferner als Jesus. Spekulation und Raisonnement durchdringen aber alle Reden und Parabeln Jesu, er argumentiert fast in der nämlichen Weise mit Gleichnissen und Bildern wie Buddha, der auch im Wesentlichen die bramanische Philosophie nur popularisiert. Ebensogut wie man Philo-Hillel in Verbindung mit Jesus bringt, kann man sein propagandistisches Genie vom Studium Buddhas ableiten. Wenn er den Gott der Menschheit im Gegensatz zum Stammesscheich Jehova sucht, so stand dieser Gott ja schon längst am Ausgangspunkt der Indischen Weisheit. Und wenn er vom „Reich Gottes“ spricht, worin Renan eine besondere Originalität anerkennt, so passte diese an messianischen Volksaberglauben anknüpfende Redeform sich heimlich den theosophischen Mysterien an. Dass dies Himmelreich „inwendig“ in uns selber ruhe, drückt doch mit grösstmöglicher Klarheit und Schärfe eine Anschauung aus, die schlechterdings nichts mehr mit Hillel, Jesus Sirach oder dem Buch Daniel zu schaffen hat, wie Renan vorgibt. Nicht um ein chimärisches „fünftes Reich“ der Heiligen handelt es sich hier, sondern um das von Anbeginn ewige Göttliche im Menschen, um jenes Letzte, dessen Entdeckung Buddha ausrufen liess: „Das Heil ist gefunden, die Unsterblichkeit gewonnen.“

Ob also Jesus unmittelbar vom Buddhismus beeinflusst, wofür gewisse neueste Dokumentfunde in Ägypten, die seine dortige Anwesenheit bekunden, einen Anhalt geben, oder ob sein Genie rein spontan zu dieser höchsten Erkenntnis des „Gott-in-uns“ kam, jedenfalls steht jener uns in seinen eigenen Reden beglaubigte Jesus völlig abseits von sämt-

lichen jüdisch-semitischen Vorstellungen, aus denen ihn Renans Rationalismus fälschlich hervorgehen lässt. Lediglich als sozusagen ethischer Sozialreformer und Volksprediger benutzte er die vorliegenden hebräischen Vorschriften, aber nur um sie im Geiste Buddhas unendlich zu erweitern. Dass das Abendland immerfort von „christlichen Tugenden" der Demut, Mildtätigkeit, Verzeihung, Härte gegen sich selber schwatzt, bezeugt ja nur tiefe Unwissenheit, da dies alles mit altem Prioritätsrecht dem Buddhismus angehört.

Wenn Renan, um sich den Rücken zu decken, phantasiert: diese „an sich wenig originale" Ethik sei gleichwohl „die höchste Schöpfung, die aus dem menschlichen Gewissen hervorging", so muss man lächeln. Wohl aber stimmen wir bei: „Die Poesie der Vorschrift, welche sie lieben lässt, ist mehr als die (abstrakte) Vorschrift selber" (p. 84). Hierin, in der holdseligen Liebesfülle und der begeisternden Begeisterung des sittlichen Ernstes, steckt die wahre Genialität der Jesuworte, ihre weltbezwingende Kraft. Hierauf hätte Renan den Hauptakzent legen sollen. Gut und tüchtig betont er hingegen die allerdings mit Händen zu greifende Wahrheit, welche später allein die Puritaner richtig zu verstehen wagten, dass Jesus schroff und unbedingt jeden äusseren Kultus und jede kirchliche Priesterschaft verwarf und keinerlei Vermittler zwischen Mensch und Gott zuliess.

Obschon auch dies nur der buddhistischen Selbsterlösung entspricht, muss hier nachdrücklich zur Verherrlichung Jesu anerkannt werden, dass seine Ablehnung der Riten und Kulte, das „Anbeten im Geist und in der Wahrheit", nicht in Tempeln (Gespräch mit der Samariterin), viel offener und kühner sich ausspricht als bei Buddha, der doch Mönchorden bestehen liess und sogar empfahl. Mag dies auch in historischen Verhältnissen Indiens mit seinem bramanischen Kastenwesen bedingt gewesen sein, eine solche Ranggliederung der Heilsordnung behält immer noch einen Beigeschmack rückständiger Bevormundung, was Jesu vollständig fehlt. Ein solcher Vergleich wäre wirklich lehrreich gewesen, Renans Unkenntnis des Ur-Buddhismus hindert ihn aber an jeder Art richtiger Vergleichung, während seine Seitenhiebe auf den Buddhismus jeder Richtigkeit entbehren.

Und indes Renan dies absolut Revolutionäre in Christus herausfühlt, es übrigens lange nicht warm und energisch genug hervorhebt, kam ihm trotzdem nicht der wichtige Gedanke bei seinen langen entlehnten Erörterungen über die Echtheit der Evangelien (David Strauss u. a.), dass dies ein stärkster Beweis der Echtheit bezüglich der Jesu in den Mund gelegten Äusserungen, ja sogar für die verhältnismässig frühe und unmittelbare Abfassung der Evangelien ist. Denn bei der schon baldigen Einführung kirchlicher Gemeindegliederung in den Anfängen des Christentums würden die Priester sich wohl gehütet haben, derlei ihre eigene Amtsberufung in Frage stellenden Aussprüche in solch nackter, nicht misszuverstehender Unbedingtheit stehen zu lassen, geschweige denn zu erfinden, wenn nicht die allgemeine Verbürgtheit derselben, die also nicht zu fälschen und zu umgehen war, vorgelegen hätte: nämlich Aufzeichnungen der Jünger unmittelbar nach Jesu Tode oder schon bei dessen Lebzeiten. In Fragen, wo jede historische Ermittelung nur auf äusserer Wahrscheinlichkeitsberechnung beruht, gewinnen derlei Beweise innerer Wahrscheinlichkeit besonderes Gewicht. Dass die Pfaffenschaft es wagen konnte, ein jede jüdische Hierarchie noch weit überbietendes Kirchentum im Namen ihres Verneiners und Verdammers aufzurichten, liefert neuen Beitrag zur Nicht-Evolutionsfähigkeit der Menschheit, sofern man sie aktuell und irdisch auffassen will. Man begreift aber auch hier die Klugheit der Kirche, die sogenannte Heilige Schrift dem Lesen der Laien vorzuenthalten, da sie offenbar den schroffen Widerspruch Christi zum sogenannten Christentum recht wohl begriff und fürchtete, andere Leser würdens wohl auch begreifen. Wir möchten jedoch einschalten, dass unsere Entrüstung über die Fälschungsfabrik des Priestertums nur abstrakt Berechtigung hat, die katholische Kirche hingegen als politisches Gebilde höchst segensreich die praktischen Bedürfnisse befriedigte und aus Christi Lehre sich das Mögliche aneignete, was dem realen Zustand der durchschnittlichen Religionsfähigkeit als menschliche Gesellschaft entsprach.

Wo Renan auf die „Taufe“ zu sprechen kommt, vermissen wir sogar seinen Rationalismus. Offenbar haben wir

nämlich hier, abgesehen von der im Orient allgemeinen und besonders vom Islam aufgenommenen Bedeutung der „Waschungen", gleichfalls einen indischen Anklang vor uns, gemäss den rituellen „Besprengungen" der indischen Fürsten. Genau so wie man später das Jordanwasser in christlichen Kreisen für ein besonderes Weihwasser hielt, sandte König Asoka dem König von Ceylon heiliges Gangeswasser zu nochmaliger Krönung in Buddhas Glauben, gleichsam zu buddhistischer Neugeburt durch „Taufe". Bei Renan aber erscheint die Taufe als blosse Nachahmung und Anbequemung Jesu gegenüber einem barocken Einfall Johannes des Täufers. Auch fehlt bei Renan der Hinweis, dass die „Heilige Taufe" in den Evangelien nirgendwo eine Bedeutung hat, wie später in der Kirche, und dass das meiste darauf Bezügliche wohl nur eine Interpolation der Priester vorstellt, wie er sie ganz richtig besonders im Evangelium Johanni annimmt.

Überall, wo es bloss aufs Reale und Praktische in Jesu Wirken ankommt, urteilt Renan klar und treffend. Dass Jesu „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" lediglich einen erhabenen Hohn enthält, entging Renan nicht. Er nennt seine Unterwerfung unter die bestehende Ordnung „dérisoire au fond" (p. 119), wie auch Pauli „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, denn (auch) solche ist von Gott" natürlich den gleichen pessimistischen Sinn hatte, während Staat und Kirche daraus ihr Gottesgnadentum fälschten. Wir hätten dies alles bei Renan schärfer gewünscht, immerhin erfreut sein Satz: „Er gründete die grosse Lehre der transcendentalen Verachtung (dédain), wahre Lehre der Seelenfreiheit, die allein Frieden gibt." Allerdings meint er, diese Passivität aus Verachtung habe das bürgerlich-politische Pflichtgefühl vermindert, und wozu derlei führt, zeigen uns, wie Renan hätte anführen sollen, die Zustände im kaiserlichen Byzanz. Es scheint jedoch zweifelhaft, ob die Knechtschaffenheit der Menschen in den ersten Zeitaltern der christlichen Herrschaft eine Wirkung davon oder nicht umgekehrt sie selbst die Ursache dieser Ausartung des Christentums sei. Denn unter den heidnischen Cäsaren ging dieselbe sklavische Gesinnung im Schwange, obschon der römische Polytheismus ursprünglich nichts dazu beitrug. Viel-

mehr fehlte damals auch noch das Sprachrohr freier Selbstbestimmung, das sich selbst in Byzanz Priester und Gläubige wenigstens in religiösen Dingen bewahrten. Eine moralische Revolution, wie Christus sie wollte, untergräbt viel sicherer die Wurzeln der Tyrannei, als ein weltlicher Aufruhr, indem sie das für brutale Unterdrückung notwendige Milieu zu verändern strebt. Ausserdem darf man Jesus nicht verantwortlich machen für Auslegung seiner späteren Interpreten. An einer Stelle erklärt er sogar ausdrücklich die Steuereintreibung für unrechtmässig, verneint also hiermit den Staatsbegriff an sich. Und die stolze Vornehmheit, mit welcher der demokratische Revolutionär sogar Sr. Excellenz dem Oberpräsidenten Pilatus imponierte, übte unbewusst einen starken politischen Einfluss als Beispiel völliger Unabhängigkeit von den „Herren dieser Welt".

Hingegen vermag Renan sich dem Bann kirchlicher Auffassung nicht zu entwinden, indem er Jesu Selbstbezeichung „Sohn Gottes" wörtlich nimmt, obschon die stete gleichmässige Selbstbezeichnung „Menschensohn" doch genügend widerspricht. „Menschensohn" ist aramäisch synonym mit „Mensch" oder „Menschheit" und Jesus nennt sich „Gottessohn" in dem gleichen Sinne, wie er die Menschen auffordert: „Kinder zu sein des Vaters-im-All" oder „Lichtsöhne". Dass er, der Buddha, das Göttliche des Menschen natürlich in Sich am höchsten entwickelt sieht, gibt ihm das Recht, sich sozusagen den Gottessohn par excellence zu nennen, nicht aber im Sinne der kirchlichen Mythologie. Ebenso fasst Renan die Prophezeiungen Jesu auf ein kommendes Gottesreich und Zerstörung der Welt wörtlich auf, während es sich offenbar nur um parabolische Gleichnisse handelt: allgemeine Ahnung der allerdings sehr nahen moralischen Revolution, die dem alten Cäsarenreich ein Ende machte.

In seiner Halbheit, von der man nie weiss, ob sie aus blosser mutloser Rücksicht oder aus eigener Verworrenheit stammt, scheut Renan sich nicht, Sätze zu schreiben, wie: „Wenn Jesus aus dem Schosse seines Vaters sein Werk sich in der Geschichte vollenden sieht, so kann er wahrlich sagen: Das hab ich gewollt", nämlich die Freiheit der Seelen gründen. (p. 121). Die Freiheit der

Seelen in der katholischen Kirche! Man glaubt zu träumen.

Gleich darauf hat er freilich einen Anflug von Grösse: „Es gibt Leute, die bedauern, dass die französische Revolution mehr als einmal von ihren Prinzipien abfiel und dass sie nicht von gemässigten Weisen gemacht wurde. Wenden wir doch nicht unsere kleinen Bourgeoisprogramme auf solch Bewegungen an, die unsern Wuchs so hoch überragen!.. Die Idee Jesu war die revolutionärste, die je ein Menschenhirn einschloss. Sie soll in ihrer Gesamtheit begriffen werden und nicht mit furchtsamem Unterdrücken von Teilen, die sie grade zur Regenerierung der Menschheit wirksam machten.“ Die Widersprüche gegen unsre heutige Weisheit, das angeblich Utopische in Jesu Idealen, bedürfen aber keiner Renanischen Entschuldigung, weil sie nur in dessen banal wörtlicher Auslegung als solche erscheinen. An Renan kann man sehen, welche Verheerung die Kirche in katholischen Ländern, wo sie noch in voller Geisterknechtung schwelgt, in den Köpfen angerichtet hat. Dieser angebliche Kritiker und Skeptiker zeigt sich durchweg unfähig, Jesu theosophische Offenbarungen anders als in kirchlicher Wörtlichkeit aufzufassen. Dass die Jünger, ungebildete Illuminierte, gleichfalls in ihrer Trivialität die Begriffe „Gottessohn“ und „Himmelreich“ wörtlich nahmen und zwei besonders Ehrgeizige Jesum ersuchten, ihnen doch gütigst einen Platz neben sich auf seinem Himmelsthron zu verschaffen, was beiläufig auf St. Johanni moralische Reife ein recht übles Licht wirft, beweist nicht nur nichts für Renans Meinung, sondern Jesu strenge Abwehr: nicht ihm sei es gegeben, Eingang ins Gottesreich zu gewähren, „sondern allein dem Vater“, beweist unwiderleglich, dass eben Jesus „Gottessohn“ und „Himmelreich“ nicht wörtlich auffasste. Von dieser unbewussten Kirchlichkeit Renans ist aber nur ein Schritt zur ödesten Nüchternheit, weil er natürlich erstere nicht Wort haben will. Und so erdreistet er sich gleich darauf (p. 162) Jesus als einen bewussten Betrüger hinzustellen. „Er benutzte ein unschuldiges Kunststück wie Jeanne d'Arc. Er gab vor, etwas Intimes über den, dessen Herz er gewinnen wollte,

zu wissen. Verheimlichend den wahren Grund seiner Kraft.. liess er glauben, dass Offenbarung von oben ihm Geheimnisse entdecke .. Man sagte, dass er mit Moses und Elias verkehre" u. s. w. Die Berufung auf Jeanne d'Arc ist köstlich, wenn man die vielen Pathologenstudien über deren Visionen vergleicht, deren illusionäres Vorhandensein niemand je bezweifelt hat. Dass eine aus den Quellen des Unbewussten getränkte, zu mahatmamässiger Beherrschung der Materie aufgestiegene Jesuskraft sehr realen Verkehr mit übersinnlichen Gewalten haben könne und seine sogenannten Mirakel für Okkultisten nur wenig Unwahrscheinliches in sich tragen, — abgesehen davon, dass sie sich durch suggestive Hypnose erklären lassen, was dem damaligen Renanschen Wissenschaftsmilieu freilich unbekannt blieb —, das alles geht natürlich über den Horizont solches seichten Aufkläricht.

Dass er die kirchliche Übersetzung „Selig sind die Armen an Geist", was den Pfaffen sehr recht sein konnte, in ihrer Fälschung nicht erkannte, macht seiner theologischen Sprachforschung wenig Ehre. „Selig, die nach Geist hungern", wie es richtig heisst, hätte allerdings Renans kleinliche Auffassung des Geisterbefreiers stutzen machen sollen.

Wo aber ein Pfad zu richtigem Verständnis aufdämmert, da macht er sich aus dem Staube. Er gibt nämlich zu, dass Jesu Parabeln, für die sich im Judaismus nirgendwo ein Vorbild finde, in Buddhistischen Büchern sich „exactement du même ton et de la même facture" finden. Doch tröstet er sich, es sei „schwer zuzulassen, dass buddhistischer Einfluss sich hierin ausgeübt habe", und damit Schluss. Natürlich! Hätte er die innere Identität der Jesulehre mit dem esoterischen Buddhismus wahrgenommen, so wars zu Ende mit der banausisch-kirchlichen wie banausisch-rationalistischen Auslegung. Ein Buddha hantiert nicht mit blasphemischem Grössenwahn eigener Göttlichkeit oder konkretem Himmelreich oder persönlichem Herrgott oder Preis der geistigen Armut, da er im Gegenteil alles Heil vom Erkennen ableitet, vom „Geist der Wahrheit", den Jesus den Jüngern hinterlassen will.

Dagegen erkennt Renan sofort wieder klar das Praktisch-reale des christlich-buddhistischen Sittengebots, dass die

Todsünde der „Habgier", deren richtige Auslegung die Staatskirche später nicht zuliess, rundweg in Jesu Sinne jedem Eigentum anhaftet, dass der Reiche nicht in die „Hölle" kommt, weil er besonders schlecht, sondern schon weil er reich war, dass der Kommunismus schlankweg von Jesus zum Gesetz erhoben wurde. (Beiläufig weiss Renan wieder nicht, dass das Gleichnis „ein Kameel durch ein Nadelöhr" sich auf ein so benanntes niedriges Tor in Jerusalem bezieht.) Treffend hebt er das Anarchisch-Revolutionäre hervor, das alle Unterdrückten und auch die vom Judentum geächteten Häretiker und Heiden gegen die Herren dieser Welt aufruft. Hier wäre wichtig gewesen festzustellen, dass Jesus notwendig, durch historische Lage seiner Inkarnation bedingt, realistischer auftreten und ins zeitliche Weltübel eingreifen musste, als Buddha in Indiens Meeresstille, dass also seine Aufgabe sich von derjenigen Buddhas unterschied. Letzterer hätte auf das willenswilde Europa und gräkisierte Vorderasien niemals wirken können, wie der heroische und revolutionäre Buddha am Jordan, der einen praktischen Umsturz der Satansmächte erstrebte, zwar ohne äussere Gewalt, doch mit dem Drucke sittlicher Strenge. Jesu rücksichtslose Verletzung aller konventionellen Gesellschaftsmoral schildert Renan richtig, doch ohne die nötige begeisterte Wärme für die Grossartigkeit dieser Berufung aller Sünder und Schwachen. Obschon der Satz, dass die Taten nichts und die Gesinnung alles seien, echt buddhistisch und von Gotama wohl auch revolutionär der brahminischen Gesetzesheiligkeit entgegengestellt wurde, übrigens nur durchs Karmagesetz richtig erklärt werden kann, so wäre es schnöde Verkennung, leugnen zu wollen, dass erst durch Jesus diese erhabene Wahrheit mit voller Kraft zum Ausdruck kam. Ganz eigentümlich ist ihm ja überhaupt der herrliche Begriff der „Liebe" im weitesten Sinne, das wundervolle „Ihr ist viel vergeben, denn sie hat viel geliebt", das unvergleichliche „Wer sich rein fühlt, der werfe den ersten Stein!" Die Erzählung dieses Vorgangs in den Evangelien mit der entzückenden Einzelheit, dass Jesus abseits mit dem Finger in den Sand schreibt, liefert uns einen neuen Beweis für die unbedingte Echtheit der Evan-

gelien, was ihre historische Treue anbelangt: Derlei Züge erfindet man nicht! Leider fanden wir nirgendwo in theologischer Beleuchtung dieser Herrlichkeiten ein tieferes Ausschöpfen der transcendentalen Ethik in der Antithese: „Hat dich keiner verurteilt?“ „Herr, keiner.“ „So verurteile ich dich auch nicht. Gehe hin und sündige nicht mehr!“

Wenn man an so viele ähnliche Dinge in Jesu Worten und Werken denkt, fällt es schwer, sich eines Ausbruchs tränenvoller Begeisterung für diesen edelsten der „Gottessöhne“ zu enthalten. Wenn es möglich wäre, diese Abgrundtiefe bei scheinbarer Einfalt, diese grenzenlose Genialität in scheinbarer Schlichtheit, worin Poesie, Philosophie, ethische Vorschrift und handelnde Tat sich unlösbar verschmelzen, uns zu verekeln und als eine blosse reizvoll naive Phantasmagorie eines liebenswürdigen Träumers erscheinen zu lassen, Renans Nüchternheit brächte es fertig. Dass er „So ihr nicht werdet wie die Kinder“, „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ allen Ernstes wörtlich nimmt, während Jesus offenbar nur symbolisch die Überlegenheit des Unbewussten über das kaltverständige Bewusstsein ausdrücken wollte, wundert uns nicht mehr. Dabei schwankt er so sehr, dass er auf einmal p. 243 cf. erklärt, Jesus habe sich nie für „Gottes Sohn“ ausgegeben, sondern nur in dem Sinne, wie „alle Menschen es in verschiedenem Grade werden können“, was schnurstracks seinen eignen vorherigen Auslassungen widerspricht. Das Gleichnis vom Abendmahl, über dessen Symbolik Wolfgang Kirchbach („Was lehrte Jesus?“) Vortreffliches sagt, nimmt Renan wieder wörtlich wie die Kirche.

Aber staunen muss man, wie dieser Gelehrte ernstlich von übertriebener Rigorosität einer besonderen Christenmoral redet, während alle drakonischen Gebote Jesu ganz einfach die Vorschriften Buddhas, der „sieben Pfade zum Heil“, nachtönen. Auch hierin steckt absolut nichts Neues und Originales, sondern nur in der Umwandlung des „Wohlwollens“ in feurige „Liebe“, des Unbegreiflichen in einen liebenden „Vater in All“, sowie im sozialpolitischen Radikalismus. Wenn die Jakobiner schlechtweg Jesus „den ersten Jakobiner“ und Pater Lacordaire ihn „den grössten Sozialisten“ nannten, so trifft dies unbedingt zu. Deshalb

wird Jesus niemals aus dem Mittelpunkt menschlichen Denkens schwinden, er gab zuerst dem Menschen das wahre Freiheitsgefühl. Wie Cäsaren, Hohepriester, Pharisäer, Mammons- und Kriegsknechte in seinem Namen mit frecher Stirn die erwachte Menschheit wieder einzuschläfern und zu erdrücken suchten, so wird man einst nochmals in seinem Namen, wie schon Puritaner und Hussiten umsonst versucht, befreien und erlösen. Denn allerdings ist das Reich der sittlichen Freiheit „nicht von dieser Welt" und das Jesusreich des unbewussten Göttlichen im Menschen harrt jenseits der ordinären Bewusstseinsschwelle. Aber Jesus hat damit keineswegs passive Unterwürfigkeit empfohlen, wie sie dem Staatspfaffen passt. Denn eine so völlige rücksichtslose Verdammung von Staat und Kirche, da sie nicht nur theoretisch, sondern praktisch im Lebenswandel nachgeahmt werden sollte, ruft unweigerlich den Kampf hervor. Drum entspricht es der Wahrheitstreue Jesu, dass er von weichlichem Verbrüderungsdusel mit den Schlechten nichts wissen will, sondern Anathema über die Pharisäer hindonnert und offen zugibt, er bringe nicht Frieden, sondern das Schwert.

Nachdem Renan allen Schmelz von der christlichen „Legende" abgestreift, uns Jesum zuletzt als polternden Fanatiker und melancholischen Schwachmütigen gezeigt, der erst in der Gefahr seinen Heldenwillen wiederfand — während sowohl die Drohreden als dies vorübergehende Zurückschrecken vor dem vorausgeschauten Martertod einen wohltätigen Beweis für die Menschlichkeit des transfigurierten Gottmenschen enthalten, daher mit zur Vervollständigung seiner Aufgabe gehören —, verkriecht sich Renan am Schluss wieder hinter Zweideutigkeiten, die einen kirchlichen Beigeschmack haben. „Für einige Stunden Leidens erkauftest du die völligste Unsterblichkeit... deine Göttlichkeit ist begründet ... aus der Höhe göttlichen Friedens wirst du den unendlichen Folgen deiner Taten beiwohnen." Ja, was heisst das? Soll der Rationalist, der sich an Renans ironischer Ablehnung der „Auferstehung" labt, dies verdauen oder der Kirchenchrist? In welchem Sinne sind Unsterblichkeit und Göttlichkeit und das ewige Beiwohnen von oben aus der Höhe denn hier zu

verstehen? Was ist eine „völligste“ (la plus complète) Unsterblichkeit?

Wo? Auf Erden im Nachruhm oder im „Himmel“? Renan bleibt uns die Antwort schuldig: weil er keine weiss, lässt er uns im Ungewissen, ob er figürlich oder wenigstens als Deist redet, dem die Begriffe persönlicher Gott und persönliche Unsterblichkeit jedes Menschen noch geläufig. So geht seine wissenschaftliche Polemik aus wie ein Hornberger Schiessen. Pater Didon veröffentlichte ein interessantes Gegenbuch vom katholischen Standpunkt, der ja natürlich wissenschaftlich unhaltbar ist. Er hätte lieber einfach konstatieren sollen, dass es ja gleichgültig sei, ob Jesus schon im Leben „Gottes Sohn“ war oder der Tod „seine Göttlichkeit begründete“. Was Mirakel nnd Auferstehung, Transfiguration auf dem Berge, Himmelfahrt, Wiedererscheinen Jesu in Emmaus und vor dem ungläubigen Thomas betrifft, so lässt sich dies alles freilich mit Renan als hysterische Halluzination oder direkter Betrug (Wiedererweckung des Lazarus) auffassen, wie eben jeder Spiessbürger urteilen würde. Immerhin setzt er dabei eine sittliche oder pathologische Verkommenheit der Jünger und Anhänger, sogar Jesu selber voraus, von dem er sogar wiederholt ironisch erzählt, dass ihn die Zurufe „Messias“, „Sohn Davids“ sehr erfreut hätten, wie jeden andern eiteln Volkspropheten! Solche Unehrlichkeit widerspricht doch gänzlich der sonstigen offenbaren Aufrichtigkeit der Evangelien (das von Johannes inspirierte teilweise ausgenommen), da sie peinlich genau Äusserungen Jesu und Einzelheiten über die Jünger registrieren, welche eine künstliche Mache niemals mitgeteilt hätte. Wer aber zu wahrer Reife kam, nämlich der Theosoph, wird Mirakel-Fragen völlig offen lassen.

Das Verderbliche und Unsinnige der christlichen Mythologie besteht lediglich darin, dass sie derlei „Supranaturelles“ als besonderes und einziges Eigentum Jesu als eines „Gottes“ auffasst und die Erscheinung des Gottmenschen auf diese einzelne Erscheinung beschränken will. Das wäre ein wissenschaftlich unannehmbarer gewaltsamer Bruch in der Weltordnung. Dagegen wird derjenige Mirakel und Transfiguration und Auferstehung in sichtbarem Wiedererscheinen

durchaus als möglich gelten lassen, wer sich mit der Geheimlehre vertraut machte. Warum sollte eine so beispiellose Selbsterweckung des Unbewussten, eine solche Erhöhung des „Manas“ (der unsterblichen Seelenvernunft) in Jesus nicht Dinge möglich gemacht haben, die sogar indischen Fakiren und vollends den „Mahatma“ erreichbar wären?

Immer wieder wird klar, dass Jesus überhaupt nur durchs Medium der esoterischen Geheimlehre verständlich werden kann. In dieser Hinsicht möchten wir noch bemerken, dass der „Glaube“, auf den die bibelübersetzenden Theologen natürlich ein Hauptgewicht legten, zwar unrichtig eingeschmuggelt und „Pistis“ richtig „Vertrauen“ („wer auf meine Lehre vertraut“, nicht „wer an mich glaubt“) bedeutet, beides aber in dem wahren von Jesus gemeinten (absolut nicht kirchlichen) Sinne aufs Gleiche hinausläuft. Die These, dass der Glaube — nämlich Vertrauen auf göttliche Kraft des geläuterten Unbewussten — Berge versetze, gehört zur Grundwahrheit transcendentaler Mystik. Alle Versuche, mit blosser rationalistischer Ethik, sei sie noch so edel und human, das Leben Jesu aufzulösen (Kirchbach „Was lehrte Jesus“) und mit Ausmerzung alles Supranaturellen nur die ethische Lehre bestehen zu lassen, tragen daher den Verwesungskeim in sich. Sie müssen den Tatsachen Gewalt antun, die Evangelien als blosse Märchen bei Seite schieben und stossen dennoch bei ihrer Ausscheidung der „Lehre“ auf lauter innere Widersprüche gekünstelter gewaltsamer Auslegung. *Leben und Lehre Jesu sind eins.* Gewiss enthält letztere die erhabenste Philosophie der Ethik, aber gleichzeitig veranschaulicht durch lebendiges Sein. Was Jesus wirklich meinte (vergl. u. a. das wunderbare Gespräch mit Nikodemus), ist nur dem Theosophen sonnenklar, muss aber jedem denkenden Katholiken wie jedem Rationalisten immer nebelhaft bleiben, ein unerklärliches unergründliches Geheimnis zurücklassen, an welchem Ersterer als Kirchenvater oder Luther mit allerlei Krümmungen und Verrenkungen theologischer Scholastik umsonst rüttelt, während Letzterer das offenbar Mystische als geschwollenen Unsinn und verbrämende charlatanische Beigabe von der *ihm* verständlichen humanistischen Ethik trennen muss.

Renans Lebenswerk „L'Histoire des Origines du Christianisme" kann daher kaum im Fache historischer Kritik und Analyse einen dauernden Wert beanspruchen. Denn der wahre „Ursprung des Christentums", nämlich die uralte Geheimlehre des esoterischen Brahmanismus, blieb ihm verhüllt.

Bourgets „Psychologie Contemporaine" verweilt bei Renans bretonischer Abkunft, welche in ihm ein lebhaftes religiöses Fühlen erhielt. Für diese Behauptung finden wir manche Beweisproben, wenn wir seine Werke durchblättern. Seine Schwester redet er in der Vorrede zum „Vie de Jésus" an: „Erinnerst du dich, am Busen Gottes, wo du ruhst." Sein moralisierender Ernst, den er als Massstab an alle historischen Dinge anlegt, verführt ihn, jede Heiterkeit als „seltsames Vergessen des Menschenschicksals" zu verdammen, und zog ihn zur deutschen Philosophie hin. Mit Taine zusammen setzte er das Majestätsverbrechen der Staël fort, deren „De l'Allemagne" einst Polizeiminister Savary mit köstlicher Selbstironie als „nicht französisch" brandmarkte, dem chinesischen Kinderdünkel seiner Landsleute die Überlegenheit deutscher und britischer Geisteskultur vor Augen zu führen. Aber die germanische Kühnheit und Kraft lässt seine eigene elegante Sanftmut gar sehr vermissen. Von kirchlichen Vorstellungen vermag er sich unbewusst nicht loszureissen, während er das Ideale und Transcendentale niemals mit freiem Aufflug begreift, sondern nur umgekehrt mit Methoden eines Sensualisten ganz im Styl der französischen Schule (Condillac, Comte) es zersetzt und verflüchtigt.

Er redet von Gott und Unsterblichkeit wie von konkreten Dingen im Style eines Kanzelpredigers und dann wieder sind ihm dies nur „gute alte Worte, etwas schwerfällig, welche die Philosophie in immer raffinierterem Sinne auslegen wird." Das Prädikat raffiniert fällt hier unangenehm, aber bezeichnend ins Ohr und auf klare Interpretation selber müssen wir bei ihm verzichten. Wenn er einmal die triste Wendung findet: „verzweifelt, sagen wir besser: ruhig", so bekennt er den wahren Zustand seiner Seele und doch wieder nicht. Denn wo kann solche skeptische Halbheit Verzweiflung und wo gar Ruhe finden? Nero ist ihm „ein armer junger Mann",

der eine einzigartige Rolle durchführte! Der Moralist verfällt in sträfliche Nachsicht, weil seine kühle Ironie die tausend Gesichter der Isis Natur alle gleichzeitig wiederspiegeln möchte. Die christlichen Märtyrer sind ihm peinlich und widerwärtig. Er sucht sich zu vervielfältigen, ins Wesen jedes Kultus einzudringen, alles zu verehren und alles zu verwerfen. Hierdurch aber verwischt sich alles Feste, das Leben wird ein amüsanter Dilettantentraum, Renan selbst aber.eine typische Persönlichkeit für den Seelenzustand unzähliger Gebildeter. Die achtungswerte Verzweiflung des Ungläubigen (Jouffroy „Nuit de Décambre") liegt ihm ebenso fern, wie der Ideologenfanatismus von Lamennais („Paroles d'un croyant"), welcher humanitäres Freiheitspathos mit dem Brustton eines Hetzkaplans vorträgt, als antikirchlicher Radikaler geradeso feurig masslos, wie vorher als kirchlicher Gottsucher. In Renans zahlreichen Schriften wird gelegentlich die Notwendigkeit, ja die Natürlichkeit der Religiösität betont, welche geradezu ein Produkt des normalen Menschen sei. Gerade wenn der Mensch gut sei und „die Dinge uninteressiert betrachte", finde er „den Tod empörend und absurd" und verbinde die Tugend mit ewiger Ordnung. Drum sei er „der Wahrheit am nächsten" (le plus dans le vrai), wenn er am religiösesten und überzeugtesten von unendlicher Bestimmung sei. Wie aber stimmen Renans Gemütsaufwallungen, denn weiter sind sie nichts, mit der trockenen Analyse seines Lebenswerkes, wonach Religion nur eine Hypothese wie jede andere erscheint?

Wenn er selbst nicht glauben kann, warum haben denn andere wie Pascal und Malebranche geglaubt? Darauf weiss er keine Antwort. Umgekehrt aber verspottet er die Abstraktion der Philosophen, die etwas, was nie existierte, an Stelle der Realität setzen. Denn jedes Dogma sei real, sobald es sich im Gewissen der Menschheit festsetzte! Auf solche Weise kann man natürlich auch nach der Unfehlbarkeit des Pabstes oder irgendwelchem Dogmenmonstrum der Tridentiner Konzile hinschielen! „Etwas, das nie existierte?" Wo nicht? In der irdischen Realität? Was hat denn die mit dem Absoluten zu schaffen, das jeder echte religiöse Gedanke sucht und das nur im Abstrakten erfasst werden kann?

Das Ende vom Liede Renans bleibt, dass alle religiösen Ideen, nicht nur die Formen, Illusionen sind und dass nur ein vaguer Empfindungsdusel, ein unklarer Impuls, als Residuum des religiösen Bedürfnisses vorhält. Ja, derlei Gemütsräusche, wie die seiner bretonischen Kirchengänger, sind sicher nicht „le plus dans le vrai", nicht von realem Gutsein, sondern von sehr untergeordneten Motiven religiöser Selbstsuchtethik geleitet. Doch dies zu zergliedern scheut sich Renans Halbheit. Zum wahren Gottsuchen vermag sie sich nicht aufzuschwingen, den Gott der Religionsmythen aber beseitigt sie teils mit glatter wehmütiger Ironie, teils lässt sie ihn wieder bestehen. Auf diesen nebulosen Trümmern erhebt sich nur ein Reales: der intellektuelle Hochmut! Der hat sich in seiner „Reforme intellectuelle et morale" ein Denkmal gesetzt, das im symbolischen Drama „Caliban" sich fortspann, wo der gekrönte Pöbeldemagoge sofort wieder Prosperos Herrschmethode aufnimmt und jede Civilisation als Werk der Aristokraten zugibt, ferner in den „Philosophischen Dialogen" als aristokratisches Ideal die strenge Oligarchie der Philosophen über die dumme Menge aufstellt!

Freilich tat dies schon Plato, aber damals in einem dazu passenden Milieu, während die moderne Demokratie gar keinen Boden für die Nützlichkeit eines solchen utopischen Ideals gewährt. Auch hier haben wir in Renan einen typischen Vertreter einer reizvollen Eigenart des „Jahrhunderts der Wissenschaft" (als ob nicht alles Grosse der Wissenschaft früheren Jahrhunderten angehörte!), nämlich des Gelehrtendünkels, der völlig den Platz der einstigen Pfaffenschaft einnahm. Die Kirchenmacht gespenstert nur noch in den Niederungen herum, infallibel und omnipotent thront auf den Höhen das Verlehrtentum. Wenn Brunetière von einem wirklichen Bankerott der Wissenschaften faselt, so braucht uns freilich dies klerikale Lallen eines Unwissenden für Unmündige nicht zu stören. Aber dass Comtes Prahlerei „Savoir c'est pouvoir" auf derber Selbsttäuschung beruht, wissen wir lange. Deshalb geziemt dem heutigen Gelehrten, aus dem Allmachtrausch erwacht, vor allen Dingen Bescheidenheit und erst recht dem Philosophen, der doch das natürliche und innere Geschehen der Dinge

begreifen möchte. Eine Gelehrtenoligarchie fehlte grade noch, um das Chaos der modernen Gesellschaft zu vervollständigen! Naive Tat- und Schöpferkraft, mit einem Worte produktives Talent, und eigendenkerische spontane Erleuchtung fruchten hundertmal mehr für gesunde Entwickelung, als ein entweder unfruchtbarer oder kritischer Wissenswust, durch dessen Anhäufung und Ausübung grade die naiven höheren Kräfte des Unbewussten gelähmt werden müssten.

Zu welchen verhängnisvollen Irreführungen gelehrte Paradoxen, die mit allem Pomp der Pedanterie als neue Heilswahrheiten auftreten, verleiten können, dafür bietet Taine, Renans Zeitgenosse und Mitstreiter, ein schönes Versuchsobjekt. „Laster und Tugend sind Produkte wie Vitriol und Zucker", das Milieu ist alles: über solche grause Entdeckung fiel der Bischof von Orleans in Ohnmacht und denuncierte Taine als Gottseibeiuns, während der materialistische Zeitgeist sich vor Entzücken nicht zu lassen wusste. Besonders der populäre Sozialismus geriet aus dem Häuschen vor Inbrunst über ein „wissenschaftliches Dogma", natürlich „dokumentäre Tatsache", das all seinen Chimären willkommenen Halt bot. Aber gewiss! Alle Gebrechen des souveränen Volkes sind nur Folge seines Milieu, Verbrechen und Laster verschwinden von selber, sobald nur das Himmelreich auf Erden des sozialen Staates gegründet. Verweilen wir einen Augenblick bei obigem obscönem Satze, um ihn in seiner ganzen „wissenschaftlichen" Nichtigkeit zu enthüllen.

Die bestimmten Produkte Vitriol und Zucker entstehen aus bestimmten Kombinationen und immer nur den gleichen. Laster und Tugend aber sind schon an sich unbestimmte Produkte und entstehen aus unzählbar verschiedenen Kombinationen. Ohne uns aber auf dialektische Silbenstecherei einzulassen, nehmen wir das Bild des Lebens selber als Gegenbeweis. Allerdings werden viele Laster, Verbrechen, oder was die Klassenjustiz dafür ausgibt, durch ungünstiges materielles Milieu erzeugt, desgleichen viele Tugenden, da die Armut den einen zum Verbrechen, den andern zu besonderer Fleissanspannung reizt. Allerdings verhindert ein günstiges materielles Milieu oft das Hervortreten des „Bösen", ebenso oft aber dient grade dies dazu, eine

Unzahl perfider Verbrechen und Laster der Selbstsucht zu erzeugen und zu bestärken. Es lässt sich kurzum nicht die geringste Regel darüber aufstellen, da der Einfluss des Milieu milliardenfältig sich differenziert und rein individuell sich abfärbt, obendrein auch nur ein scheinbarer ist. Das endlose Milieu-Geschwätz bedeutet entweder einen Truism, nicht der Mühe wert, ihn zu beweisen, oder eine Albernheit. Denn dass Zeitstimmung, soziale Verhältnisse, Rasse, einem Individuum sozusagen sein äusseres Gewand geben und dass fernerhin, worauf der geistvolle Buckle stets herumharfte, Klima und Boden die Rasse tangieren, liegt auf der Hand. Schon letzteres aber unterliegt schwerem Bedenken, sobald man es, wie Buckle, bis aufs äusserste zuspitzt. Nicht das heisse, vulkanische Klima Spaniens hat allein, wie er meint, dort Überwuchern von Phantasie und Aberglauben gefördert, sondern die Mischung mit den afrikanischen Mauren. Das Klima Nordspaniens ist vielfach rauh und doch findet sich auch dort kein Trieb zur Wissenschaft und Klarheit, wie in Italien, warum? Weil in Toskana und Lombardei die germanische Blutmischung hinzutrat, die in Spanien fast ganz im Keltischen und Maurischen unterging. So steht es auch mit dem Individuum, sei es bedeutend oder unbedeutend. Alle Milieubedingungen sind ohnmächtiger, als die Abstammung an sich, und diese wieder, das Rassenmässige, bleibt sekundär neben dem individuellen Trieb des allgemein Menschlichen. Cäsar war ein kühler Römer, Cromwell ein düsterer Brite, doch die Verschiedenheit beider Herrschernaturen entspringt nicht dem Rassenmileu, sondern der individuellen Anlage. Oder glaubt man, dass es zu Cäsars Zeit nicht auch ernste Mystiker und zu Cromwells vornehm glatte Patrizier gab? Shakespeare ist unverkennbar Brite, Goethe Deutscher, aber macht dies die wahre Verschiedenheit ihres Wesens aus? Dann müssten alle britischen Dichter einen dramatisch gestaltungsfrohen, alle Deutschen einen kosmo-lyrischen Zug aufweisen.

Napoleon lebte und webte unter brausenden Franzosen des revolutionären Frankreich, er blieb aber solchem Milieu zum Trotz ein marmorner Mensch antiker Vorwelt. Gewiss konnten alle Genannten nur in ihrem bestimmten Zeitmilieu

das äusserlich leisten, was sie schufen, wohl aber in jedem das Gleiche innerlich werden; denn sie hätten im wesentlichen unverändert jederzeit ebenso existieren können, wenn auch mit verschiedener äusserer Leistung und Maske. Nicht einmal die Vererbung, die unter allen Umständen das Milieu überwiegt, lässt sich nach Regeln bestimmen. Weder intellektuelles Genie noch ethische Kraft vererben sich; ersteres ist zu bekannt, um es noch illustrieren zu müssen, letzteres bestätigt sich durch zahllose Erfahrungen in Privatleben und Geschichte. Marc Aurel hatte einen infamen Commodus zum Sohn: Nun wohl, diesem fehlte es nicht am besten Milieu und sittlichster Erziehung! Zu behaupten, dass Tugend und Laster blosse Milieuprodukte seien, während lediglich individuelle Anlage das innerste Wesen bestimmt und jedem Milieu im Guten wie im Bösen trotzt, wäre so, als ob man sagen wollte: Trunksucht ist die Folge des Weinbaues! Das Gleiche gilt für intellektuelle Produkte. Das Milieu mag in vielen Fällen die äussere Form und eine gewisse Richtung geben, in aktuelle Bewegung setzen, die Kraft selber aber ist individuell und vorher gegeben. Untersuchung ihres Milieu vermag nichts über sie auszusagen.

Hätte Taine sich also begnügt, das Mileu einer Erscheinung an und für sich zu konstruieren, so wäre dies ein unschuldiger Zeitvertreib. Wer möchte etwas dagegen einwenden, dass jeder Körper physikalisch eine eigene Atmosphäre hat, was man zwar zu Taines Zeit noch nicht wusste, und in gleicher Weise auch psychisch. Wer aber behaupten wollte, das umgebende „Od“ sei die Ursache der Körperbeschaffenheit, würde sich dem Gelächter aussetzen, da offenbar umgekehrt der Körper seine Dunstausstrahlung verursacht.

Nach okkulter Auffassung trifft dies Beispiel sogar genau den Kern der Frage, da nämlich das Ich sich sein Milieu unterm Karma selber setzt und wählt. Doch auf solche Erkenntnisse, wovon die Unerleuchteten nichts hören mögen, brauchen wir uns gar nicht zu berufen, um den Ungrund der Taineschen Theorie darzutun. Veranschaulichen wir es an einem von Taine selber angezogenen Beispiel. In seinem übrigens prächtigen Buche „Voyage en Italie“, worin sein

deskriptiver Styl als Landschafter und Kunstbeschauer sich üppig auslebt, weist er mit Behagen, dass Longobarden und Gothen nach einigen Jahrhunderten sich äusserlich völlig lateinisierten. Dieser Triumph des Milieu bietet nun gar nichts Auffälliges, was eines umständlichen Beweisapparates bedürfte. Denn sogar bei gleichwertigen Kulturen, was dort nicht zutraf, werden Refugiés, obschon ihre frühere Muttersprache unter sich weiterpflegend, bald genug echte Preussen.

Einer von ihnen, Hareng, hat als Willibald Alexis die besten patriotischen Romane geschrieben, in denen norddeutschmärkische Art meisterlich getroffen. Wir fügen also der Milieutheorie hier selber ein scheinbares Beweisstück allerersten Ranges hinzu. Allein, bei näherem Zusehen erkennen wir auch hier noch an einer gewissen Schärfe der Conturen, einer Neigung zum „Esprit" den Franzosen, der endlich bezeichnenderweise in „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" bei Analyse des Jena-Zusammenbruchs der französierten Berliner Gesellschaft klar zum Durchbruch kommt. Man übersetze nur diesen Roman ins Französische, um zu begreifen, dass Hareng ebensogut als Pariser wie als Berliner die gleiche Eigentümlichkeit seiner Anlage entwickelt hätte. Das obige Tainesche Beispiel aber wirft seine Theorie vollends über den Haufen. Jene Germanen als Neuitaliener, wie haben sie sich latinisiert? Derart, dass der Rembrandtdeutsche schlankweg Lionardo als „Niederdeutschen" in Beschlag nahm! So barock diese Gewaltsamkeit scheint, so liegt ihr immerhin die Wahrheit zu Grunde, dass jeder Lateiner über Lionardos Mystik den Kopf geschüttelt, jeder altrömische Künstler den Michel Angelo als einen genialen, aber wilden nordischen Barbaren abgelehnt hätte, wie Voltaire den Shakespeare.

Ist er nicht tatsächlich Shakespeare oder selbst Dürer näher verwandt, als den Murillo, Velasquez, Poussin, Claude Lorain? Man vergleiche mal den einzigen phantasiereichen Römer, seinen angeblichen Lehrer Virgil, mit Dante oder Ovid mit Ariost oder Horaz mit Petrarka oder Tasso! Was eigneten also die vom Milieu angeblich Überwundenen sich an? Den Fundus der Sprache, deren Rytmen sie übrigens gleichfalls ganz neu antilateinisch umbildeten, und den Sinn für Plastik, kurz und gut die Form, obschon auch diese

nur sehr mittelbar mit der wirklichen lateinischen Antike zusammenhing. Die Struktur ihres Geistes aber, das Grandiose und Denkerische des Germanentums, blieb völlig unverändert und noch in unserm Jahrhundert ahnte der wider nordische Barbaren eifernde Leopardi nicht, wieviel Germanisches in seiner eigenen abstrakten Strenge lag. Überall zeigt sich also die ursprüngliche Rasse als das allein massgebende, nicht das Milieu, und innerhalb der Rasse wiederum die individuelle Anlage. Michel Angelo als Engländer wäre wohl äusserlich in Form und Leistung, nicht aber innerlich ein anderer gewesen. Wendet man also ein, dass wir Taines Milieubegriff zu eng fassten, dass er gerade die Rasse mit zum „Milieu" rechne, so erkennen wir auch dies nicht an, da selbst Rasse und Vererbung nur äussere Merkmale und formale Änderungen verleihen, das Individuum selber aber in Geist und Charakteranlage jenseits aller Rasse steht. Ein bedeutender Franzose ist einem bedeutenden Deutschen weit verwandter als einem ungebildeten Franzosen; das Talent ist ebenso international wie Güte des Herzens; Tugend und Laster sind keine Milieuprodukte, sondern individuell.

Taine und seine Anhänger haben übrigens ihr „Milieu" genau so verstanden, wie wir es demonstrierten. Sie erweiterten einfach den drolligen Satz von Moleschott und ähnlichen Kraft- und Stoffmeiern: „Was der Mensch isst, das ist er" aufs Geistige. Hier zeigt sich so recht die unheilvolle Verblendung, von der erst heut in bitterer Selbsterkenntnis der Naturwissenschaftskult sich zurückbekehrte, die aber immer noch in den Massen der Halbgebildeten spukt: Die Verwechselung der äusseren Naturmechanik, die man freilich scheinbar im Laboratorium und mit astronomischen Instrumenten löst, mit dem jenseits aller sinnlichen Erfahrung Wirkenden.

Wie laut Dubois-Reymonds Eingeständnis ein ewiges Ignorabimus die Tatsache der geistigen Vorgänge in ihrem Warum verhüllt, selbst wenn ihre Verbindung mit physischen Gehirnregungen Punkt für Punkt parallelisiert werden könnte, so fällt jede Durchführung des Milieu-Determinismus ins bodenlose, sobald sie sich anmasst, das lebendige Sein einer Person, Gruppe, Tat zu erklären wie einen mathematischen Lehrsatz. Übrigens bleibt bei all solchem Nachkonstruieren

der Phänomene dem willkürlichen vorsätzlichen Ausdeuteln so viel Spielraum, dass wir die Milieusucht der Buckle und Taine einen entgegengesetzten Rückfall in die verpönte Teleologie nennen könnten, welcher Spott sehr in die Tiefe geht. Denn den menschlichen Geist verglich Luther gut mit einem betrunkenen Reiter: stützt man ihn auf der einen Seite, so fällt er nach der anderen herunter. Es wäre der Analyse wert, wieviel Scholastik und pfäffische Dogmenherrschsucht sich im Gebahren der Tatsachen-Zeloten versteckt!

Taine hat auch ein abstraktes Büchlein „De l'Intelligence" verfasst, doch wie dehnbar dieser Begriff, dafür scheinen ihm die Anfangsgründe des tieferen philosophischen Wissens zu mangeln. Wenn die alte Ästhetik vom Schlage eines St. Beuve immer nach einer „Moral" im Kunstwerk suchte, so war diese spiessbürgerliche Enge des Gesichtspunktes zwar etwas kunstgefährlich, da sie daraus allerlei schale Schulbegriffe „poetischer Gerechtigkeit" im äusserlichsten vulgärsten Sinne ableitet, d. h. materiellen Sieg des „Guten", Untergang und mitleidlose Perhorreszierung des „Bösen", eine „Schuld" untergehender Helden verlangte. Diese Doktrin hing teils mit antiquierten Wahnvorstellungen einer verantwortlichen unbedingten Willensfreiheit teils mit Philisterbedürfnis der gedankenlosen Menge zusammen. Es brauchten aber Taine und der literarische Realismus der Moderne nicht mit solcher Emphase diese sittliche Weltordnung der zahlungsfähigen Moral im Kunstwerk auszumerzen, da derlei teleologische Spässe nur alexandrinischen Perioden der Schöpfungsohnmacht entsprossten und die wahren Dichter nirgendwo danach gehandelt haben, von Ödipus und Antigone, von Prometheus und Achilleus bis zu Hamlet, Lear, Cordelia, Desdemona, Werther, Götz und Gretchen. Das ändert jedoch nichts an Taines ebenso schiefer Anschauung, dass je ein Dichter als blosses mechanisches Agens seiner Milieubedingungen geschaffen und nicht vielmehr wirklich mit bewusster oder unbewusster „Moral" seine fiktive Welt ausgestattet habe. Denn eine heimliche Teleologie, ein Zwecksetzen in Leben und Welt, ist vom menschlichen Bewusstsein überhaupt untrennbar, geschweige denn vom planmässigen Zwecksetzen selbstgeschaffener Dichterwelt.

Wenn jemand sich einbildet, dieser Eigentümlichkeit des Kausaldenkens zu entrinnen, so setzt er sich eben den Zweck zu beweisen, dass es keinen Zweck (Vergeltung, vernünftige Folge) gebe: dies ist dann seine „Moral".

Abstraktes Milieu - Herumtifeln wie Taines und seiner Schule tut also grade, was man vermeiden will: macht Kunst und Künstler zu einem seelenlosen Abstraktum und verfährt obendrein sehr unpsychologisch, indem es die Quellen des Unbewussten verschüttet.

Doch im Grunde nehmen wir hier Taine viel zu ernst als Denker, denn er ist vor allen Dingen selber eine Künstlernatur. Nicht nur ein Stilkünstler ersten Ranges, sondern auch mit einem so seltenen deskriptiven Talent begabt, wie irgend ein Pfleger epischer Prosa. Infolgedessen wirft sich sein Interesse, das angeblich höchste Objektivität beseelt, mit Vorliebe nur auf diejenigen Punkte des Milieu, wo er seine Artistik bewähren kann, auf das „Bezeichnende". Übrigens glaube man nicht, dass er seine Theorie selber exakt durchgeführt habe. Daran hinderte ihn der Geschmack seines gallischen Temperaments — er würde wohl sagen: sein Milieu. In seiner Darstellung der englischen Literatur, die nur törichten Altfranzosen eine Glorifikation des Auslands erscheinen kann, begegnet man auf Schritt und Tritt Vorurteilen französischer Ästhetik. Selbst in seiner Absicht, Shakespeare gerecht zu werden, kichert etwas von Voltaires Suffisance hinein. Molière und Racine sind ihm nicht nur grosse Dichter, sondern Vorbilder. Wieso ist Wycherley ekelhaft und Dryden langweilig, da doch laut seiner laut ausgesprochenen These alle Milieuprodukte die gleiche liebevolle Teilnahme von ihm erwarten durften?

Man ahnt gar bald, dass die Milieuforschung mit ihrer relativen einseitigen Richtigkeit kein Zweck, sondern nur ein Mittel werden kann, um tiefere Bezüge zu entdecken und vom Induktiven zum Deduktiven aufzusteigen. Eine solche Ästhetik musste, wovon aber bei Taine noch kaum etwas zu spüren, gänzlich mit dem ungebildeten oder verlehrten Kram der alten Ästhetikdogmen aufräumen, dem subjektiven Schulbegriff des Formal-Schönen den Garaus machen und das Genie auch dort erkennen, wo es wie bei

Marlowe und Grabbe sich nicht in übliche Schablone einzwängen lässt. In dieser Hinsicht leistete Taine gar nichts, abgesehen von den zahlreichen Lücken, Flüchtigkeiten und Schnitzern seiner „exakten“ Literaturhistorie.

Dass ihm die Geschichte nur ein Kirchhof, kalte Resignation „die beste Frucht der Wissenschaft“ dünkt, — an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! —, kann bei einem Nihilismus nicht ausbleiben, dem sozusagen sein eigenes Ich entschlüpft als ein blosses Ebben und Fluten von Impressionen. Was kann man von so einem Raisonneur anders erwarten, als eine „exakte“ „dokumentierte“ Schmähschrift auf die Revolution und Napoleon? Begeisterung und Grösse sind zwei Faktoren ausserhalb seiner Sphäre, also leugnet er sie. Bei all seiner Anempfindungs- und Reproduktionsbegabung — denn sein Künstlerisches ist nur reproduzierend, er ist ein Virtuose, der geläufig und brillant Fremdes vom Blatte spielt — hat kaum je ein Mensch ein so blasses, leeres, dürres Bild — was sagen wir, ein Bild? kaum eine Untermalung Grau-in-Grau — einer so glühenden vollsaftigen fruchtbaren Erscheinung gegeben. Selbst bei den Reaktionären behält die Revolution etwas Riesiges in schattenhaft unheimlichem Grausen. Mit Taine befinden wir uns unter lauter Agioteuren oder Taschendieben, gewürzt durch Unterhaltung von Zuchthäuslern mit entsprungenen Irrenhäuslern. Der Florapavillon ist eine Maklerstube der Börse Convent, der Wohlfahrtsausschuss ein Comité von Aufsichtsräten einer falliten Aktiengründung, das Ganze ein wohlorganisierter Panamaschwindel.

Natürlich kehrt Taine wie Renan den Aristokraten hervor. Wen nicht die Sorbonne diplomierte, gehört einer animalischen Stufe der Lebewesen an. Was ist der Mensch? Ein Fleischfresser wie Hund und Fuchs, noch heut unverändert.

Und solch Gesindel will uns hommes supérieurs Gleichheit, Volkssouverainität oktroyieren, sogar den Wahnsinn, dass jeder Bürger zu jedem Posten fähig sei? Während doch nur der Spezialismus allein selig macht, wie wir aus den Tiefen unseres Brotstudiums als stolze Fachleute des 19. Jahrhunderts wissen! Allerdings murmeln wir zu dem viel-

bändigen, amüsanten Aktenstück, das Taine „Les Origines de la France contemporaine“ betitelt, hier und da beifällige Glossen. Nicht ganz mit Unrecht stellt er den Phrasendreschern zu Haus die armen braven Soldaten an der Grenze gegenüber, welche „die Gefahr zum gesunden Menschenverstand zurückführte, sie begriffen die Ungleichheit der Talente und die Notwendigkeit des Gehorsams.“ Aber stellt er sich nur so an oder vergisst er wirklich, dass beim Zivil sich genau der gleiche Prozess vollzog, das Volk überall nach dem Begabtesten als Führer verlangte, dem Talent gegenüber sogar zu nachsichtig, wie bei Mirabeau und Danton, und sich geradezu aus den Intellektuellen Idole machte? Und mit dem Phrasendreschen und der administrativen Unordnung war es auch ein eigen Ding. Wer schuf denn Heere, Flotten, Ausrüstung, ja sogar strategische Massnahmen? Nicht Generale und Admirale, sondern jene unsterblichen Zivilisten der Revolutionsregierung. Schade, dass wir keine Studie Taines über 1870 besitzen! Da erführen wir sicher, dass die Fachleute Bazaine und Mac Mahon sich wacker betätigten, dagegen Gambetta und Freycinet die (von ihnen überhaupt erst geschaffenen) Heere dilettantisch ruinierten, und dass nicht die provisorische Regierung der Bürgerschaft, sondern famose Fachleute, wie Trochu und Vinoy, die unerhörten Anstrengungen von Paris hervorbrachten!

Wir wollen ferner als einen sehr bedeutenden Zug anerkennen, dass Taine die Jakobiner nur als Exekutor und Nachfolger des zentralistischen Ancien Régime auffasst. Nur übersieht er, wie unphilosophisch also sein Toben gegen unleugbare Missgriffe und Abirrungen der Revolution, die ja dann durch ihn selber mit obiger Logik entschuldigt werden. Alle einzelnen Übeltaten, da bei solcher Aufwühlung natürlich auch der Abschaum obenauf kommt, scharrt er zu einem Düngerhaufen zusammen, alle ihm widersprechenden Dokumente lässt er wohlweislich bei Seite, obschon zum ethischen Vergleich die eine Tatsache genügen könnte, dass die Septembermetzelei noch nicht den zehnten Teil der Opfer verlangte wie die Bartholomäusnacht, dass sämtliche Guillotinierungen, Noyaden, Mitrailladen der Revolutionswüteriche ein Kinderspiel neben den Greueln der Albigenser-

und Hugenottenkriege, der Dragonaden und der viehischen Verwüstungen in Pfalz und Holland unterm historisch-legitimen alten Régime. Der Dezemberputsch war auch nicht übel und die Versailler brachten im Kampf gegen die Kommune doppelt so viel Menschen um, als der alte Terreur in zwei Jahren! Denn Reaktion der Fürsten und Junker war allzeit grausamer und schurkischer, als jede nur denkbare Revolution.

Vom Unterschlagen bis zum Fälschen ist nur ein Schritt. Wir haben an anderer Stelle nachgewiesen, in wie frecher Weise Taine die gedankenreichen machtvollen Reden Robespierres prostituiert, indem er beliebige rhetorische Floskeln daraus als einzige Stilperle zitiert. Das Gleiche wies ihm Prinz Plonplon (Jerome) in seinem recht guten Buch „Napoleon et ses détracteurs" bezüglich der Briefe Napoleons nach, wo Taine sich nicht scheut, zwei ganz verschiedene Briefe an zwei verschiedene Personen zu einem einzigen Brief zusammenzuschmieden, um daraus ihm beliebende Schlüsse zu ziehen. Wir haben Taines Napoleonverzerrung anderswo gebührend abgefertigt, wie wir auch Charras' Pamphlet über 1815 voll solcher Fälschungen und Urkundenunterschlagungen fanden. Das ist alles die gleiche Schule des dénigrément, der sophistischen Entstellung um der Entstellung willen. Der korsische Löwe als Borgiatiger, die ganze Revolution eine Banditenkneipe, wo man sich um Beute und Trinkgelder balgt — so sucht Herr Taine „die Ursprünge des Zeitgenössischen Frankreich", wie Herr Renan „die Ursprünge des Christentums"!

Warum nicht! Zum Angriff blasen auf der ganzen Linie: alles Grosse und Ideale zu einem unkenntlichen Brei nivellieren, um es der Aufklärungskanaille mundgerecht zu machen, so erfüllen die Vertreter des Epigonenjahrhunderts ihr Mandat der öffentlichen Meinung. Ihr Karrikatürchen, die Presse, diese assoziative Organisierung der Mittelmässigkeit unter der Ägide des Kapitalismus, dieser Dolmetsch der Bourgeoisie, ergänzt solch löbliche Besudelung der vergangenen Grösse durch möglichste Unterdrückung jeder zeitgenössischen Wahrheit und Grösse, wo so etwas wirklich einmal aus dem Rahmen der allgemeinen Nichtigkeit herausfällt. Als eifer-

süchtiger Arguswächter hat die Sophistik darüber zu wachen, dass beileibe nicht etwas Ursprüngliches zum Himmel wachse. Denn wie der selige Sozialistenhäuptling Liebknecht, selbst ein Wissender der Redaktionsstube, einmal ausführte: nie hat die Presse einem unterdrückten Werte ausgeholfen, nie eine Wahrheit gefördert, ehe sie nicht Gemeingut wurde.

Bezüglich des „Napoleon Intime“ decken neuere Forschungen längst Taines Verlogenheit oder Unwissenheit auf. Und selbst wenn seine Pamphlet-Dokumente gegen die Revolution zu Recht beständen und seinen „Tatsachen“ nicht zahllose andere widersprächen, so fälschte er jedenfalls den idealen Zug dieser Fieberparoxismen aufs unverantwortlichste.

Dass dies alles mit einem Vortrag geschieht, der förmlich funkelt von Saft und Kraft, vergrössert nur sein Vergehen. Übrigens wird auch in der Histoire de la literature Anglaise, so prachtvoll und nahezu dichterisch hier seine Analyse von Land und Leuten meistert, oft offenbar, wie mühsam mosaikartig diese Milieugemälde zusammengefügt. Man riecht die Studierlampe. Seine Kunstwertung steht auch meist auf schwachen Füssen, nur seine Sezierung des dämonisch verrückten Swiftgehirns und Entkräftung des Miltonschen Ruhmes sind Taten einer gesunden Analytik. Bei Shakespeare gar nicht und bei Byron nur teilweise reicht seine tiftelnde Methode nicht aus.

Endergebnis der Taineschen Sophistik? Kleinhacken ist kein Zimmern, Herostrat war ein schlechter Baumeister. Auch wir schreiben hier „Origines“, nämlich „Origines de l'Europe contemporaine“ und da muss sich Taine gefallen lassen, selbst als sprechendes Dokument herzuhalten! —

Die vielseitige Sophistik übt ihr Talent des Falschsehens bekanntlich von allen nur möglichen verschiedenen Seiten. Und so musste die Nivellierungsdemokratie, von Sophisten genährt, umgekehrt einen Rückschlag erleben, ein Attentat der Sophistik gegen die Sophistik!

Er hiess Nietzsche und wollte Zarathustra heissen. Sein Name, Schnurrbart und Auge verrieten, dass er dem Blut nach Pole war, und er wollte durchaus den deutschen Herrendenker vorstellen. Ein sanfter schüchterner Katheder-professor mimte den Antichristen. Sein Philosophieren mit

dem Hammer ward die Geburt der Tragödie seines eigenen Zerhämmertwerdens. Jenseits Sinn und Unsinn entdeckte er das erhabene Weltgesetz aus den Tiefen seines Gemütes: den ewigen Widerspruch! Er strengte eine Querelle Allemande gegen die Vernunft selber an, und hierin bestätigte er sein Deutschtum, so schlecht er sonst auf seine Landsleute zu sprechen war. Er schuf sowohl den Übermenschen als den Rembrandtteutschen, denn alles Konfuse zeugete er aus seinem Samen. Vielleicht hätte Zarathustra jenseits aller Berühmtheit im Verborgenen lustwandeln müssen, wenn er nicht auf den sublimen Einfall geraten wäre, der Moral den Prozess zu machen. Denn die Unmoralischen sind noch tausendmal zahlreicher als die unheilbar Konfusen, und es entsprach dringendem Bedürfnis der hochlöblichen Hallunkenschaft, ihre Lumperei philosophisch begründen zu dürfen.

Die Selbstrechtfertigung ist die Verbeugung, welche das Schlechte vor dem Guten macht, und dass es eine Sphäre jenseits von Gut und Böse gebe, kam begreiflicherweise nur den Bösen erwünscht. Echte Menschen wünschten den Übermenschen nicht kennen zu lernen. Da das Christentum ihm am schrillsten auf die Nerven fiel, so beschloss Nietzsche seinen Kreuzzug wider die Sklavenmoral mit der famosen Entdeckung, dass die Juden nicht aus Hass gegen Jesus, sondern aus tiefer Perfidie gegen die arischen Herrenvölker den Vertreter ihrer jüdischen Ungesundheit ans Kreuz schlugen, damit nachher alle Welt aus Hass gegen das Judentum auf den Köder des jüdischen Christentums anbeisse! Dies ungeheuerliche Paradoxon fand verdienten Beifall.

Es entzieht sich dem Plan unsrer Arbeit, Nietzsches Delirien durch alle Irrgänge zu verfolgen. Für seine Auffassung der Moral und Vergötterung der Selbstsucht genügt es, das Werk seines Zeitgenossen Eduard v. Hartmann „Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins“ (1879) zum Vergleich heranzuziehen. Übrigens darf man wohl sagen, dass zwischen Gedanken und ihrem Urheber intime Charakterverwandtschaft besteht. Wenn Spinoza seuft: „Weder in ihrer Art zu sein noch zu handeln hat die Natur Prinzipien, von denen sie ausgeht, oder Zwecke, nach denen sie

strebt“ „Wer Gott liebt, kann nicht erreichen, dass Gott ihn wiederliebt“, so verrät dies einerseits jenen materiellen Egoismus jüdischer Grundstimmung, der von Jehova eine praktisch zuträgliche Gegenliebe und von der Natur besondere Zwecke zu Gunsten des Menschen verlangt, andrerseits die persönlich leidvolle Lebenserfahrung des Autors, der allgemeine Schlüsse aus seinem eigenen krankhaften Milieu zieht. (Wie auch Leopardis Schwermut eng mit seinem Buckel zusammenhing und seiner einsamen Pessimismuspoesie ein durchaus subjektives Gepräge gab.) Der Religiöse würde Spinoza belehren, dass Gottes Gegenliebe sich reichlich im eigenen Gemüt vollzieht, der Naturforscher, dass wir Prinzipien und Zwecke der Natur überhaupt nicht erfassen können, der Theosoph, dass Prinzip und Zweck im Karmagesetz völlig zureichend erklärt werden und dass daher eine abstrakte Grausamkeit von Natur und Weltlauf nur von unsrer eigenen Verblendung behauptet werden könne. Jede äussere Widerlegung der Teleologie kämpft nur mit den Windmühlenflügeln der kirchlichen Theologie oder sonstwie deistischen Pseudometaphysik, schrumpft aber sofort auf Null ein, sobald man sich zu höherer transcendentaler Erkenntnis erhebt und das wahrhaft Teleologische im Karma begründet sieht: hiermit Realität der Ethik.

Nietzsches wilde Wut gegen die sogenannten christlichen Tugenden wird also gleichfalls vom Charakter abzuleiten sein. Der bis zum Grössenwahn gesteigerte Trotz gegen falsche Auffassung der Demut und unwahre Glorifikation der Schwäche wäre an sich nicht tadelnswert und entspricht der besseren Seite Nietzsches, der in dieser Hinsicht sogar Nützliches und Heilsames vortrug. Aber er vergiftete auch dies durch Überwuchern seines krankhaften Moralhasses, der nur einer tiefen inneren Immoralität der Gesinnung entspringen konnte. Dass er seine moralische Farbenblindheit für das Normale ausgab, darf man freilich wohl mit seiner Gehirnsyphilis in Verbindung bringen.

Wer eine solche Genealogie der Moral verfertigt, darf nicht als Zarathustra im Irrenhause enden wie er: Dass ein völlig Abnormer den Normalen das Mass nehmen wollte, gehört mit zu den Symptomen der Jahrhundertkrankheit.

Mit kunstvoller Sicherheit zergliedert nun Hartmann die verschiedenen Stufen der Ethik. Der eudämonistischen Klugheitsmoral sowohl Epikurs als der Stoiker legt er einigen erzieherischen Wert bei. Das klassische Renaissancegebäude der Spinozaschen Ethik stützt sich gleichfalls auf den Egoismus. „Insofern wir wahrnehmen, dass ein Ding uns mit Lust oder Unlust affiziert, nennen wir es gut oder böse, und folglich ist die Erkennung des Guten und Bösen nichts anders als die Idee der Lust oder Unlust" . . man kann das individual Positive einer irdischen Eudämonismusmoral nicht schroffer ausdrücken.

Der Nachweis, dass die Tugend, also das Gute, am meisten Lust bringe, wird jedoch aus Spinoza weder erbracht, noch wird klar, was denn das Gute sein könne, so lange es nur unsere Lust zum Coëffizienten hat. Empörend tritt übrigens Spinozas jüdische Gesinnung in seiner brutalen Auffassung hervor, dass der Mensch nur dem Menschen gegenüber aus Nützlichkeitsgründen zur Schonung verpflichtet sei, das Tier hingegen beliebig verwenden oder zerstören dürfe. Diese Punkte hätte Hartmann klarer hervorheben müssen. Dagegen schält er Spinozas gradezu infame „Ethik" (das Wort wirkt hier wie Parodie) treffend heraus: „Also nur deshalb, weil die Vernunft das geeignete Mittel ist, um das erreichbare Maximum meines Gesamtwohls zu realisieren, nur deshalb unterwerfe ich mich der Leitung der Vernunft, nicht etwa weil sie an und für sich besser wäre als die Unvernunft." Solch rigorosem Intellektualismus steht das charakterologisch bestimmte Wollen entgegen, welches Hartmann hier ganz wie Schopenhauer als das Primäre auffasst, während es für uns mit dem Intellekt unmittelbar zusammenfällt. Jedenfalls folgt aber für uns hieraus, dass jede auf sogenannter Vernunft aufgebaute Ethik völlig haltlos, weil eben diese „Vernunft" (Spinozas Verwechselung mit dem Verstande) notwendig charakterologisch d. h. individuell differenziert ist, also jeder seine eigene Ethik bilden müsste!

Wir halten daher Hartmanns relative Rechtfertigung der Klugheitsmoral für ganz verfehlt, wenn er wähnt, Appell an ethische Gesichtspunkte versage beim Durchschnittsmenschen, während intellektuelle Belehrung durch Appell

an den Egoismus blinde schädliche Triebe bändige. „Blinde“ sagt er unvorsichtig. Dies allerdings blinde Rasen der Leidenschaft wird durchs Surrogat der Klugheitsmoral erst recht nicht gebändigt, wie Shakespeare unvergleichlich im Macbethmonolog vor dem Morde darlegt: Macbeth erkennt nicht nur das Gefährliche und Unsichere seines Beginnens, sondern sogar dessen höchst wahrscheinlich schädliche Folgen „auf dieser Schülerbank der Gegenwart“, obschon er sich über das Jenseitsleben wegsetzen könnte. Er sieht dies alles und tut es doch. Dagegen erweisen sich sofort nach der Tat die eigentlich ethischen Triebe allmächtig, denn mit wundervoller Wahrheit lässt Shakespeare den Mörder nicht etwa vor göttlicher Strafe, sondern vor sich selber schaudern!

Nietzsches freches Spintisieren über den Sklavenursprung des schlechten Gewissens würde Shakespeare daher belächeln als ideologische Raserei eines abstrakten Katheder-Intellektualismus, entfremdet dem ewig Lebendigen in Natur und Seele. Macbeth ist wahrlich keine Sklavennatur, sondern ein Held, der gerne Übermensch werden möchte, und Richard III. weiss lange vor dem deutschen Professor: „Gewissen ist ein Wort für Feige nur.“ Was es aber damit auf sich habe und warum das Gewissen auf dem untilgbaren Urgrund des Unbewussten wurzelt, das zeigt uns der göttliche Naturseher im Traumerwachen Richards und im Nachtwandeln Lady Macbeths. Nietzsches Wahnsinn enthält daher auch Spinozas Vernichtung, grinst dessen Ethik wie ein Doppelgänger an, hält ihr den Basiliskenspiegel vor, dass sie vor ihrer eigenen Hässlichkeit erstarrt. Denn Spinozasche „Vernunft“ kann eben grösstmögliche „Lust“ darin suchen, sich eine eigene Borgiaethik zu schaffen! Übrigens passt Spinozas nüchterne Nützlichkeitsmoral nur für ein beschauliches Leben und sehen wir in allen Phasen des politischen Lebens tatsächlich die angeblich logische Vernunft-Moral sich über jede landläufige Ethik wegsetzen, da die Herrscher und herrschenden Klassen sich sogar über das Strafgesetz zu stellen oder es listig zu umgehen pflegen. Infolgedessen bietet nun die Kirche den transcendenten Egoismus an, der um jenseitiger Vergeltung willen das Gute wie ein gutes Geschäft betreibt. Dass Hartmann beiläufig hierbei die

esoterische Auffassung Jesu gänzlich verkennt, hängt mit der Hypnose des Zeitgeists zusammen, der sich auch Tüchtige nicht zu entziehen vermögen. Dass bei Ausmerzung der sinnlichen Vorstellung jenseitiger Löhne und Strafen der Unsterblichkeitsglaube seine praktische Motivationskraft verliere, trifft zu. Eben deshalb übte die Karmalehre der Wiedergeburt so ungeheure anschauliche Wirkung. Allein, in gleicher Weise feuerte die doch gewiss in Hartmanns Sinne „leere und schattenhafte“ Nirwanalehre zur Ethik an und das Unsinnliche wird vom Erleuchteten erst recht praktisch erstrebt, übrigens auch von christlichen Mystikern.

Hartmanns beissende Ausfälle gegen kirchliche Selbstsucht moral treffen daher nur deren exoterische Verzerrung und Aussenseite für den Pöbel. Ganz ähnlich verkennt er die indische negative Weltanschauung, indem er sie nur in Schopenhauers Verfälschung zu Worte kommen lässt und deshalb in ihr gleichfalls nur egoistischen (sozusagen umgekehrten, d. h. formal veränderten) Eudämonismus sieht. Er geht hierbei mit einer gewissen banausischen Trockenheit so weit, zu folgern, dass Verneinung des Lebens jede Ethik aufhebe, da man ja dann seinem Nebenmenschen nur nütze, wenn man ihm grösstmögliches Leid zufüge. Das ist natürlich schon an und für sich unsinnig, da das meiste Leid (Krankheit, Tod, Unfälle, edlerer Seelenschmerz) nicht durch den Menschen, sondern die Natur uns zukommt. Ausserdem kann nur Schopenhauers Auslegung zu solch naiver Auffassung der Willensverneinung führen, die erst durch die Karmalehre ihre logische Ergänzung findet. Immerhin kommt Hartmann zu der Wahrheit, dass überhaupt erst die Prellerei der Ich-Illusionen zerbröckeln muss, ehe eine Ethik sich aufbauen kann. Denn erst Selbstverleugnung ist Anfang der Ethik. Die Pseudomoral der Heteronomie, der Hingabe an fremde Autorität eines Kirchengotts, geisselt H. vielleicht noch nicht scharf genug in ihren sittlichen Folgen. Denn wenn v. Kirchmann in Ausbeutung solcher Begriffe für die konventionelle Staatssittlichkeit nur den Gehorsam unter jeweilige Gesellschaftssitte als sittlich und nur den Ungehorsam unsittlich findet, so fühlt man sich förmlich zu

Hobbes zurückversetzt, der bekanntlich mit derlei Flausen die Stuarttyrannei für sittlich und vernünftig ausgab!

Das Mögliche einer Ethik verlegt H. nun vorerst in den „Geschmack“, d. h. ein ästhetisches Wohlgefallen an sittlichen Idealen, dem eine unmittelbare Ursprünglichkeit nicht abzusprechen sei. Diese empirische Bejahung in sechs Kapiteln lässt uns freilich im Unklaren, wodurch diese Ideale in uns entstehen. Sollte dies im Gefühl allein zu suchen sein, dessen moralischer Sinn laut Hutcheson der ethischen Reflexion (also der Geschmacksmoral) vorausgeht und in der Einrichtung unsres ganzen Wesens steckt? Ganz gewiss ist es so, obschon eine spezifische moralische Funktion uns ebensowenig angeboren wie die Kantschen Ideen, sondern nur eine Summe verschiedener sittlicher Empfindungen vorhanden, die sozusagen von Fall zu Fall reagieren.

Den umständlichen Nachweis für letzteres hätte sich Hartmann sparen können, da es viel wesentlicher ist, dass überhaupt solche ethischen Gefühle vorhanden sind. Selbstverständlich richtet sich deren Grad nach der allgemeinen sonstigen Beschaffenheit des individuellen Zustandes und der heilige Franziskus besitzt sie in unendlich stärkerer Fülle als der Verbrecher, bei dem sie nur ein kümmerliches latentes Dasein fristen. Gleichwohl bemerkt man ja oft auch bei Verbrechern noch verschiedene ethische Regungen. Ein Raubmörder liebt selbstlos seinen Hund und lässt nicht von ihm, obschon dessen Anwesenheit ihn verraten muss. Diese ethische Anlage des Menschen ist eine offenbar unbewusste, denn das Gute geschieht eben nicht wegen des damit verbundenen moralischen Lustgefühls, weil wir erfahrungsmässig Hutcheson und dem schottischen Moralisten Recht geben: das Gefühl selber komme der Reflexion zuvor. Diese stellt sich erst ein, nachdem das Gefühl bereits zum Handeln drängte. Wir möchten daher das von Hartmann als „Geschmacksmoral“ unterschiedene kritisch-ästhetische Gefallen oder Missfallen bei ethischen Anreizen einfach als zu schwache und blasse Empfindung auffassen, die nicht stark genug, um sich in tätige Affekte umzusetzen. Was Hartmann ferner als „Vernunftmoral“ davon unterscheidet, ist nur eine abgezogene Abstraktion des Gefühls, die gleichfalls

völlig kalt und ohnmächtig bliebe, wenn nicht das gesteigerte warme Pathos der Begeisterung für das Rechte und Gute ihm Schwingen verleiht. Jeder Heroismus entstammt lediglich aus dem Gefühl. Während Hartmann sich keineswegs mit der Klarheit obiger Sätze ausspricht und das Entscheidende nicht sagt, dass nämlich die gesamte ethische Anlage d. h. die Möglichkeit dazu im Unbewussten schlummert, findet er hier die schöne Wahrheit: der Held handle bei seiner einseitigen Konzentration weder harmonisch-geschmackvoll noch vernünftig, aber „seine Vernunft ist eine tieferliegende unbewusste", eine solche, „die sogar den Heroen selber meist verborgen bleibt" — diesen höchst wichtigen Nebensatz hebt Hartmann selber nicht gesperrt hervor wie wir — „und erst an den ungeahnten, oft auf seltsamen Umwegen lange nachher daraus entspringenden Folgen zutage tritt". Wer diese unendlich beziehungsreiche Wahrheit erkannte, wofür H. passend das Beispiel Jesu anzieht, der sollte sich doch vor jenem rationalistischen Seigen und Sieben hüten, wie es H. sonst in seiner Arbeit beliebt.

Denn wenn das höchste Ethische, nämlich das Heroische, auf dämonisch unbewusstem Urgrunde beruht und hierin seine eigene besondere Vernunft hat, deren prophetische Richtigkeit erst jenseits der persönlichen Bewusstseinsschwelle sich enthüllt, dann brauchen wir uns alle weitere Reflexion darüber zu sparen. Das Ethische in all seinen Formen steht dann mit dem Absoluten d h. dem Weltgeheimnis in unmittelbarer Verbindung, hat also direkt mit dem gewöhnlichen Bewusstseinsverstande, den man fälschlich „Vernunft" tauft, gar nichts zu schaffen, sondern kann sich höchstens in der sogenannten Vernunftmoral — soll heissen: Verstandesmoral — des Intellekts bedienen, um gleichsam seinen ethischen unbewussten Willenstrieb vor sich selber zu erklären und zu rechtfertigen. Doch möchten wir auch hier unsre Überzeugung der Identität von Wille und Intellekt strenge festhalten, daher das „Vorausgehen" der ethischen Empfindung vor der Reflexion nur insofern anerkennen, als das Ethische als das Unbewusste natürlich allen Bewusstseinszuständen primär ist. Hingegen die sinnliche Wahrnehmung von Gut und Böse selber, also was man

sonstwohl Gefühl nennt, fällt offenbar mit der Vernunftmoral zusammen, wohlgemerkt wenn letztere nicht eine blosse Studierstubenübung auf dem Papier vorstellt, sondern eine leitende praktische Lebenshaltung. Denn die psychologische Erfahrung belegt überall, dass jede Form von Vernunftmoral genau dem Grade ihres ethischen Gefühls entspricht, jede eudämonistische Nützlichkeitsmoral einem gleichzeitigen kühl passiven Wohlwollen oder Kants rigorose Schulmeisterwürde einem ziemlich reizbaren Pathos für das sittlich Schöne. Dem erhabenen Impuls des Heldischen entspricht umgekehrt eine höhere Vernunftmoral, „erhaben über alle Vernunft," sofern man sie nur diesseits der Bewusstseinsschwelle meint. Aus dieser Identität von Gefühls- und Vernunftmoral müssen wir leider folgern, dass Nietzsches gesteigerte Immoralität mit Absterben der sittlichen Gefühle Hand in Hand ging, dies Absterben aber gleichzeitig intellektualen Verwesungsprozess bedeutet, da laut Obigem Gefühl und Vernunft stets auf dem gleichen Strauche wachsen.

Diese grundlegende Erkenntnis, welche Hartmanns Rationalismus natürlich verschmäht, weil sie sofort ins verpönte metaphysische Gebiet hinüberleitet, giebt den Schlüssel zur ethischen Kausalität des Karma und rechtfertigt unsre theosophische Erkenntnis von Gut und Böse. Denn dass dieses nicht an sich etwas Konkretes, wie schon Hamlet wusste: „das Denken macht es erst dazu," nämlich die Gesinnung, und dass auch der buddhistische Katechismus die Begriffe Schuld, Lohn und Strafe als anthropomorphisch verpönt, ferner dass unser Handeln und Denken von Geburt an determiniert ist und wir für Gut und Böse scheinbar nicht die Verantwortung tragen, dies alles hat nur Oberflächlichkeit zu sophistischen Trugschlüssen verführt. All diese notwendigen und nützlichen Zersetzungen der früheren Pseudomoral können nur Wasser auf die Mühle der Antimoralisten vom Schlage Nietzsches treiben, weil ihrer naiven Einseitigkeit die Logik fehlt, die Zweischneidigkeit der Wahrheit zu verstehen. Dem nur von Toren und Theologen bestrittenen Determinismus steht nämlich die grosse Tatsache gegenüber, dass der Mensch trotzdem handelt, als ob sein Wille frei wähle, sich verantwortlich fühlt, Gut und Bös deutlich

unterscheidet. Dass dies allgemein und objektiv-abstrakt empfunden wird und nicht als konventionelle Illusion, lehrt das allereinfachste Experiment: dass nämlich etwas relativ Böses, das wir bei uns selber egoistisch zu entschuldigen streben, bei anderen uns sofort Widerwillen erregt, selbst wenn ohne persönliche Relation, z. B. in Geschichte und Dichtung.

Da dieser Widerwillen aber allgemein und normal ist, derart, dass selbst ein Schurke heimlich seinen Mitschurken verachtet und ironisch ausspukt: „Franz heisst die Kanaille", liegt also etwas Objektives zu Grunde. Die skeptische Zerlegung, deren unrühmliche Urheberschaft auf Spinoza zurückfällt, dass wir das uns Nützliche gut nennen, täuscht sich daher wissentlich oder unwissentlich durch eigene Niedrigkeit der Gesinnung und fälscht die klare Tatsache subjektiv. Selbst leidenschaftlicher Parteihass oder kühlste Schufterei erwehren sich nicht einer gewissen Hochachtung, wenn der Gegner etwas bemerkenswert „Gutes" vollbringt. Als was nämlich erscheint das Gute? Gerade als das dem Handelnden nicht Nützliche, das ohne Nutzen oder gar gegen den eigenen Nutzen Vollbrachte, mit einem Wort das Selbstlose.

Die Definition für Gut und Bös schwankt daher keineswegs so sehr, wie der Skeptiker meint, nach dem Milieu. Das tut lediglich die konventionelle Sitte, die mit der Sittlichkeit nichts zu schaffen hat, ja, ihr oft (z. B. beim Duell) direkt zuwiderläuft, wie denn auch der Begriff „Ehre" rein gesellschaftlich-subjektiv sich gestaltet. Um bis zu den Uranfängen ethischen Empfindens zurückzusteigen: der Kannibale findet es nicht böse, seinen Feind zu fressen, wohl aber, seinen Freund zu verraten und aus dem Hinterhalt zu erschlagen. Denn da das Leben sich als Kampf darstellt, so kann die Ethik nichts schwerer überwinden, als den Vergeltungstrieb und die naive Nötigung, den Feind zu vernichten, der uns sonst selber vernichten würde. Trotz Christi Bergpredigt haben wir hierin vor den Wilden noch wenig voraus. Aber schon das rudimentäre Urgefühl der Dankbarkeit, Gutes mit Gutem zu vergelten, das beim Tiere stärker entwickelt ist als beim Menschen, verrät einen ethischen Urgrund. Es sollte doch stutzig machen, dass der Wilde (Neger, Indianer)

trotz seines rohen Moralmilieu nicht nur sehr rasch die Lehre erfasst: „Was du nicht willst, dass man dir tu, das füge keinem andern zu,“ sondern das anschauliche Beispiel eines „Liebet eure Feinde“, obschon es seinen ganzen Vergeltungsbegriff der Blutrache umstösst, sogar eine überzeugende Wirkung übt. So haben die blutdürstigen, grausamen Irokesen, bei denen alle Nietzsche-Instinkte in üppiger Blüte standen, sich dem Heldenmut der halbtot gemarterten und immer wieder ihre Missionsfahrt beginnenden Jesuiten in Kanada gebeugt; also nicht nur einst ähnlich die Germanen, denen man deshalb eine besondere sittliche Anlage zuschreiben möchte. Was war es, das die Erscheinung Christi diesen rauhen Naturmenschen nahebrachte? Das verrät uns die köstliche Sachsendichtung vom „Heliand“, wo Recke Jesus mit seinen zwölf „Degen“ (Aposteln) als der grösste Held gefeiert wird, der klaglos Marter und Tod aus Liebe fürs Ideale auf sich nahm. Man bemerke wohl die volle Bedeutung dieses Phänomens: die Christenmoral schlug allen ehrwürdigen Ehr- und Sittenbegriffen der kriegsstolzen Wilden ins Gesicht und ward daher in ihrer praktischen Ausübung auch immer nur Wenigen zugänglich, aber die Tatsache der Weltentsagung und Weltüberwindung als solche ward bereitwillig als Ideal anerkannt, selbst wo man selber ein grimmer Kämpe blieb und den Vergeltungstrieb nun naiv gegen Christi Feinde austobte. Ja, es fanden sich unter den unkultivierten Naturmenschen weit häufiger solche, die mit Christi Moral Ernst machten, als unter den philosophisch geschulten Römern, und man trifft unter Rothäuten und Negern oft reineres Verständnis für christliche Ethik, als unter Europäern, sowie auch die wilden Mongolen sich später von echterem Buddhismus durchdringen liessen, als die Chinesen. Dies nun, sowie die auffällige ethische Anlage höherer Tiere, von der Sozialethik der Ameisen ganz zu schweigen, beweist klärlich, dass das Ethische auf dem Urgrund der Wesen im Unbewussten wurzelt, also völlig unabhängig von Kultur und Milieu. Auch besassen schon die Germanen in ihrem weidlichen Walhalla einen sanften friedlichen Baldur als am meisten geliebt von Göttern und Menschen, ja sogar dessen unschuldigen Sühnetod. Auch

ihre kampffrohen Götter fechten selbstlos für das „Gute“ gegen das „Böse“, obschon sie ihren Untergang in der Götterdämmerung voraussehen, und Allfadur wird ein Reich des Friedens und der Versöhnung stiften, wo das Böse erlag. Selbst der Grosse Geist der Rothäute erscheint als ein milder Vater im Himmel, der alle ehrlichen und biederen Krieger in Jagdgründe aufnimmt, wo es nicht mehr Krieg und Feinde gibt. Was soll uns also das Hirngespinst eines Verlehrten, das gewalttätige Ich jenseits Gut und Bös, da selbst sein Idol, die „blonde Bestie“ des Urmenschen, so wenig Talent zum Übermenschen in seinem Sinne zeigte?! Was sollen Haarspaltereien über angebliche Lehrheit eines abstrakten Gut und Bös, da die Definition dafür so überaus einfach ist? Der Ur- wie der Kulturmensch erkennt als bös alles krass Selbstsüchtige, als gut alles Selbstlose!

Diese Auffassung waltet so unbedingt, dass selbst die semitischen Religionen wenigstens selbstlose Hingabe an Jehovah und Allah voraussetzen. Die blosse Tatsache aber, dass religiöse Vorschriften willig hingenommen und möglichst befolgt werden, belegt schon, dass der Mensch einen roh selbstsüchtigen Daseinskampf als etwas Böses und Nachteiliges, etwas besser Nichtseinsollendes, auffasst und jede Milderung und Mässigung seiner sinnlichen Ichtriebe durch Ethik für notwendig erachtet. Selbst wenn wir uns also auf den Tiefstand einer blossen Nützlichkeitsmoral zurückschrauben, erscheint alles Ethische als logische Notwendigkeit. Damit richtet sich Nietzsches „Genealogie der Moral“ und „Ursprung des schlechten Gewissens“ von selber, chimärische Ausgeburt überspannter Kathedersophisten.

Wir sahen nun umgekehrt aus Früherem, dass das Ethische mit dem handgreiflich Nützlichen an sich nichts gemein hat: wenn es sich gleichwohl als das wahrhaft Nützliche erweist und alle Kulturmöglichkeit ihm entspringt, so muss das Ethische etwas dem Nützlichen Primäres sein. Zwar steigert sich das ethische Begriffsvermögen derart mit dem Intellekt, dass Shakespeare grade seinen genialen Verbrechern die tiefste ethische Erkenntnis in den Mund legt; andrerseits kann aber ein äusserlich starker, innerlich kranker Intellekt wie der Nietzsches durch Sophistik bis zur Auf-

stellung einer kranken Unmoral entarten, weil sein selbstsüchtiger Wille ihn illusioniert. Die Möglichkeit solches Phänomens wird im Karmagesetz erklärbar und die sogenannte „Schwarze Magie“ keimte aus gleichem Prozess. Wenn also jeder mindere, aber gesunde Intellekt sogar des Wilden vom Ethischen, sobald es in sein Bewusstsein tritt, als von einer unwiderlegbaren Wahrheit getroffen wird, und das unmittelbare Gefühl überall das Selbstlose als das Ideal, das Selbstsüchtige als das Hässliche annimmt, so wird eben offenbar, dass alle Ethik nicht dem blossen Intellekt ihre Geburt verdankt, als welche sie nur ein Menschenwerk (Priestertrug) wäre, sondern der höheren Vernunft des Unbewussten.

Sobald man die sogenannte Vernunftmoral ausserhalb des Gefühls aus dem real Bewussten ableitet wie Kant und den Pflichtpopanz als Gesslerhut aufhängt, dem man mit bitterem Selbstzwang Reverenz erweisen müsse, so dass die wahre „Tugend“ überhaupt gegen das Gefühl gehe und erst mit saurer Miene sich dem Egoismus abquäle — was obendrein die von Kant noch nicht durchschaute Determiniertheit jeder „Tugend“ gar nicht zulässt —, meldet sich aufs neue das Antiethische als sich allein belohnendes „Selbstgefühl“. Dies würdevolle moralische Selbstgefühl ist eine contradictio in adjecto, da alles Moralische auf Auflösung des Selbstgefühls beruht. Jeder Stoikerstolz auf vollbrachte Pflicht und gute Werke — man vergesse nicht, dass nach Kants wie der Bibelchristen Auffassung nur die äusseren Werke gelten, nicht die Gesinnung, da sie sich noch nicht zu der Wahrheit aufschwangen, dass Handlungen nur determinierte Kausalitäten und nur die Gesinnung das Wesen ausmacht — führt unweigerlich zum Pharisäertum, zerschmettert vom Jesuwort: „Was nennest du mich gut? Niemand ist gut als der einige Gott.“ Dass vom Ethischen ein demütiges Ablegen des Selbstgefühls untrennbar, auch hierfür bietet sich ein feines psychologisches Beispiel. Es hat nämlich Jesu gerechte Billigung: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert“ volle Gültigkeit für wahre Schöpfertaten des Intellekts, da sie zugleich moralische sind. Nur unmoralische Eitelkeit der Mittelmässigen nimmt Anstoss an Goethes: „Nur die

Lumpe sind bescheiden“ in diesem Sinne. Denn der lächerliche Widerspruch „ein faules Genie“ konnte nur von Leuten in den Mund genommen werden, die vom Genie keine Ahnung haben, weil Genie an und für sich höchste Tätigkeit bedingt, seinem Unbewussten gehorchend, dämonisch von Arbeit zu Arbeit getrieben. Solch ununterbrochenes Schaffen bringt aber unwillkürlich selbstlose Hingebung an das zu Schaffende, Gleichgültigkeit gegen alles Materielle und physische Behagen, mit sich und erzieht spontan zu wirklicher Ethik. Das Leben der meisten grossen Männer, die ja völlig in der Arbeit aufgehen, bietet daher ein unermesslich höheres ethisches Vorbild, als das muffige tatlose Selbstbespiegeln der „Frommen“. Sogar dort, wo der geniale Mensch sein Ich durchzusetzen meint, wirkt er in deterministischem Zwange ichloser Arbeit nur für das Allgemeine. Nun wohl, oft hörte man Geniale, gereizt durch stumpfe Verkennung der Mitwelt, sich aufprotzen: „Seht, wie genial meine Werke sind!“, niemals aber: „Wie tugendhaft bin ich, wie ethisch!“ Newton hätte sich nicht wenig gewundert, wenn man ihm seine lebenslange Keuschheit und Mässigkeit als Kantsche Tugendpflicht ausgelegt hätte, da sie doch mit seinem ausschliesslichen Geistesleben determiniert zusammenhing!

Am eifrigsten wiederholten immer die Heiligen: „Wir sind allzumal Sünder.“ Diese Demut als untrennbares Attribut des Ethischen, wie denn jede Selbstanpreisung ethischer Handlungen sie gleichsam aufhebt und wahre ethische Taten schon wegen ihrer schamhaften Vornehmheit sich im Verborgenen halten, darf freilich nicht mit jener gemeinen selbstbewussten und meist obendrein erheuchelten Sklaven- und Pfaffendemut verwechselt werden, die aus Jesu Betonung, dass Er demütig und sanftmütig in all seiner Grösse sei, einen Kodex der Schwäche und Mittelmässigkeit herausliest. So nährten sie die Einbildung, der Schwache und Geringe, dem ja Demut nichts kostet, sei von vornherein dem „Himmelreich“ näher als der Starke und Hohe, der sich seines Wertes bewusst. Den Satz „Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden“ oder „die Letzten werden die Ersten sein“ sprach Jesus als Revolutionär, indem

er dem Scheinpomp der Mächtigen und Reichen die wahrhaft Starken und Hohen gegenüberstellte: „Selig sind, die nach Geist hungern.“ Nietzsches massloser Abscheu gegen jene kirchliche Pseudodemut, die als neuer Ableger des Pharisäertums sich brüstet: „Seht, wie demütig ich bin, wie gläubig einfältig! Drum wohl mir, dass ich nicht bin, wie dieser heimlich beneidete Grössere, denn meiner Kleinheit gehört das Himmelreich“, wäre daher ganz berechtigt. Sie paart sich aber bei ihm mit intellektuellem Grössenwahn, welchem die tiefe Weisheit der wahren Demut-vor-Gott, selbst einem Napoleon nicht fremd, verschleiert blieb und welcher mit der Einfalt jedes beliebigen Weltmanns Stärke und Begabung für eigene Verdienste und freie Willensakte hält. Denn dass jeder Determinist das Aufbäumen des Ichs und die Anbetung des Übermenschen wie Kinderspässe ansehen muss, als naives Ignorieren der unbezwinglichen Kausalität, liegt auf der Hand. Die Nietzsche-Phantasien können nur in einem Hirn entstehen, dass vom Anfangsbuchstaben wahrer Wissenschaft, dem Determinismus, nichts weiss und in Phantomen eines selbstmächtigen freien Willens schwelgt, der auf eigene Faust eine Selbsterhöhung erzwingen könne. Von welcher Seite wir diese widerspruchsvollen Konvulsionen, die lauter Konfusionen sind, betrachten mögen, überall erscheint dieser neue Zarathustra als Ritter von der traurigen Gestalt, auf dürrer Rosinante einer Abstraktion gegen Windmühlen anreitend.

Die Autonomie des Gefühls im Ethischen als einer Emanation des Unbewussten steht dem genau Analysierenden unbestreitbar vor Augen. Kants Selbstbeherschung der praktischen Vernunft hantiert auch noch mit einer Willensfreiheit, die er freilich „transcendental“ nennt, ohne jedoch damit die lebensvolle Wirklichkeit theosophischer Anschauung zu verbinden. Sein „Transcendentales“ ist abstrakt, das des theosophischen transcendenten Ego konkret. Dass sein grosser Geist sich freilich auf der rechten Spur befand, obschon er die Willensfreiheit ganz unberechtigt aus der angeblichen Vernunftfreiheit konstruierte, zeigt seine merkwürdige Definition: auch sie sei „eine Kausalität nach unwandelbaren Gesetzen, aber von besonderer Art.“ Ja, von sehr

besonderer, mit der sich eben negativ „Unabhängigkeit von den Ursachen der Sinnenwelt“ sowie positive Autonomie transcendental vereinen lassen. Wenn also Kant schlechtweg als Vertreter eines Indeterminismus ausgegeben wird, so trifft dies nach obigem Zugeständnis von „unwandelbaren Gesetzen“ nicht zu. Die besondere Art, von der er ahnend munkelt, wird eben durch die Geheimlehre festgestellt. Auch für Hegel ist Freiheit nur Vernunftbestimmtheit, in welcher sich die absolute Substanz des Selbstbewusstseins offenbaren soll. Der metaphysische Pluralismus vertritt im Grunde die Determiniertheit alles kausalen Geschehens nicht schärfer, als schon das ideologische Monadensystem des Leibniz, der die physische Kausalität ausmerzen möchte, sie aber als prästabilierte Harmonie wieder einschmuggelt, die durch jeden nicht-kausalen Zusammenhang zur Disharmonie würde.

Das Phantom der Willensfreiheit aber ist es, was im Grunde Nietzsches und Stirners Selbstanbetung des souvereinen Ichs als eines Absoluten ausbrütete. „Der vergängliche Schöpfer seiner selbst“, wie Stirner es ausdrückt, betrachtet sich als eine primäre Substanz und haben wir in diesem Hohnsprechen gegen alle Kausalität und alle philosophischen Grundbegriffe bereits alle Kriterien des intellektuellen Wahnsinns, einer fixen Idee. Welchen Missverständnissen diese autonome Antiethik Tür und Tor öffnet, davon zeugt das Machwerk des Journalisten Mehring, der Nietzsche allen Ernstes als Propheten des — Kapitalismus beleuchtet, weil letzterer verbohrten Sozialdemokraten als einziger Inbegriff der Immoralität gilt! Das hätte den aristokratischen Romantiker Nietzsche allerdings zu sardonischem Lachen reizen können.

Indem er sein luftiges Nomadenzelt rein ins Blaue aufschlug, siechte er darunter an moralischer Auszehrung, einer galoppierenden Schwindsucht des überreizten Ichs dahin. Weil ihm selber die Schemenhaftigkeit seines „Übermenschen“ sich offenbarte, gab er ihm, wie Homer seinen Schatten der Unterwelt, Blut zu trinken, nämlich seine blutrünstige Genealogie der Moral. In dieser naivsten, ehrlichsten und deshalb den Nietzscheanern unbekanntesten Schrift ent-

mummt sich der Übermensch als Zuchthäusler sans phrase, sofern wir sein kommunes Verbrechertum, der erlauchten Borgia-Ahnen unbeschadet, nicht lieber dem Irrenhaus empfehlen wollen. Dies nennt Brandes „aristokratischen Radikalismus", was Nietzsche selber als „das gescheuteste Wort" anerkannte. Auf dies Aristokratische tat er sich auch in ordinärster Auffassung des Begriffs etwas zu Gute: „Meine Vorfahren waren polnische Edelleute . . man sagt, dass mein Kopf auf Bildern Matejkos vorkomme." Über die Menschen hat er sich, wie die meisten polternden Menschenverächter, nie zu beklagen gehabt. Denn nur das Echte und Grosse lernt die menschliche Bestie in ihrer Pracht kennen, „la bestia trionfante" Giordano Brunos. Mit 22 Jahren wurde er Professor in Basel, ehe er seinen Doktorhut geholt, den ihm vielmehr nachträglich ohne Prüfung und Dissertation die Universität Leipzig aufsetzte. Mit dem Renaissance-Burkhart ward er vertraut, ward Richard Wagners Seelenfreund, ward allerorts gehätschelt, durfte im Sommer das Oberengadin, im Winter die Riviera zur Heimat wählen, nachdem er seine Professur aufgab infolge quälenden Kopfübels, das jedoch seit 1882 sich zusehends besserte. „Ich habe nie ein Symptom von geistiger Störung gehabt," schreibt er 1888. Er täuschte sich allerdings, da auch hier das Ende die Last trug, aber es scheint nötig darauf hinzuweisen, dass sein äusseres Dasein unter nur mässiger Ungunst der Verhältnisse verstrich. Dass er seinen Weltruhm nicht mehr erntete, da ihn damals schon geistige Umnachtung ereilte, will gewiss nichts bedeuten, da philosophische Arbeiten nur äusserst selten zu Popularität verhelfen, er aber sonst stets eine kleine auserlesene Gemeinde um sich scharte. Damit an seiner Selbstcharakteristik nichts fehle, prahlt er, obschon er sein deutsches Heimatsrecht aufgab, um sich den Reserveoffizier-Verpflichtungen zu entziehen: „Ich verstehe mich auf zwei Waffen: Säbel und Kanonen — und vielleicht noch auf eine dritte." Diese geheimnisvolle dritte Waffe haben wir ja nun kennen gelernt, aber sie stumpf befunden wie einen hölzernen Kindersäbel. Professor Niëzky — so hiessen seine Ahnen, die braven Slachcitzen, Polen aus der Polakei — gab Polen noch nicht verloren, solange Er als Wüstenprediger

und neuer Rousseau seine „Briefe vom Berge“ vom Sinai des Sils Maria verkünden konnte. Sonst aber wusste er wenig Tröstliches von der Kultur und besonders der deutschen, die bloss aus Barbarei und Stillosigkeit sich zusammensetze, da viel gelernt zu haben gar nichts bedeute.

Noch schadhafter erschien ihm die Moral, „bald als Schein und Fehlgriff, bald als Zurechtlegung und Kunst“. Seine Faustschläge ins Gesicht der Bildungsphilisterei sassen, und wo er auf Pseudokultur und Pseudomoral loshieb, da wuchs kein Gras. Darüber wuchs ihm der Übermut statt der Weisheitszähne und er fing an, Kultur und Moral zu benagen, bis ihm ob seiner eigenen Kühnheit der Kopf schwindelte und er in schwerer Verworrenheit Echtes und Falsches nicht mehr unterschied. Ursprünglich nicht mal original, weil ganz von Schopenhauer durchtränkt, setzte er in seiner Vergötterung grosser Menschen auch nur Schopenhauers misantropische Verachtung der Masse fort. Die Menschheit hat ihm überhaupt keine andre Aufgabe als grosse Menschen — z B. Professor Nietzsche — zu erzeugen: ein Grössenwahn des Einzelichs und eine Herabsetzung der Menschheit, kaum minder phantastisch wie Hartmanns Zumutung: das allgemeine sich Abarbeiten für den sogenannten Kulturfortschritt als einzige Berechtigung zum Dasein hinzunehmen. Dass aber dieser Kulturfortschritt einzig und allein vom Aufkommen grosser Menschen abhänge, wie Nietzsche dociert, ist erstlich schon wieder Einrennen offener Türen, da Carlyle und andere längst vorher es behaupteten, zweitens gradeso einseitig übertrieben wie Taines Milieusklaverei und der Massenkult des Sozialismus.

Gewiss hat Nietzsche ganz recht, dass ein Zustand, wo die Menschen instinktiv alles Geniale bekämpfen, wie heute besonders in Deutschland, von Kultur weiter entfernt sei als reine Barbarei. Kurz und bündig gesteht Brandes („Menschen und Werke“ 1900): „In unsern Tagen bedeutet eine sogenannte Kulturinstitution nur zu oft eine Einrichtung, kraft welcher die Gebildeten, in geschlossener Reihe vorgehend, alle Einsamen und Widerspänstigen, deren Streben auf höhere Ziele gerichtet ist, bei Seite drängen.“ Dass die Persönlichkeit zerbröckelt, die moderne Form die Uniform ist, die

Bildungsphilister schlechte Kopieen grosser Vorbilder vorstellen, oder wie Nietzsche meint, „öffentliche Meinungen private Faulheiten," wissen wir ja lange. Auch entspringt Hegels Ausdeutung der sogenannten Weltgeschichte als einer immer klareren Selbstoffenbarung der Gottheit dem gleichen Wahn, wie die Evolutionslehre der Darwinianer. Man schimpft auf Leibniz' veräusserlichte Teleologie und kehrt auf Umwegen zu ihr zurück, um zuguterletzt jeden äusseren Erfolg als Signatur des Wertes zu begrüssen: deshalb hat Nietzsches Verwerfen der „historischen" Erziehungsbildung eine gewisse Berechtigung. Allein, er schüttet auch hier das Kind mit dem Bade aus. Denn wer kann seine Zeit wahrhaft verstehen ohne genauen Überblick des Vergangenen? Und wie kann man der eigenen Originalität sicher sein, ohne den gesamten „historischen" Bildungsschatz zu beherrschen?

Auf die sophistische Ethik der Immoralisten warfen wir ja in Früherem das nötige Licht. Das kreuzlahme hausbackene Zugeständnis der englischen Moralisten vom Schlage Mills, dass unegoistische Handlungen ursprünglich nur von den Empfängern derselben „gut" genannt worden seien, diese Nützlichkeitslogik aber später vergessen und Unegoismus nun allgemein als „gut" betrachtet wurde, kam natürlich Nietzsche gerade recht, um das entgegengesetzte Wertmass historisch aufzustellen, das er also einzig der von ihm so arg verworfenen historischen Bildung entnimmt —: „Gut" sei ursprünglich nur ein Begriff der Mächtigen gewesen, bedeutete „vornehm und reich". Später hätte die Sklavenmoral dies „Gute" von ihrem Standpunkt aus für das „Böse" erklärt. Sehr hübsch, nur bleibt das Wesentliche unerklärt: warum schon im Altertum die Vornehmen häufig handelten, als hielten sie das Unegoistische, sich Aufopfernde, für das Gute und warum die Sklavenmoral des Christentums wenigstens theoretisch von den Mächtigen anerkannt und manchmal auch praktisch geübt wurde! Wir stellen nochmals fest: so lange man das Ethische mit der Verstandesvernunft zusammenkoppelt und nicht mit dem Gefühl, letzteres aber nicht als eine Stimme des Unbewussten erkennt, so lange wird gegen plattes Moralisieren die Sophistik, gegen

die Nützlichkeitsmoral der Masseninstinkte die Nützlichkeitsmoral des starken Einzelnen sich das logische Gleichgewicht halten.

„Ich habe jetzt mit einem Cynismus, der welthistorisch (!) werden wird, mich selbst erzählt ... Donnern und Wetterschläge gegen alles, was christlich oder christlich infekt ist, bei denen Einem Hören und Sehen vergeht ... ich schwöre, dass wir in zwei Jahren die ganze Erde in Konvulsionen haben werden.“ Ach, nur ein trübes Lächeln des von Nietzsche so verfehmten Mitleids erübrigen wir für solche Privatausbrüche des bald genug zur Zwangsjacke reifen Grössenwahns. Das ist freilich keine Umwertung alter Werte, sondern das uralte ewige Mitleid. Nicht dass ein Mensch seine Grösse überschätzt, ist hier so mitleidswürdig, denn wer überschätzte sich nicht, vom untersten Philister angefangen! Sondern das Missverhältnis der Leistung zu der erhofften ungeheuren Wirkung und vor allem die bezeichnende eitle Hoffnung auf solche Wirkung. Der wahrhaft Grosse denkt, wenn er schuf, überhaupt nicht an äussere Folgen. Und doch, o Wunder! hielt der arme Irre seine Zeit mit Recht für irrsinnig genug, um bald darauf in Narrheitskonvulsionen nietzschereif zu werden.

„Die herrlichste männlichste Einrichtung unserer plebejisch und merkantilisch effeminierten Zeit ist das Militär. Da gilt der Mann vor allem nach seinem biologischen Wert.“ Was sagt Nietzsches Zarathustra-Genius, der sich mystisch im Herrn Professor Nietzsche eingeschlossen wähnte und daher vermutlich noch fortlebt, zu dieser gottvollen Logik seiner Lehre, die einer seiner Schüler biderb gezogen hat? Hoffentlich bekleidet der Herr die „Charge“ eines Leutnants d. R., erhaben über biologischen Rekrutenwerts etwas unsanfte Prüfung. Die abstrakten Geistesmenschen, Forscher Darwin und Träumer Nietzsche, mögen hier so recht erkennen, was sie mit ihrer „Auslese des Stärkeren“ und „Willen zur Macht“ anrichteten. Beiden lag es eigentlich fern, den biologischen Wert für das Entscheidende zu halten. Doch wenn der Mantel fällt, dann muss der Herzog nach: lässt man das Ethische fallen, so purzelt die Geistkultur hinterdrein. Eine Emanzipation des Geistes gaukelte dem Kathederprofessor vor,

der als Zarathustra auf hohe Berge stieg, um ein weiteres Auditorium zu haben, doch ein Emanzipaziönchen des Fleisches für alle Lumpenhunde hörten die da unten aus seiner Bergpredigt heraus. Und dies neue Evangelium, diese Nietzscheentdeckungen, waren sie wirklich neu? Den Übermenschen hatte er nachweislich aus Renans Dialogen, den Namen dafür aus Goethes Faust: symptomatisch für die ganze Unreife des Nietzschekults, dass allen Ernstes neunundneunzig Prozent seiner Verehrer sowohl Begriff als Namen auf Nietzsche patentiert glauben. Und sein Immoralismus rennt so offene Türen der Salonwelt ein, dass ein Diplomat in einem Heyseschen Roman triftig fragt, warum denn die Leute soviel Wesens mit Professor Nietzsche machten, da dies doch alles bekannte Dinge seien. Ganz recht, alle Affen, Schakale und Hyänen, Weltmenschen und sogar die von Nietzsche verfehmten Bildungsphilister, handelten allzeit, als ob sie Nietzsche gelesen hätten! Seine Verherrlichung des Egoismus sprach das Geheimnis von Jedermann aus, wie einst Madame du Goulis von Helvetius und Holbachs Maximen sagte. Aber von welchem „Jedermann"! Etwa von Voltaire oder von Friedrich dem Grossen, den wohltätigen, pflichttreuen Idealisten, die von sich beichteten: „notre immortalité est faire des bienfaits au genre humain"?! Ei, ei, mein bester Niëzky, die Sie Ihr Polentum durch einseitige Verbohrung in französische Kultur bekundeten, fiel Ihnen niemals auf, dass die Löwen des Menschengeschlechts, Ihre geliebten „grossen Menschen", seien sie weltliche oder geistige oder ethische Heilande, ihren Willen-zur-Macht stets in vollem inneren Widerspruch zu Ihren Raubtierdoktrinen zum Ausdruck brachten? Das Geheimnis liegt, wo der kranke Gesundheitprophet es suchte und nicht fand.

Denn grade der geniale Mensch als deutlichster Typ des Menschen ist stets, richtig betrachtet, ein heroischer Träger des Ethischen, weil in ihm das Unbewusste am leichtesten sich loslöst und an die Oberfläche des Bewusstseins tritt. Nietzsches geistreich abstruse Theorie des schlechten Gewissens geht wie die Katze um den heissen Brei herum, da sie völlig im Dunkel lässt, warum die Starken und Edeln ihr Gewissen als ihren Richter erkennen und auf

das gute Gewissen „Ich habe meine Pflicht getan“ einen solchen Wert legen. Wenn er dies etwa leugnen wollte, so würde er nur seinen eigenen Mangel an historischer Erziehung bekunden und somit die Notwendigkeit der letzteren belegen. Nichts symptomatischer in dieser Beziehung, als Cromwells Frage auf dem Totenbett, ob man aus der Gnade fallen könne, „denn ich weiss, dass ich einst in der Gnade war“, und sein Sterbegebet: alles Böse in ihm möge nur an ihm selber bestraft werden, alles Gute aber, was er getan, allein dem Volke zu gute kommen. Und ebenso wichtig Napoleons Ausruf: „Glaubt man, dass ich kein Herz habe? Ich bin sogar ein ganz guter Mensch. Aber ich musste diese Saite möglichst zum Schweigen bringen.“ Er täuschte sich zwar mit Selbstverleumdung, denn Napoleon — wir meinen den wahren, nicht den karikierten der Hasslegende — brachte im Gegenteil diese ihn oft störende Saite möglichst nicht zum Schweigen und blieb allzeit, immer sein Verhältnis zu den Umständen beachtet, ein „ganz guter Mensch“.

Aber wie charakterologisch diese ethische Unzufriedenheit mit sich selber, die immer noch mehr „Herz“ von sich verlangt! Und dies war eben jener genialste Mensch, den Nietzsche selber als einzigen realen Typ seines Phantoms vom Übermenschen aufweist! Hätte er, historisch ungebildet wie er war, Napoleons Leben studiert, statt sich einen Taineschen Borgianachfolger vorzuspiegeln, so würde er erschrocken irre geworden sein oder er hätte mit der Anmassung seines störrigen Kopfes den Weltimperator zu den Toten geworfen, weil auch dieser nur ein kleiner Mensch, mit ethischen Schnurrpfeifereien sich herumschlagend, gewesen sei! Der autochthone Wildling aus Korsika war aber der naivste Urmensch, der je gelebt, voll natürlichem Abscheu gegen alle Ideologie und Pseudomoral, und das heroisch Ethische in ihm entstammt nirgendwo vorgefassten Vernunftschlüssen, sondern dem natürlichsten realistischen Gefühl, er selbst die echteste Mahatma-Verkörperung des Unbewussten. Und auch das besagt nichts zugunsten Nietzsches, dass Napoleon und viele Geniale wirklich manchmal einer abstrakten Ethik zuwiderhandelten. Denn schon der Theologe Hegenbach warnt in seiner Reformations-

geschichte anlässlich Goethes vor Verurteilung moralischer Mängel in grossen Menschen, da diese umgekehrt „in den erhabensten Tugenden“ uns weit überlegen seien. Beiläufig dürfte Goethes und Montaignes Geständnis, dass sie sich zu jedem Verbrechen und jeder Gemeinheit fähig fühlten, in ihre Tasche gelogen haben, sowie Byron, der edelste und selbstloseste Ethiker, als „fanfaron de ses vices“ sich aufspielte.

Ausserhalb öder Spiessermoral, die alleine sich von Nietzsche getroffen fühlt, begriff man allzeit, dass Grosses nicht wie Kleines zu bemessen sei und hier mehr denn je Jesu tiefsinnige Bitte gilt: Führe uns nicht in Versuchung! Hätte Nietzsche Buddha und Jesus begreifen können, würde er verstanden haben, dass das Ethische nicht in einzelnen Taten, sondern in der Gesinnung liegt. Wir mögen auch gern das Gleichnis von Cäsar und Brutus annehmen, da noch mehr darin steckt, als Nietzsche angibt. Dass kein Dichter Cäsar besungen und Shakespeare aus ihm eine Karikatur gemacht habe, ist zwar wieder plumpes Missverstehen. Die feine Ironie, die Shakespeare durchschimmern lässt, hebt nicht die echte Grösse der Rede auf: „Ich liesse wohl mich rühren, glich' ich Euch“, wie sie Nietzsches Übermensch sich nicht besser wünschen kann. Auch scheint er Voltaires „Mort de César“ nicht zu kennen. Napoleon wünschte von Goethe, was Nietzsche übrigens hätte erwähnen sollen, Goethe solle einen „Cäsar“ schreiben und begreiflich machen, wie Cäsar die Welt beglückt haben würde, wenn man ihm Zeit gelassen hätte: so hat schon Shakespeare deutlich genug ausgeführt, wie schädlich Cäsars Ermordung gewesen sei. Dagegen trifft zu, dass die Freiheitslegende unreifer politischer Schwärmer diese niedrige Neidtat abstrakter Schablonenmoral allzeit gepriesen hat und einen so miserablen Kerl wie Brutus mit einer Tugendtoga drapiert.

Was beweist dies? Lediglich, dass philiströse Pseudomoral subjektiv nach ihrem Nutzen fälscht und sich sogar nicht scheut, objektiv verdammenswerten Meuchelmord und Verrat durch Scheingründe zu rechtfertigen. Dass der Zweck die Mittel heilige, ist keine Erfindung der Jesuiten, sondern ward allzeit auch von der Freiheitsliga praktiziert. Und das entrüstet dich, o du naiver Nietzsche? Freuen solltest du

dich, dass die Herrenmenschen Brutus und Cassius ihren Willen-zur-Macht so immoralisch auslebten, und schadenfroh solltest du die Pseudomoralisten überführen, dass sie unbewusst deine Immoralität teilen! Sollte aber dem tieferen Denker nicht die Erleuchtung aufgehen, dass Cäsars Beseitigung möglichenfalls von der transcendenten Kausalität gewünscht war, weil eine Befestigung echten Cäsarentums der nahenden christlichen Revolution hinderlich gewesen wäre, und dass dies Beispiel rücksichtslosen „Tyrannenmords" trotzdem förderlich für historische Entwickelung wurde, als warnendes Exempel in Tyrannenseelen heilsamen Schrecken jagte und zum Widerstand anfeuerte: „Ja, eine Grenze hat Tyrannenmacht"? Doch das gehört hier nicht zur Sache.

Jede Pseudomoral ist gradeso subjektiv wie die Antimoral, obschon sie sich einbildet, mit objektiven Begriffen zu operieren. Nichts förderte mehr das Ansehen der Nietzscheschen Sophistik, als ihre Befehdung durch Theologen und Ideologen, die bekanntlich meist nur den Phrasenidealismus des Maulwerks betreiben. Wir sind gar nicht abgeneigt, manche Aufhellung der Sklaveninstinkte, des plebejischen Neidgrolls als Urheber demütiger Kleinheitsmoralität der Schwäche, beifällig zu begrüssen. Es ist auch richtig, dass bei allen Niedrigen die Gerechtigkeit erst beim Strafgesetz anfängt, nicht letzteres aus Gerechtigkeitsgefühl anerkannt wird und das böse Gewissen vieler Verbrecher nur aus Straffurcht stammt. (Nietzsche drückt dies alles unklar mit grossspurigen Tiraden aus.) Auch wäre nur logisch, dass der Verbrecher sich gegen die Justiz erbittert, die gradeso lieblos, brutal und hinterlistig ihn niederhetzt, wie er selber seine Bosheit ausführte. Dies hat übrigens V. Hugo ganz vortrefflich in den „Misérables" dargelegt, uns aber einen Sträfling gezeigt, dessen gerechte Erbitterung gegen die Menschenjustiz sich zu höchster sittlicher Erkenntnis umwandelt. Mag dies auch ideologisch übertrieben und von Hugo mangelhaft begründet sein, so steht doch fest, dass tatsächlich manche Verbrecher, ohne im Geringsten die Justiz als abstrakte Moral anzuerkennen, zwar die Hinfälligkeit der gesellschaftlichen Pseudogerechtigkeit klar durchschauten, aber ihr eigenes trotziges Aufbäumen gegen das ethische Grundgesetz verabscheuen

lernten — wodurch? Durch eben dies „Gewissen“, das die Immoralisten für Fiktion erklären, weil sie sein Wesen nicht im Unbewussten erfassen können. Denn wir wiederholen es nochmals, man kann eine grosse Wahrheit nicht oft genug wiederholen: das Ethische wird erst widerlegbar, sobald man es mit „Gott“ oder abstrakter „Tugend“, mit theologischen Vorschriften oder kategorischen Imperativen der Moralphilosophen, kurz mit irgend welcher ausser uns selber dekretierenden und einpeitschenden leibhaftigen Göttin der Vernunft in Verbindung bringt. Unwiderlegbar aber erhebt es sich als grosse ewige Tatsache, sobald man es als Ausfluss des individuellen Gefühls, dies selbst aber als unbewusste Darstellung der gesamten individuellen Anlage begreift, so dass stets ethisches Fühlen gleichzeitig mit intellektuellem Erkennen der ethischen Realität zusammenfällt. Die „Gesetze“ sind zwar an sich nur relative Aushilfsformeln, gleichwohl ein intellektueller Niederschlag aus Vergleichung sämtlicher ethischen Empfindungen der „Besten“, somit ein Sieg des Ethischen im struggle for life.

Ethiker haben also ihren Willen-zur-Macht hier bewährt und es deckt wieder die heillose Konfusion eines wirren brodelnden Gehirns auf, dass Nietzsche gegen diese Tyrannei der Besseren tobt, die er doch als grausames Herrengefühl bewundern sollte: denn gegen das Antiethische verfuhren die Ethiker doch offenbar sehr grausam, indem sie Mord- und Raublust und alle Ausschreitungen ungebändigter Ichsucht in Bann und Acht taten! Der geborene Mörder, la bête humaine, empfindet es als unterdrückerische Gemeinheit, dass man ihn nicht ungestört morden lasse, da er doch gar nicht anders könne! In der Tat, er „kann“ nicht anders, sowie Nietzsches sarmatische Geistesbestialität auch nicht anders kann, als die Gleichgesinnten mit seiner zuchtlosen Antimoral anzustecken. Und hier wird aufs neue offenbar, wie alle Verspotter des Ethischen, aller „wissenschaftliche“ Materialismus, den Idealismus aufs unwissenschaftlichste nur aus dem eigenen subjektiven Gefühl widerlegen. Evolution? Willen-zur-Macht der Stärkeren? Ihr haltet euch ja immer nur an handgreifliche Tatsachen, schreit nach Tatsachen. Nun, hier ist eine. Wenn überhaupt von Evolution der

Menschheit die Rede sein kann, so ergibt historische Betrachtung nur eins: das Gehirnraubtier, um in Nietzsches Geiste zu reden, hat alle niederen Lebewesen aufgefressen, gezähmt, ihre antiethischen Lebensinstinkte gefesselt.

Die gesamte Kultur ist nur ein Werk der Ethik, sozialer Assoziation. Schon der Gemeinde- und Hordenbegriff bedeutet Aufhebung der isolierten Wildlinginstinkte und der Sozialismus nur ein logisches Sublimat der platonischen Menschendefinition als eines „politischen Geschöpfs". Es hat also von Anfang an schon in den Primitivzuständen das gesiegt, was Nietzsche Sklavenmoral nennt, und grade die Stärksten haben als Gesetzgeber des „Staates" es festgelegt!

Es ist einfach unwahr, dass jemals in historischer wie prähistorischer Zeit „Raub- und Herrschsucht" mehr geehrt und aufgezüchtet wurden, als es noch heut in unsrer modernsten Gesellschaft geschieht. Es ist nicht mal wahr, dass bei der rohesten Horde die geistigen und kontemplativen Naturen unter ärgerem Druck der Geringschätzung seitens der physischen Roheit lebten, als heute. Auch heute sieht der Faustarbeiter und Militär auf den schwächlichen Gelehrten, der mächtige Banause und Mammonist auf den Idealisten verächtlich herab, letzterer aber wusste sich auch damals in grauer Vorzeit wie heut — ja vielleicht noch mehr — Achtung zu erzwingen. Es ist unwahr, dass dies nur auf dem Wege des Priestertums geschah, denn Wikinger wie Beduinen, Cherusker wie Rothäute verehrten ihre Skalden, Barden, Sänger und Seher. Bei einem Araberstamm ward ein Freudenfeuer angezündet, wenn auch er einen begeisterten Dichter hervorbrachte. Es hat sich also praktisch nichts geändert, gar nichts, und die Christenmoral hat nur die Anerkennung des Idealen und Ethischen offizieller den Gesellschaftsbildungen aufgeprägt. Und auch dies nicht einmal, da die Antike, sei sie gallische Druidenmystik, egyptische Hierophantenweisheit, gräkolateinische Philosophie — von den Indern ganz zu schweigen —, genau ebenso die „Arete" oder „Virtus" des Ethischen auf den Schild erhob, obschon mit anderer Begründung und einseitiger Hervorkehrung des Heroischen. Ob aber Jemand

sich für ein christliches Jenseits kasteit oder sich heroisch für die ewige Roma oder das heilige Hellas opfert, kommt ganz aufs Gleiche hinaus: eher könnte man die antike Selbsthingabe an Staat und Vaterland als noch reinere Ethik auffassen. Wo also handelten Nietzsches geliebte Griechen und Römer je nach seiner Antimoral? Ihre Herrenmoral, obschon oft rauh und hart, beruhte trotzdem auf ethisch nobler Todes- und Ichverachtung für ihr Tugend- und Kulturideal.

Dieser völlig unphilosophische Romantiker schwelgt in subjektiver Willkür seiner verstockten Ichwut, wie nur irgendein Ludwig II. von Bayern, obschon jener unselige Kranke selber viele ethische Grundzüge selbstloser Begeisterung und opferbereiter Freundschaft aufwies, die wir bei Nietzsche vergeblich suchen. Nur seinem Temperamente zügellos folgend, beschönigt und vertuscht er alle Unterdrückungsborniertheit der herrschenden Klassen quand même und weiss sich in Verzerrung und Übertreibung der Sklavenuntugenden von Schwachen und Geringen nicht genug zu tun. Dass er die Französische Revolution ganz wie Taine auffasst, begreift sich. Wir hätten ihm neuste Studien eines Professors in Montpellier empfehlen können, wonach dieser Sklavenaufstand angeblich bezweckte, als dem Rassenhass der kleinen schwarzen Gallier gegen die blonde Frankenaristokratie zu fröhnen! Wie schade, dass all solche Albernheiten sich an der geschichtlichen Tatsache wundstossen!

Die Massen der Schwachen — worin übrigens so schwach? physisch oder geistig? — haben den famosen blonden Bestien überall die Anerkennung der Sklavenmoral, nämlich des Ethischen, aufgezwungen? Aber grade die blonden Bestien selber, wenigstens die bestentwickelten unter ihnen in der französischen und britischen Aristokratie, förderten heroisch und selbstverleugnend diesen Befreiungskampf. Wohlgemerkt ohne jede theologische Beeinflussung, da die Kirche fast immer auf Seite der Unterdrücker stand, die Aristokratie aber meist schon aus innerer Fronde gegen monarchischen Absolutismus antikirchlich empfand. Warum also, warum solche Selbstentäusserung, solch Mitgefühl für die Unterdrückten, wie sich Graf Montfort-Werdenberg den Bauernkittel anzog und an die Spitze der Appenzeller gegen Fürst

und Bischof stellte? Und warum umgekehrt der Gegensatz, dass der Auswurf des Höflingadels nach Coblenz flüchtete oder der von Fürsten gemachte Briefadel deutscher Junker ausser dem stolzen westfälischen Blutadel mit Entzücken alle Nietzschefragen der Pseudovornehmheit unterschreiben würde? Oder dass andrerseits der patriarchalische Vendéeadel, stets dem Hofe sich fernhaltend, mitsamt seinen Bauern sich für den Royalismus opferte, der ihm lediglich eine ethische Religionsidee war? Antwort: weil eben alle ethische Anlage, ob bei Adel oder Volk, ganz und gar nur individuell und die Annahme der Schufte, jeder Mensch sei im Herzen ein Schuft wie sie, gradeso unwissenschaftlich, unphilosophisch und gradezu verrückt ist, wie der Wahn der Rousseau und Forster, jeder Naturmensch sei ethisch und nur die Gesellschaft schaffe die Unmoral.

Dies belegt auch eingehendes Studium der Tierwelt. Hier ergibt sich, dass nur intelligente Tiergattungen zähmbar und ethischer Gefühle fähig und unter ihnen vornehmlich die Raubtiere: Hund, Katze, Papagei, einige Affenarten, wie denn auch Bären, Löwen, Tiger, Leoparden, ja sogar Schlangen sich treuer Anhänglichkeit zu Menschenfreunden fähig zeigten. Dies beweist aber durchaus nichts für Nietzsches Verehrung alles Raubtiermässigen, da erstlich friedliche und sozialgestimmte Elefanten, andre Affenarten, Biber, Ameisen, Bienen nicht minder Intelligenz mit Ethik verbinden, zweitens die Entwicklungsfähigkeit des Raubtiers sich ja erst durch seine Zähmbarkeit belegt. In der ganzen Tierwelt haben wir also als Massstab der Intelligenz, d. h. der Überlegenheit, überall nur den Grad ihrer ethischen Befähigung, was ganz genau dem Kulturprozess des Menschen entspricht. Nun würde man sich aber sehr täuschen, wenn wir die erkannte allgemeine Gattungsbegabung von Hund, Katze u. s. w. nun gleich auf alle Angehörigen der Rasse beziehen wollten. Man sagt gedankenlos „der Hund“ „die Katze“ in Allgemeingültigkeit, sowie die Frauenrechtler immer „den Mann“ und Frauenhasser „die Frau“ verallgemeinern. Gradeso wie bei Männern und Frauen, sind bei den höheren Tieren die Einzelindividuen verschieden und man täuscht sich bitter, wenn man jeden Hund für treu und

jede Katze für ein Ideal von Mutterliebe hält. Die erstaunlichen ethischen Regungen und Leistungen einzelner Hunde, Katzen, Papageien sind daher wahrscheinlich gradeso selten, wie unter den Menschen, und differenzieren sich unendlich nach individueller Anlage. Das Entscheidende bleibt endlich, dass in der naiven Tierwelt, wo alle Scheinwiderlegungen eines ursprünglichen ethischen Fühlens, wie Skeptiker sie sich beim Menschen heraustiftelten, vollständig wegfallen, durchweg eine ethische Veranlagung hervortritt und zwar um so stärker, je höher die Intelligenz.

Dass Nietzsche die Askese verdammt, ist dies etwas Neues? Gewiss stellt physische Askese nur einen Selbstmord dar aus Verzweiflung, nicht über sich selber innerlich siegen zu können. Allein, Buddha hat ausdrücklich und Jesus fortwährend, durch anschaulichen Unterricht in unschuldiger Lebensfreude, die Askese verurteilt. Das Christentum schlechtweg als Askese aufzufassen, wie Nietzsche, verrät daher nur seine Umnachtung oder absichtliche Lust am Fälschen. Dass er sich etwas darauf zu gute tut, das Christentum als semitisch auszugeben, dabei aber in krasser Zweideutigkeit zu vielen Stellen, wo er als Antichrist unwillkürlich zum Antisemiten wird, philosemitische Selbstwidersprüche liefert, zeigt eben nur, wie sehr es ihm selber an jener inneren Verecundia gebrach, deren völlige Abwesenheit Schopenhauer als jüdisches Hauptmerkmal bezeichnete.

Dies schielende verlogene Philosemitische hat er sich nämlich künstlich aufgeklebt, bloss um Opposition gegen Schopenhauer und Wagner zu markieren. Anfangs nur Kopist und Erweiterer des Bayreuther Meisters, lehnte er sich gegen ihn auf, um seine Unabhängigkeit zu wahren: also Sklavenaufstand eines innerlich Unfreien! In dem Allen steckt etwas unverkennbar Unmännliches. Und wir halten ihn überhaupt für einen jener vielfachen Zwittertypen und Übergangsstufen zwischen Männlichem und Weiblichem. Er wäre gerade so schamhaft und weiblich errötet, wie Merimée nach dessen eigenem Geständnis vor dem Mannweib G. Sand.

Seichter Materialismus sieht natürlich im Dualismus der Geschlechter nur eine mechanische Veranstaltung zur Arbeitsteilung. Allein, Bachofen („Das Mutterrecht") ergründet in

seiner bedeutenden Art verständnisvoll alle geistigen Erscheinungen ‚dionysischer‘, von Nietzsche so ausdrücklich benannter Weltanschauung als „Ausfluss einer wesentlich weiblichen Gesinnung.“ „Dieser Fortschritt der Versinnlichung des Daseins fällt überall mit Auflösung politischer Organisation und Verfall staatlichen Lebens zusammen ... Die dionysische Religion ist zu gleicher Zeit die Apotheose des aphroditischen Genusses und die der allgemeinen Brüderlichkeit, daher den dienenden Ständen besonders lieb und von Tyrannen ... besonders begünstigt.“ Ei sieh da! Da könnte man wohl mit Nietzsches kreischendem Pathos, dem wir kein ehrfürchtiges ‚Pathos der Distanz‘ entgegenbringen, sondern immer nur stirnrunzelnden Widerwillen, sich in die Brust werfen: „Herauf, abgründlicher Gedanke, aus meiner Tiefe!“ Ob Nietzsches dionysische Herrenlehre im Grunde einen Sklavenaufstand der Vielzuvielen bedeutet, nämlich gegen die wahre, die ‚apollinische‘ Herrenlehre der heroischen Ethik, die natürlich den Sklaven und Weibern stets ‚asketisch‘ dünkte?! Nietzsche als Erzieher zum richtigen Sklaventum — diese scherzhafte Entdeckung fehlte bloss noch, um ihn auf den rechten Platz zu stellen!

Kant hat nur zu Recht, erst Revolution der Denkungsart und erst hieraus „allmähliche Reform für die Sinnesart“ zu erhoffen. Es trägt also Nietzsches schlechte Denkart die Verantwortung für die schlechte Sinnesart seiner Anhänger. Doch hüte man sich hier wieder, in Schopenhauers unreinliche Sonderung von Denk- und Sinnesart (Intellekt und Wille) zu verfallen, da die Denkart aus der eigenen Sinnesart herauswächst, vielmehr mit ihr sich verschwistert wie Zwillinge. Dass gute oder böse Denkart eines Lehrenden überhaupt die Sinnesart anderer beeinflusst, wird eben ermöglicht durch deren bereits vorhandene Charakter-Aufnahmefähigkeit nach guter oder böser Seite. Dass also Nietzsches polnische Wirtschaft zuchtlos liederlich alle ethischen Werte blind durcheinanderwerfen und wie ein losgelassener toller Hund alle wasserscheuen Feinde sittlicher Taufe mit seinem Geifer anstecken dürfte, solche Macht besass nicht sein Zarathustrawahn an sich, sondern nur weil die Entsittlichung des Findesiècle einer artikulierten Stimme

für ihre eigenen Antichristen harrte und deshalb Nietzsches Tollwut inbrünstig willkommen hiess.

O, denken wir doch lieber an die wahren Herrenmenschen des Grossen Jahrhunderts zurück, an Voltaires rührenden Vers:

„J'ai fait un peu de bien, c'est mon meilleur ouvrage.“

Paul Rée, dem lange Zeit der Zarathustra aller Toren nahe stand, scheut sich nicht vor seines einstigen Busenfreundes nackter Preisgebung (Nachgelassenes Werk 1903): „Nietzsche konnte nicht angestrengt arbeiten, nur stossweise ... Aufsehen erregendes um jeden Preis ... seine Eitelkeit ist pathologisch ... in dem Kranken, der nur selten denken und schreiben konnte, Ruhm um jeden Preis erobern wollte, brachte die Krankheit Wahnsinniges hervor, kein Philosophieren, sondern Deliriren.“ Dies peinliche Thema müssen wir in späterem Kapitel nochmals streifen, wo wir gleichzeitig die fixe Idee Taines vom allein seligmachenden und verdammenden Milieu als eine andere Abart des gleichen Sophistenwahnsinns ausführlicher diagnostizieren. Auch werden wir Nietzsche sonst noch mehrfach zitieren müssen, er begegnet uns allerorts, wo Ich und All sich stossen, so wie auch Carlyles Sprüche noch hier und da in anderem Zusammenhang nachtönen werden. Kein geringes Kompliment für die formale Ausdrucksfähigkeit beider Antipoden, die man nur fälschlich mit inhaltlicher Bedeutung verwechselt!

Sie arbeiteten wie Walfische, prusteten um sich her, doch der Springbrunnen ihrer Nüstern spritzte nichts als Salzwasser. Sie machten uns pudelnass, aber löschten niemals Durst, und wer von ihrem Salzwasser trank, verfiel in Skorbut und Tobsucht, wie Schiffbrüchige in Matrosensagen.

Ergebnis also des Denkerischen in Nietzsche? Wie bei Ibsen, Renan und Taine. Er stürzt mit Gebärden eines Besessenen durch offene Türen, wo sich niemand mehr aufhält, und rumort dort tobsüchtig gegen Gespenster seiner Einbildungskraft. Sein bischen Wahrheit ist alt wie die Welt und sein Neues so neu wie die Einfälle der Irren. Dass er zum Modephilosophen des Tages werden konnte, verdankt er überhaupt nicht seinen ernsteren Denkschriften, sondern dem seltsamen Tagebuch seiner Launen „Also sprach Zarathustra.“

Hier entdeckte der Traumspinner seine lyrische Kunstbegabung und schaltete virtuos in Prosa und Vers mit der deutschen Sprache. Auch hier erscheint er freilich nicht originell, eine Mischung von Larochefoucauld und Chamfort, Renan und Novalis, Schopenhauer und Victor Hugo, obschon er letzteren „Pharus am Meere des Blödsinns“ taufte. Und doch erinnert sein rhapsodischer Psalmen- und Orakelton oft genug an diesen Wälzer grosser Worte. Auch klingt sein Lied vom starken Mann doch nur als Lesefrucht aus Stendhal. Zu seinen Charaktereigentümlichkeiten gehört übrigens das schnodderige Urtheln über Leute, die er nicht verstand — „Zola oder die Freude am Stinken“ — oder die er plagiierte wie Eugen Dühring, dessen „Wert des Lebens“ längst vor Nietzsche dem asketischen Pessimismus Krieg ansagte. Obschon er Renan formal und gedanklich so viel schuldet, findet er nicht mal für solchen Mitstreiter ein liebendes Wort. Die Art, wie er den Philosophen Rée, der ihn beeinflusste, erst anschwärmte, dann fallen liess, wie er erst als Lehrjunge Wagners herumlief und sodann den „Fall Wagner, ein Musikantenproblem“ dem Busenfreunde an den Kopf warf — „böse Zungen wollen lesen ‚der Fall Wagners‘“ schreibt er mit kindischer Selbstüberhebung, als ob Er allein die Werte bestimme —, verrät seine angeborene Bösartigkeit, welche vergebens nachher einige hysterische Frauenzimmer in christusartige Milde umzufälschen strebten. So launenhaft, treulos und verräterisch benimmt sich kein Mann und es steht solchem Prediger der Mannheit übel zu Gesichte, wenn er „intellektuelle Unsauberkeit und Unrechtschaffenheit“ drakonisch verpönt. Bei ihm liegt System nur noch in Systemlosigkeit steten Gesinnungswechsels.

Wer den Schlüssel zum psychologischen Problem nicht besitzt, tappt ratlos zwischen diesen erratischen Blöcken umher. Da findet er erst Metaphysik, dann Positivismus; erst Berauschung im Trieb- und Gefühlsleben, dann im Verstandesmässigen; ja — man höre und staune — leidenschaftliche Ablehnung hochmütiger Ausnahmemenschen. Dann aufs neue Abkehr von strenger Erfahrung und ausschliessliche Mästung der lebenerhaltenden Instinkte, auf welche alles Intellektuelle als blosse Zeichensprache zurück-

zuführen sei, so dass Denken nur aus dem Verhalten der Triebe zu einander hervorgehe. Der Ausnahmemensch nimmt nun die unverkennbare Form des pathologischen Grössenwahns an, denn er führt eine „Götzendämmerung“ herauf, indem er gleichsam das Weltbild aus seinem eigenen Daseinswillen neuschafft. Wie dies möglich sei, da Nietzsche doch den metaphysischen Urwillen seines Sophistikmeisters Schopenhauer ablehnt und den Willen als etwas Gewordenes zugibt, wird allzeit ein Rätsel bleiben: die Mystik des Grössenwahns. Innerhalb dieses mystischen Dusels führt der Befehder aller Mystik nun einen ungestümen Veitstanz auf. Ein Feuerwerk blendender Aphorismen prasselt auf uns hernieder, eine glänzende Eruption von Geistreichigkeit, die jedoch zuletzt übeln Qualmgestank zurücklässt und ein wirbliges katzenjämmerliches Gefühl wie Nietzsches eigene Kopfschmerzqual. Dabei flirrt diesem Wortjongleur seine Rhetorik durcheinander, dass er sich selbst nicht begreift.

Der Staat ist von übel, weil er das Volk vorstellen will: „Nein, schaffende Geister waren es, die das Volk schufen und ihm einen Glauben und eine Liebe gaben“. Wie, also doch Glauben und Liebe bei diesen Übermenschen, die kalt und selbstgeniessend bleiben sollen, wie der Schnee der Berge und der neue Zarathustra? „Nicht eurer Väter Land sollt ihr lieben, sondern eurer Kinder Land. Diese Liebe, das ist der neue Adel, die Liebe zu dem neuen Land.“ Also nochmals Liebe! Wie stimmt dies zur Genealogie der Moral? „Ich bin zu rein für die plumpen Hände des Tages. Die Reinsten sollten die Herren der Erde sein.“ Die Reinsten? Hören wir recht? „Doch ihr höheren Menschen, sagtet ihr je Ja zu einer Lust, so sagtet ihr auch Ja zu allem Wehe. Denn Lust und Qual sind verkettet, verliebt ineinander, unzertrennlich. Und alles beginnt von neuem, alles ist ewig. Denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.“ Das ist gedanklich teils platt teils so antipositivistisch und antimaterialistisch wie möglich. Die Worte klirren und klingen, und wenn man sie hört, so wird sichs wohl dabei was denken lassen! Unsinn oder ein ganz gewöhnlicher Sinn maskieren sich als Tiefsinn. Nur hier und da in dieser Verschwommenheit, wo die Gedankenflucht sich

jagt wie tanzende Irrlichter, wetterleuchtet eine ungestüme Genialität, um aber gleich wieder in Nebel zu versinken.

„Die Welt ist tief und tiefer als der Tag gedacht“ singt das berühmte Mitternachtslied, das freilich echte lyrische Stimmung technisch auslöst, denkerisch aber nur hohl und leer mystische Sprüche in unverständlicher Einfalt lallt, welche nur dann einen „tiefen“ Sinn ausprägen würden, wenn sie anti-nietzscheisch transcendental und gradezu esoterisch gedacht wären. Ungefähr so könnte auch ein indischer Chela im Stolz seiner Joga-Erhöhung singen und wir halten nicht für undenkbar, dass der Immoralist wirklich solche Anwandlung des Unbewussten verspürte, das allerdings sehr viel tiefer als seine Welt und sein Tag! Die unglaubliche Konfusion dieser Orakelei bringt es mit sich, dass jeder Unklare, sofern er nichts anderes von Nietzsche kennt, herausliest, was ihm passt: der Immoralist nur Härte und Ichsucht, obschon ihn manche Wendungen stutzig machen, der Ethiker nur fromme Exaltation eines Gottmenschensuchers. So hat der Theosoph Franz Hartmann einmal seinen Unwillen über die Verlästerer ausgesprochen, deren Kleingeist den hohen theosophischen Edelmut Zarathustras nicht zu fassen vermag!

Denn wer nur diese künstlerisch abgetönten Bergpsalmen von Sils Maria hörte, ahnt natürlich nicht die umliegenden Abgründe und tückischen Schlangensümpfe der sonstigen Nietzscherei. An den Engadiner Seen und bis in den Morteratschgletscher hinein wimmelt es nämlich von Schlangen, die man oft abends in St. Moritz' Oberalpina pfeifen hört. Avis au lecteur!

Natürlich verkennen wir weder seinen glänzenden Esprit noch seine kunstvolle Beherrschung einer dichterisch angehauchten Prosasprache. Doch selbst sein Bewunderer Brandes gibt zu: „Die Einbildungskraft, von der er getragen wird, ist nicht gestaltenbildend genug.“ Ja wohl, also sprach Zarathustra, aber so schufen und handelten Bessere als er, die wirklich schöpferischen Geister. Auf solche sollte dieser unproduktive Rhetoriker wirken, wie ein Parlamentsschwätzer auf einen Tatmenschen. „Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen — Grund genug, dass die Deutschen kein Wort davon ver-

stehen“, versicherte er zutraulich, um sich nachher noch zu steigern: „Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt.“ So ungeheuerlich dies für den Durchschauer solch geschwollener Seichtigkeit klingt, so hat der arme Narr sich noch lange nicht zur vollen Meisterschaft in der Menschenverachtung aufgeschwungen, die doch seine Spezialität sein sollte. Denn für so jämmerlich hielt selbst er die Deutschen und die Menschheit nicht, dass sie seinen Kot als Exkremente eines Dalailama anbeten und einen besonderen Wetteifer entfalten würden, seine „Tiefe“ zu „verstehen“! Das Unbeschreibliche hier ists getan, das Unzulänglichste ein Weltereignis geworden. Aus allen Niederungen schallt der Jubelchor: Heil dir, du Alter vom Berge, Herr der Assassinen! Die Moderne krönt dich zum König mit ihrem eigenen Diadem . . der Narrenkappe!

Blühender Blödsinn, Wechselbalg platter Trivialität bestialer Rudimentärtriebe mit tollgewordener Romantik, ward als Neue Philosophie und eine rein formale Sprachbehandlung als Gipfel des Denkerdichtens gefeiert. Mit Ausnahme des tüchtigen Türck, der freilich das Problem zu pathologisch fasst — denn Nietzsches Geisteskrankheit deckt sich mit der maladie du siècle, sein Wahnsinnsende bildet nur eine Begleiterscheinung —, bestreiten ihn sogar seine Widersacher (wie der Berner Professor L. Stein) mit dem Hut in der Hand, als ob Ihm gegenüber sein „Pathos der Distanz“ von nöten sei: auch so eine elende Nietzschephrase, wo ein banaler Truism sich kokett in geheimnisvolle Schwulstgewandung drapiert. Wir bedauern, unsrerseits wohl die weite Distanz, mit der wir uns diesen Ansteckungsgötzen vom Leibe halten, nicht aber das Pathos nachempfinden zu können. Wir fürchten sogar, dass der selige Zarathustra, der seinen Baktriern die individuelle Verschiedenheit von Gut und Böse (Ormuz und Ahriman) so gründlich zu Gemüte führte, seine Keule hervorholen und den polnischen Professor durchbläuen möchte, wenn er seine verführerische Bosheit jenseits von Gut und Böse auf neuen Gesetzestafeln studieren könnte. Den polnischen, sagen wir.

Denn seine ganze Art ist undeutsch, eine französisch gefärbte polnische Wirtschaft, wahrscheinlich verehren ihn

deshalb die guten Deutschen als Urdeutschen, da ja bekanntlich alles Fremde sie anzieht. Nicht das Paradoxe an sich hat etwas Ungesundes, denn es kann verhüllte Wahrheit schalkhaft einhüllen. „Zweimal zwei ist vier, wer weiss aber, obs auf dem Jupiter nicht fünf ist“: dies Paradoxon bleibt Ibsens wahrhaft tiefes Wort. Es ist germanisch, denn es kleidet logischen Zweifel an der Nichtigkeit unsrer mechanischen Denkgrundlagen in logische Form. Nietzsche hingegen schmeisst uns wuchtige Paradoxe an den Kopf, ohne sich die Mühe zu geben, den geschleuderten Stein aufzuheben, geschweige denn seine unverdaulichen Steine in Brot zu verwandeln. Sein Zarathustraschwindel ist ein blosses Alb- und Magendrücken, denn nicht mal Kronos vertrug es auf die Dauer, Steine zu verschlucken. Nun, er schluckte sie in der Meinung, als wären's seine eigenen lieben Kinder, und der Kronos Zeitgeist mochte hier wahrlich mit Fug an solche Metamorphose glauben. Denn die Steine der Nietzsche-aphorismen, eingewickelt in feine Seide der eleganten Decadenceform, sahen wahrhaftig wie echte Sprösslinge des Jahrhundertgeistes aus!

Seine Antithesen und Syllogismen haben wie Spässe Shakespearischer Narren oft nur Wortspielerei und Aberwitz zum Gevatter.

„Glück, was ist das? Ich bin gekommen, mein Werk zu tun,“ spricht Zarathustra. Und zum andernmal: „Der Held ist heiter.“ Das sind seine zwei gesundesten Aussprüche, freilich weder tief noch neu und obendrein halbwahr. Denn das Werk des Schaffenden ist sein Glück, und wenn Nietzsche da noch Unterschiede macht, so belegt er nur wieder, dass ihm das Verständnis des Genies abgeht. Und der Held ist allerdings heiter, weil er sonst kein Held wäre, aber nur im Schaffen selber, nicht im Ringen um das Schaffen. Nietzsches eigene gequälte Heiterkeit aber stimmt trübe wie Galgenhumor, die lächelnde Fratze des Schmerzverzerrten, seine Gesundheitsreklame eine Selbstbelügung.

Nun wohl, grade um dieses Leidens willen wollen wir seine Widerwärtigkeit vergessen und in ihm selbst nur ein Opfer des sterbenden Jahrhunderts sehen, seine epidemische Schädlichkeit als blosse epileptische Reflexbewegung des

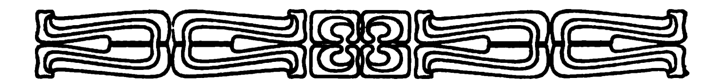
Fin-de-Siècle auffassen. Wohl hat er neue Werte nicht geprägt, nur neue Worte wie „die Vielzuvielen", „das Allzumenschliche" als Haushaltsbegriffe dem allgemeinen Sprachschatz einverleibt. Wenn die Narrheit so weit stieg, ein Nietzschearchiv wie ein neues nationales Bayreuth anzulegen, so wird das Archiv seiner geistigen Hinterlassenschaft gar bald auf diese hübschen Wortbildungen einschrumpfen. Auch alte Werte wertete er nicht um. Wenn er aus der selbstverständlichen Relativität aller konventionellen Wahrheiten die Nichtexistenz der Wahrheit folgerte und den Assassinenspruch zum Leitstern wählte: „Nichts ist wahr und alles ist erlaubt," so sei uns erlaubt, ihm, der seine Unwahrheit doch recht unfehlbar vortrug, zuzurufen: Nichts an dir ist wahr! Aber an einem Grenzpunkt begegnen wir uns mit ihm, wo seine Genossen, Ibsen, Renan, Taine, d'Annunzio weit abseit im Talsumpf bleiben.

Erfolglosigkeit bitter empfindend wie Schopenhauer, hat er doch nie den Erfolg gesucht um des Erfolges willen, sondern Grösse, wie er sie verstand. „Wer Grösse sucht, muss selbst ein Grosser sein" (Bleibtreu, „Karma", Akt I). Er machte nicht Pöbelkonzessionen wie Ibsen, schloss nicht Kompromisse wie Renan, schmeichelte nicht den Nivellierungsinstinkten der Masse wie Taine, gierte nicht nach allen Erdengütern wie d'Annunzio. Einsam sass er in Sils Maria.

Wer die erhabene Einsamkeit der Julier-Einöde durchwandelt, wo silbergrünes Gletscherwasser allein das Braungrün spärlicher Matten und das Graubraun der Felswüste belebt, wer den blauen Saphir der Seen wie ein Juwelengeschmeide der sonnenhaarigen Bergfee funkeln sah am grünen Samtgehänge der Wälder, dem spriesst das Edelweiss hoher Gefühle in alpenwindgestähltem Gemüt. Auch der Einsiedler von Sils Maria, seines Zeichens ein Wortemacher, ein Dilettant im Denken und Dichten, empfand hier solche Weihe der Selbsterhöhung. Dass sie ihn nicht zu stolzer Demut und demütigem Stolze feite, ward sein Verhängnis, seine Schuld und Strafe. Aber dass die alberne Menge seine spärlichen Weihestunden als neue Ära der Geistesgeschichte ausschrie, während vielleicht viel Reicheres,

Tieferes, Höheres, Echteres in ihrer Mitte blühte, daran trägt nicht er die Schuld. Nie buhlte er um die Gunst der Hundeseelen, deren Hauch er hasste als Koriolan „wie unbegrabener Männer totes Aas“. Wie ein unendlich Grösserer durfte er rufen: „I have not loved the world nor the world me, I have not flettered its rank breath nor bowed to its idolatries my patient knee.“ Und wir stellen uns neben den Einsamen, den finstern Alten vom Berge, und flüstern ihm nach: „Es heisst, stosse nicht an den Wagen, der abwärts geht. Aber Zarathustra sagt: was reif zum Fall, daran sollt ihr stossen. Alles, was unserer Zeit angehört, fällt und verfällt. Keiner kann es aufhalten, aber Zarathustra will noch danach stossen.“

Wohlan, o falscher Zarathustra, so falle auch du! Armer Lügenprophet, keiner hält auf den Verfall deiner Scheinmacht. Aber wir wollen noch danach stossen. Verschwinde du, zerfahrenes Intermezzo, löse dich auf, du polnischer Reichstag der Widersprüche, über dein Veto schreitet weg die ewige Wahrheit. Finis Poloniae.



Die Pessimystiker: Zola und Tolstoi.

Der masslose Maupassant-Kult lud uns um so mehr zu nicht besonders liebevoller Festlegung seiner wirklichen Bedeutung als Ableger Mussets ein, als seine unreifen Verehrer grade die schwache und schlechte Seite seines Werkes, den Appell an geschlechtliche und frivole Instinkte, mit Entzücken annahmen, dagegen von der grausamen Selbstzerfleischung seiner letzten seelischen Entwicklung, die seine Lebenslust ad absurdum führte, nichts begreifen. Dies soll uns nicht abhalten, frank und frei zu gestehen, dass er nächst Musset die eigenartigste Erscheinung der französischen Poesie bleibt, nur Einen ausgenommen. Und dieser Eine, Zola, war, dass wir es nur sagen, kein Franzose. Nicht dem Blute nach (Sohn eines Italieners und einer Griechin), nicht dem dichterischen Wesen nach. Wie Musset und Maupassant die nationalsten Autoren, keiner so französisch wie sie, so ist Zola der Internationale. Seine Werke, in denen er das französische Idiom mit vollendeter Herrscherkraft handhabte und sogar stilistisch bereicherte, könnten gleichwohl ebensogut in einer anderen Sprache geschrieben sein, wenn man ihre innere Struktur überschaut. Der Hang des Italieners zu monumentaler Allegorie schuf sich hier nur andere moderne Formen, als bei Dante, Petrarka, Tasso, Leopardi, d'Annunzio. Der gewaltige Trieb einer abstrakten Idealität, in umfassender Universalität der Anschauung grosse Symbole zu gestalten und diesen mit starrem Herrscherwillen ein marmornes Gepräge unerschütterlicher Klassizität aufzudrücken, wie er Michel Angelos Peterskuppel und Napoleons klassisches Staatsgebäude einer Neuantike wölbte

oder in Hierarchie der Ewigen Roma die Welt umspannt, lebt auch in dem italienischen Meister von Paris.

Genuese Columbus entdeckt eine neue Welt, der korsische Autochthone schafft eine neue Welt, der genuesische Provençale Zola sucht neu zu entdecken und neu zu schaffen, was ihm Gesetz und Wesen der alten Welt erscheint. Ein Hauch klaren toskanischen Hochlands und meerumspülter Berge von Korsika weht auch in den schwülen Brodem seines Pariser Milieu hinüber, dessen Gerüche und Miasmen er sonst so übelduftig vereint, wie in seiner Käsesymphonie des „Ventre de Paris". Bauch, Eingeweide, Lunge und Nieren des Gesellschaftskörpers schlitzt er nicht als Anatom auf, so wissenschaftlich er sich bei dieser Metzgerei gebärdet, sondern hängt sie als Symbole des Lebens, grotesk vergrössert und grade durch die Plastik solcher kolossalen Symbolik idealisiert, auf die lange eiserne Schnur seiner Analyse. Das Herz freilich, das klopfende Zentralorgan, kommt dabei zu kurz. Er kann es freilich aus den Flammen seines analytischen Verbrennungsprozesses herausreissen, wie Shelleys Herz aus dem Scheiterhaufen, unversehrt und reinlich für sich geschieden. Allein, das geheimnisvolle Lebensbewegen dieses cor cordium vermag er nicht immer neu zu beleben und nachvibrieren zu lassen. Die Blutpumpe funktioniert organisch genug in dem Organismus seines Gesellschaftsabbilds, doch ihre Verbindung mit dem Gehirn und die letzten unentzifferbaren Schwingungen des Gehirnapparats mit seinen Myriaden photographischen Platten der Erinnerungseindrücke erreicht sein Skalpell nicht.

Zola ist kein Dichter des Unbewussten, wie es in Musset und selbst den Todeszuckungen des umgewandelten Maupassant nach oben ringt und den Schein durch Ahnung des Seins vernichtet. Er möchte ganz im Verstandesbewusstsein aufgehen, er geht davon aus, alles Transcendente für Schein und das sinnlich Gegebene für wahr zu halten. Er nennt sich Realist und Positivist im Sinn von Taine und Comte, und alle Dummköpfe, die nicht psychologisch in seine Werkstatt drangen, glaubten ihm aufs Wort. Doch schon seine künstlerische Methode, den grossartigen Phantasten Balzac ergänzend und überragend, dessen dichterisch blut-

lose Ideenanalytik mit strotzendem Saft realer Wirklichkeit erfüllend, widersprach. Edmond de Goncourt und sein Bruder hatten das Seelische als reines Bündel von Nervensträngen behandelt, ihre Personen in „Germinie Lacerteux“ und „La Faustine“ als geschundene Raubritter. Aber wo bleibt Zeit und Raum für solch anatomische Präparate in der russigen Schmiede des massiven Massenarbeiters Zola, der von Zyklopenbauten träumt und wie Vulkan den Schild des Achilles hämmern will? Was der Schmied bei seinem Hämmern für Leitmotive vor sich hin brummt, ist ja wirklich gleichgültig, und Zolas Theorien dienten höchstens dazu, ihn beim Schaffen zu ermuntern. Er musste sich eine Art Messschnur bilden, um damit seine Dimensionen abzugrenzen!

Da die Phrase immer am besten von der Phrase sich entkräften lässt, so verblüffte er den Akademizismus der Pseudoidealisten durch pathetisches Geschwätz, wie: „Die Erblichkeit hat ihre Gesetze wie die Schwere.“ Taine hiess sein grosser Apostel, der die „neue Wissenschaft“ fand, „die höchste Offenbarung unseres Triebes, alles zu einfachem Mechanismus zurückzuführen, der unter die mathematischen Wissenschaften gehört.“ Dies Umsichschlagen mit Mechanik und Mathematik, dieser wissenschaftliche Jargon, der gleichzeitig das mystische Wort „Offenbarung“ gebraucht, hat etwas Ergötzliches. „Unsres Triebes“? Wie vorsichtig ausgedrückt! Was beweist denn ein solcher Trieb? Ebensowenig wie der Trieb des Tridentiner Konzils, alles auf theologischen Mechanismus zurückzuführen! Beides anthropomorphischer Grössenwahn. Aber Zola meinte auch gar nicht „Trieb“, sondern „Dogma“, denn für ihn stand die Mechanik ebenso fest wie die Erblichkeit, mit der ganzen unbescheidenen Sicherheit des Autodidakten. Er machte sich Kunsttheorie nach seinem Bedürfnis zurecht, wie Taine die seine nach den Bedürfnissen seiner Kurzsichtigkeit.

Wir können uns ironisch vorstellen, wie diese beiden kurzsichtigen Brillenträger, linkisch und unbeholfen im Auftreten — „Timide“ sagt Maupassant von Taine —, in dem Cénacle bei Flaubert feierlich sich wie Freimaurer die Hand drückten, im Vollgefühl ihrer gemeinsamen Alleinerkenntnis. Mit der „mathematischen Wissenschaft“ seiner Dichtung war es aber

glücklicherweise nicht weit her und er formulierte das Kunstwerk als „Winkel der Schöpfung, vermittels eines Temperaments gesehen.“ Nun, das Temperament pflegt leicht durchzugehen und mit ihm kann man keinen Winkel mathematisch messen! Ein solcher Naturalismus wäre blosser Personalismus. Von den inneren Beziehungen der Kunstentwickelung begriff er so wenig, dass er im Grunde zwischen Klassizität und Romantik nur den Unterschied sah, dass erstere die heidnische Antike und letztere das christliche Mittelalter bevorzuge, um das Leben künstlerisch zu arrangieren. Worin das Befreiende der Romantik gegenüber der niobidenhaften Schönheitserstarrung der Antike lag und dass erstere auch seinem modernen Naturalismus die Bahn ebnete, blieb ihm verschleiert. Er wollte also die Wahrheit pur et simple ohne Drapierung und Amputierung, als ob die Wahrheit etwas fest Abgegrenztes sei wie ein Berg oder ein Tisch.

Mit der ganzen Naivetät des Empirikers hiess ihm wahr nur der Augenschein sinnlicher Wahrnehmung. Dass sein Unterfangen, die objektive Wahrheit im Winkel mit einem subjektiven Temperament einzufangen, contradictio in adiecto sei, fiel ihm nicht ein. War's übrigens neu, den modernen Alltag wahrheitsgetreu photographieren zu wollen? Ach, mit welcher furchtbaren Komik dieses Schmähwort „Photograph“, das im Munde der akademischen Widersacher fast synonim mit Pornograph wurde, den Phrasenschwulst beider Parteien beleuchtete! Ist nicht dies Photographieren à travers un tempérament ein Unding, daher die naturalistische Einbildung der genauen Wiedergabe ebenso hinfällig wie das gegnerische Abstreiten eines Kunstwerts solcher Temperamentsphotographie, d. h. einer bloss anderen Form der Phantasie? Längst vorher bestand sogar allzeit diese Niederländerei dicht neben der höheren Kunstrichtung, Teniers neben Rubens, Iffland und Kotzebu neben Goethe, Stendhal neben Chateaubriand. (Letzteres Gleichnis hinkt freilich schon sehr, da Stendhal absolut kein Realist und Naturalist im Sinne der Moderne.) Neu war lediglich die Anmassung, nun einzig und allein das Moderne und Alltägliche als Grundstoff der Dichtung gelten zu lassen. Dass beim Jahrhundertende sogar die

akademische Ästhetik sich plötzlich zu dieser rohen Albernheit bekehrte und das Lebensrecht des historischen Dramas und Romans bestritt, was einem Giftmord aller höheren Kunst gleichkommt, belehrt uns freilich, dass Zola und Genossen als echte Vertreter des Jahrhundertgeistes sprachen und hier wieder der unbezähmbare Nivellierungsinstinkt die faulen Zähne fletscht. Übrigens versumpfte der französische Realismus niemals so unkünstlerisch wie der Reporterrealismus deutscher Nachahmer. Ganz richtig nennt Zola die Arbeit der Goncourts „bis zum Äussersten gehend, fieberhaft“; und bekennt mit unbewusster Naivetät: „Ich finde hier alle Fehler und Vorzüge, die mich in Leidenschaft versetzen.“ Ein Realismus, der fieberhaft mit Leidenschaft arbeitet, setzt also das Temperament an die erste Stelle.

In der Tat schuf Zola genau so subjektiv wie irgend ein Idealist, vergrösserte und beschnitt das Leben, verklärte es in seiner Weise, indem er es zu klären meinte, formte die langweilige Idylle und banale Posse des Alltags zu symbolischen Fresken um. Nur dass er nach entgegengesetzter Richtung idealisierte, d. h. sein gallig pessimistisches Temperament walten liess. Dass aber selbst dieser Pessimismus nichts Beständiges und abstrakt Wahres sei, bezeugte sein Enden mit ideologisch-optimistischen Evangelien. Man kann ihm keinen schlechteren Dienst erweisen, als den Dreyfussapostel auf seinen Wahrheitsgehalt zu untersuchen. Er verfährt sogar mit unglaublicher Willkürlichkeit, indem er Ausnahmen und obendrein fragwürdig unwahre zu Allgemeintypen erhebt.

In „Joie de vivre“ leidet der jugendliche Held an konstanter Todesfurcht, wie sie selbst bei pathologisch Belasteten kaum je vorkommt, und die Gefühllosigkeit seiner symbolischen Katze für ihre Jungen wird jeder Kenner dieses gemütvollen edeln Tieres als gröbliche Verleumdung ablehnen. Paradies, homerische Iliade, Sulamith, Chloe und Daphnis, Cybele, jede Art von christlicher Mystik und antiker Mythologie, tobt sich in Zolas Symbolen aus. Selbst die Buchtitel werden Symbole: „Germinal“, „La Terre“, „L'Argent“, „Débâcle“, „Fecondité“, „Travail“, „Verité“! Selbst die Einzelcharakteristik leidet manchmal unter dem systematischen Gruppieren von Massenwirkungen.

Er predigte in einem konfusen Theorienbuch „Mes Haines“ Hass gegen Victor Hugo. Dies solle die wahre Poesie sein? „Nimmermehr, wem will man das einreden!“ Da hat er sehr Recht, aber wie nahe er selber dem Besten in Hugo stand, ahnte er nicht. Die ungeheure Differenz seiner genialen Schöpferkraft von Hugos phraseologischer Selbstaufblasung hielt er für Differenz der Kunstrichtung, obschon der Tieferblickende sogar Zolas eigenstes Streben in den „Misérables“ vorgeahnt findet. Die ganze Differenz, vom stofflich Äusserlichen abgesehen, zwischen Zola und der Romantik ist die nämliche, wie zwischen Zola und Balzac: dass er ein wahres Genie war. Das allein ist seine Wahrheit, eine höhere als die der Wirklichkeit. Denn sobald wir von seiner pseudonaturalistischen Theorie abstrahieren, welch ein Dichter steht da vor uns! Welch ein Werk! Dieser Dichter war immer gross von Anfang an („La fortune des Rougeon“, „La Conquête de Plassans“), nur als technischer Kompositeur reifte er immer erstaunlicher. Bezeichnend jedoch, dass technisch reifste Sachen wie „L'Assommoir“ lange nicht die dichterische Bedeutung seiner phantastischen Allegorien — „Germinal“ obenan — erreichen, die sich sogar zu einem „Traum“ („Le Rêve“) von seltener Süsse aufschwangen. Da kann der Kochtopf (Pot-Bouille) seiner Alltags-Misèren nicht mitfliegen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein lebhaftes und bewegliches Dichternaturell, blieb Puschkin trotz einiger selbständig russischer Züge formal und inhaltlich nur ein Affe Byrons. Sein Verdienst beschränkt sich im wesentlichen auf den Stufengrad der Entwickelung, den in ihm das Slaventum geistig erreichte. Während er menschlich, Sclave der Mode und des Zaren, politischer Renegat, seinem erhabenen britischen Vorbild wenig Ehre machte, knickte Lermontows stolze Unabhängigkeit selber sein junges Leben. Ein Outlaw der offiziellen Gesellschaft, bot er in seinem Roman „Ein Held unserer Zeit“ zwar auch nur eine Kopie von Byron, wie er Byronisches eben sah, aber mit eigenartiger Ausprägung des eiskalten russischen Nihilismus, dem grade seine farblos düstere Verneinung von Welt und Ich, Exzess seiner finstern Blasiertheit etwas Dämonisches lieh.

Bei Turgeniew klärte dieser aristokratische Pessimismus sich zu künstlerischer Würde ab. Das ist einer der grössten Künstler, die je gelebt, einer von denen, die man immer wieder geniesst, wahr wie Thackeray, kunstvoll wie Musset, Stendhal, Maupassant, voll Grazie und voll Tiefe, traurig wie das Leben, reizend freundlich wie die Natur, voll schwermütiger Güte und durchdringendem Hohnblick für das Gemeine, mitleidstrunken und doch klar und aufrecht in Gerechtigkeit, ein ganzer Mann und ganzer Dichter, dem auch das Erhabene („Gedichte in Prosa") nicht fremd war. Meisterwerke wie „Väter und Söhne" und „Rauch", sonore Tragik („Ein König Lear der Steppe") mit lyrischer Zartheit („Frühlingsmorgen") und intimster Verinnerlichung des allgemeinen Leids („Eine Unglückliche", „Tagebuch eines Überflüssigen") verschmelzend, das Alltägliche und Banale mit einem seidenen Flor umwebend, würde diese grundbrave und liebenswerte Persönlichkeit vielleicht noch höhere Stufen erstiegen haben, wenn nicht seine französische Weltmannbildung ihn gelähmt und in Salonformen eingezwängt hätte. Voll naiver Gläubigkeit dem Aufkläricht der europäischen Moderne hingegeben, frass ihm illusionslose Skepsis am Marke und ernüchterte seine edle Empfänglichkeit für leises Rauschen des Unbewussten, das manchmal sein feines inneres Gehör zu erlauschen hoffte. Als Vertreter des Jahrhunderts bleibt er bedeutungslos, weil er einfach französische und deutsche Einflüsse ins Russische übertrug, ohne etwas Typisches vorzustellen. Ausschliessliches Künstlertum tötete in ihm das Spontane und Originale. Daran hatte nun Dostojewski, der Sohn des Volkes, Überfluss. Dass er mit Vorliebe Verbrecherpsychologie trieb, kann physiologisch nicht wundernehmen!

Sein Bauerngesicht mit flachgedrückter Moskoviternase und krampfhaftem Nervenzittern, halluzinativen Augen und epiletischem Zucken der Mundwinkel sprach aus: Hier steht ein Verbrecher oder ein Selbstpeiniger. „Ich fühle mich wie ein grosser Verbrecher, mir dünkt, eine unbekannte Schuld bedrückt mich", charakterisierte er selber seine Gemütsanlage. Sein Martyrium, das er in Sibirien durchmachte, vertiefte noch seine mystische Extase wie bei seinen Ahnen, den Urchristen. Die „Aufzeichnungen aus dem Toten

Hause“ tauchen in tiefste Tiefe des äusseren und „Raskolnikow“ des inneren Elends unter, nur um daraus unterwürfige Schmerzanbetung des Kreuzes auferstehen zu lassen. In den „Brüdern Caramazow“, wo die Mystik sich fast Buddhistischem nähert, wird die Lebenslust geradezu als Todsünde gebrandmarkt.

Er will vor allen Dingen Moralist und Russe sein, daher sein Hass gegen Turgeniew, Wissen, Kultur, Europa. Schönheit in irgend welcher Form, auch die der Natur, die er völlig verschmäht und bei Seite lässt, ist Teufelswerk. Als Künstler sehr schwach, ein grundschlechter Erzähler, besitzt er die Gabe des psychologischen Hellsehens, des zweiten Gesichts für seelische Stände, in einem bisher unbekannten Maasse. Doch sah er niemals höheren Übermenschen ins Herz, sondern nur Kranken und Gemeinen. Kranke, Niedrige, reuige Verbrecher, sie sind es, die mit dem armen Schächer am Kreuze morgen im Paradiese sein werden. Diese urchristliche Barbarei scheint nicht frei von Neid und Groll auf das Schöne, Gefällige, Lebensmächtige, Geistesfrohe, nicht frei von engherziger Borniertheit und Begriffsstützigkeit, von cynischer Anmassung der Unbildung. Man tritt wie Diogenes auf Platos Teppich-Eitelkeit mit grösserer Eitelkeit. Auch das Weltlich-Ideale des erleuchteten Genius wiegt federleicht in der Schale neben der christlichen Demut eines bekehrten Kalmücken. Nieder mit Freiheits- und Bildungsdusel der europäischen Revolution, hoch Väterchen Knute und wohltätige Macht der Finsternis! Das heilige Russland, das schon Gogol auf dem nationalen Dreigespann der Troika ins Unendliche dahinrollen sah, indess alle Völker ihm Platz machen, wird dass grosse Mönchskloster der Menschheit werden. Nach den „Toten Seelen“ das Tote Haus! Sibiren hat eine christliche Mission als Erziehungsanstalt, orthodoxe Rechtgläubigkeit des Herrn Prokurators Pobedonoscow dürfte als Grossinquisitor noch manches Autodafé im Sodom und Gomorrha Europas anrichten. Mene Tekel Upharsin, ihr seid gewarnt, hütet euch! Hier endet der einstige Nihilist und Freiheitsschwärmer als tobsüchtiger Slavophile, als „nationaler Schriftsteller“ im majorem Russiae gloriam.

So erklärt dies verscheidende Kleine Jahrhundert, das Russland in die Höhe brachte, in Dostojewski und Tolstoi dem

Grossen Jahrhundert den Krieg. Ein hübsches Hospital sind wir geworden, ein nettes „Nachtasyl"! Wo mal etwas wie Genie aufblitzt — denn Dostojewskis pathologische Psychologie, die wir auf ihre Richtigkeit nicht prüfen wollen, da sie mit seinem eigenen pathologischen Nervenstand unmittelbar zusammenhängt, hat etwas durchaus Geniales —, da haben wir Rückenmärkler wie Heine, Ätherfritzen wie Musset, Epileptiker wie Dostojewski. Wie soll man sich aber über den Übermut des Moskowitertums und seiner literarischen Invasion aufhalten, wenn man sieht, wie die französischen Alliierten und deutschen Fremdtümler nicht nur solch fremdartig bizarre und direkt feindliche Genialität eines Dostojewski als lauterste Wahrheitsoffenbarung anbeten, sondern noch vor jedem Quark des „bitteren" Maxim, der sich Gorki (der Bittere) nennt, einer Kopie zweiter Hand, als Entdeckung eines Neuland auf dem Bauche rutschen!

Viel anregender, als derlei Mummenschanz der blamierten Europäer, ist uns die Entdeckung, wozu dieser wundervolle Realismus der Psychologie, den die Jahrhundertwende als Gipfel der Kunst preist und der zweifellos in Dostojewski seinen Gipfel fand, logisch führt: zum Rückfall in die Barbarei. (Sowie Bourget, dessen psychologische Pfuschereien sich freilich daneben nur kindisch ausnehmen, bereits in den Klerikalismus zurückfiel und grade deshalb in seinem jüngsten „L'Etape" seine beste bisherige ‚Psychologie' erzeugte.) Bei Gorki möchten wir freilich nicht missverstanden werden. Sein Selbsterlebtes hat an sich bittern Wert, ein Bittrer für schlaffe Magen; die Meerespoesie einiger Strandnovellen atmet echten Ozon. Doch das alles ist kein Neuland, sondern nur Pachtung eines Fleckchens Dostojewskischer Erde.

Und hier eine Zwischenfrage. Wie kommt es, dass die Begabung zur Gegenwarts-Seelenzerfaserung, von der Moderne als einzig noch gültiges Dichtertum aufgefasst, gerade bei den Russen und Skandinaven am reichsten und ausschliesslichsten quillt, den über Nacht wie Pilze aufgeschossenen Parvenus der Literatur, die auf gar keine grosse Vergangenheit zurückschauen und sich bis dahin schlecht und recht von den Brosamen deutscher und französischer Kultur nährten? Der joviale Holberg ahmte Molière, die Oehlenschläger, Tegnér,

Andersen unsre deutsche Romantik nach, ohne dass trotz unleugbar kräftiger Ansätze etwas wirklich Eigenständiges dabei herauskam. In Russland herrschte unter Katharina Diderots Encyklopädismus, später deutsche Philosophie, die Poeten alten Stils (darunter auch der Weltschmerzlyriker Nekrassow) kopierten Byron in sklavischer Abhängigkeit. Bei den Polen, denen doch eine ältere Kultur zu Gebote stand, schuf der geniale Mikiewicz, ein echter Sohn des grossen Jahrhunderts, ganz im grossen Freskostil der idealen Pathetik, desgleichen Krasinski. Ihr heutiger schwächlicher Epigone Sienkiewicz, dessen Unterhaltungsroman „Quo vadis?“ alle Gebresten des pseudohistorischen Romans aufweist, bleibt in seinen psychologischen Studien („Ohne Dogma“ u. s. w.) geradezu dilettantisch hinter den gleichartigen zahlreichen Kraftproben der verachteten Russen zurück, von Danilewski bis Gorki, ihr berühmtes Dreigestirn vornean, das sogar die Skandinaven weit überstrahlt.

Denn wie erblassen Kjellands, Lies, Garborgs, Elsters, Hansums und selbst des überaus feinen Jacobsen kecke Satiren, Armeleutbilder, physiologische Psychologie, wie selbst das Dreigestirn Ibsen-Björnson-Strindberg neben den grossen Russen auf diesem Gebiete! Nur dass keiner von letzteren Björnsons Lyrik und Sigurd Slembe und seine ganze Nordlandsstimmung, noch Strindbergs Berserkern vom „Vater“ bis „Erich“, noch selbst Ibsens „Julian“, „Brand“, „Borkmann“ je auch nur ahnen könnte! Gogols „Taras Bulba“ bedeutet das einzige Aufraffen einer russischen Eigenart zu einem nationalen grossen Stil über das blosse Menschenanalysieren hinaus, das ja übrigens Tolstoi selber zuletzt als ein blosses Gesellschaftsspiel erkannte, sehr fern von den Gefilden hoher Dichtung. Ja, so tief durchdrungen scheint Tolstoi von der Nichtigkeit solcher psychologischen Spielereien exklusiven Literatentums, dass er, als russischer Patrizier ganz in französischer Kultur befangen, den Pathetiker Hugo für den grössten Dichter des Jahrhunderts hält! Wie bezeichnend aber, dass Gogols romantisches Heldenlied in Prosa „Bulba“ fast ganz in Vergessenheit geriet neben seinem niedlichen Genrestückchen „Der Revisor“ und seiner für heutige Begriffe doch mattdürftigen Satire „Tote Seelen“!

Wie bezeichnend, dass bei den drei bedeutenden Skandinaven all das, was ihre wahre Stärke ausmacht, nichts mit Moderne und Reporterrealismus und Psychologieverbohrung zu tun hat, sondern lichteren freieren Zonen angehört, wo sie freilich den germanischen Olymp von deutschen und britischen Meistern längst besetzt fanden! Sollte uns das nicht verdächtig vorkommen und die Moderne zur Selbstbesinnung bringen, dass ihre Literatur, in welcher Russen den Ton angeben, unmöglich das letzte Wort behalten könne? Wie könnten sonst die drei grossen Kulturvölker, geistige Herren überall, grade hier von minderen Rassen in den Schatten gestellt werden!

Auch die Italiener, die seit Leopardi — zur Übergangszeit und nicht zum kleinen Jahrhundert gehörig — gar nichts vermochten bis d'Annunzios Wiederaufnahme des alten Stils, haben recht Braves (Foggazaro, Mathilde Serrao, u. s. w.) in sozialpsychologischer Kleinweberei versucht und eine unbekannt gebliebene vorzügliche Novellensammlung „Porto-Chiarezza“ (Einführung der Eisenbahn in die Abruzzen) behandelt stofflich gleiches wie Zolas „Bête Humaine“.

Fehlt immer bloss eins: der heilige Geist, der grosse poetische Stil, der eben den mangelhaften Realisten Zola turmhoch über alle Russen erhebt. Möchte Einkehr in ihren wahren Wert, Rückkehr zu ihrer vergangenen Grösse, Heimkehr zum Grossen Jahrhundert die drei Kulturvölker überzeugen, dass ihre Moderne sie abseits in Sümpfe führt, wo der Minotaur der russischen Halbbarbarei lauert, sei es auch ein Buddha der Mushiks!

Das fehlte uns grade noch, dass ein Moskowiter als Weltlehrer auftritt! Und auf welche Leistungen stützt sich der Mann, der über Dostojewskis Nationalgrösse hinaus sich zum Messias Europas einsetzte und willig als solcher anerkannt wurde? Tolstois kleinere Erzählungen, die krankhaft überreizte „Kreutzersonate“ inbegriffen, besonders die aus dem Militärleben, sind frisch und anschaulich vorgetragen, der Roman „Anna Karenina“, obschon zu breit und schlecht komponiert, bildet eine vortreffliche Studie zur Liebespsychologie — lauter Dinge, die man anderswo ebensogut und besser findet und die selbst in der russischen Literatur,

deren einzige Stärke ja auf dem Gebiet des Gesellschaftsromans liegt, nichts Auffallendes haben. Die Tolstoinarren stürzen sich daher auch mit besonderem Elan auf das grosse Prosaepos „Krieg und Frieden", das sie als den besten und einzigen historischen Roman preisen. Sie — denn die Crême der Tolstoigemeinde setzt sich aus Ibsenianern, Hauptmannianern und anderen Ianern zusammen — werfen zwar dies Genre zu den Toten, doch wenn Ibsen ein misslungenes Historiendrama und Tolstoi einen sogar militärhistorischen Roman wagt, ja, Bauer, das ist ganz was anderes. Wir erachten nun diese Heiligsprechung eines künstlerisch stümperhaften und unglaublich schlecht erzählten Romans als unverantwortliche Dreistigkeit.

Das Historische darin bildet nur einen äusseren Behang, so wenig in Fleisch und Blut der Handlung umgesetzt, dass ganze lange Stellen nichts als trockene Auszüge aus der historischen Chronik, belastet mit unreifen persönlichen Reflexionen des historisch und philosophisch gleich ungebildeten Verfassers. Auch die „berühmte" Schilderung der Schlacht von Borodino gehört dazu, noch abgesehen von ihren Unrichtigkeitsschnitzern und chauvinistischen Verlogenheiten; nur Leute, die hundertmal bedeutendere und künstlerisch-technisch unvergleichlich vollendetere Schlachtschilderungen nie damit vergleichen konnten, mögen dies matte schwunglose Geschreibsel bewundern, wie leider auch Zolas ganz unfertige trockene Sedanschilderung in „Débacle". Dass Tolstoi das l'art pour l'art verachtet, ist schon recht. Doch wo er selber grosse Visionen beschwören möchte, wird seine Unzulänglichkeit traurig offenbar. Besser gelangen einzelne Episoden, wie die Geschichte mit dem Batteriechef bei Hollabrunn, denn überall beherrscht Tolstoi nur das Episodische. Im Übrigen enthält das Buch eine Reihe ausgezeichneter Genrebilder und eine Fülle gutgezeichneter Figuren, beide nur lose mit dem Historischen verknüpft. Ferner eine einzige Stelle von tiefsinniger Schönheit: wie der schwergetroffene Andrei bei Austerlitz auf dem Rücken liegend den unermesslichen Himmel über sich sieht und daran die eitle Winzigkeit Napoleons bemisst, der über ihm stehend von eroberten Trophäen schwadroniert.

Alle historischen Gestalten des Buches sind grauenhaft verzeichnet, die Marschälle als russische Polizeiwachtmeister, Murat als reiner Hanswurst, Napoleon als lächerliche Karikatur. Es gehört die ganze Ignoranz der Schöngeistliteraten in allem Historischen und Militärwissenschaftlichen dazu, wenn Brandes und Harden — um noch die zwei geistreichsten zu nennen — diesen Fatzke, der bei Borodino nicht mal sein Metier als Schlachtenleiter versteht, als einzig gelungenes Napoleonporträt bezeichnen, obschon selbst Taine darüber den Kopf schütteln müsste. Beiläufig möchte man sich schütteln vor Lachen, wenn Brandes die Szene bewundert, wo Napoleon dem Gesandten Balachow Audienz erteilt. „Sie ist geschrieben, als wäre der Verfasser zugegen gewesen" — o ja, nämlich der Verfasser Balachow, dessen schriftlichem Bericht an den Zaren Tolstoi Wort für Wort die ganze Szene entlehnte, nur hier und da ein paar neue Verzerrungen als Retouche zufügte![1]) Tolstois gemeine pietätlose Karikierung darf man um so weniger verzeihen, als sie ebenso absichtlich fälscht, wie seine lächerlich verlogene Idealisierung des verderbten stumpfphlegmatischen Pfiffikus Kutusow und überhaupt aller Moskowiter mit Ausnahme der Balten, die er geradeso beschimpft und verhöhnt wie die anderen Deutschen und Franzosen. „Krieg und Frieden" ist nämlich garnichts als ein Pamphlet gegen die westliche Kultur, eine drastische Austönung der oben gekennzeichneten Tendenz Dostojewskis. Ein Humanitätsapostel . . . für die Russen! Doch der gebildete und im Blamieren so geduldige Mitteleuropäer kriecht demütig ins caudinische Joch, jubelt einem künstlerisch und ideell gleich unreifen und schädlichen Machwerk als Offenbarung zu.

Denn alles Exotische ist Trumpf und Russland, dieser Iwan der Schreckliche drohender Barbarenallmacht, errichtet sogar literarisch ein Zwinguri feiger Verblüffung. Was helfen die hübschesten Genreepisoden, wenn das Ganze ein unorganischer und von giftigen Gasen stinkender Brei!

---

[1]) Dies erinnert an einen Literaten, der in Bleibtreus „Weltgericht" Anleihen an Büchners „Dantons Tod" fand, weil er ein paar historische Worte Dantons und St. Justs für geniales Eigentum Büchners hielt! Das nennt sich heut Kritik!

Natürlich, Tolstois Phrase, dass der einzelne Heros im Spiel der Massenkräfte garnichts bedeute, kommt wieder mal dem Nivellierungsstreben der Ohnmächtigen entgegen. Was wahr an seiner Verneinung menschlicher Willenseinflüsse in historischen Verhältnissen, prägt er teils so frömmelnd teils so rationalistisch aus — wie sich überhaupt Frömmelei und Rationalismus in seiner pädagogischen Seelsorgerei mischen —, dass es wieder zu schädlicher Lüge eines quietistischen Fatalismus wird. Denn sonst hält er ja starr genug an der Willensfreiheit fest, vermöge welcher die Menschheit sich über Nacht zum Tolstoismus bekehren soll. Ganz aufgelöst hingegeben, verloren in Entzücken, lässt sich der Bildungspöbel mal von Antimoralisten wie Nietzsche mal von Moralisten imponieren. Die grossen Worte tuns! Dem Verfasser von „Krieg und Frieden“ würden wir jedes Anrecht auf seine Prophetenrolle bestreiten, wenn er nicht als Greis an der Jahrhundertwende, wo Ibsens Tote erwachen, eine „Auferstehung“ gefunden hätte. In ungefähr drei Viertel dieses Romans steht Tolstoi auf ausserordentlicher Höhe über dem kleinen Jahrhundert, dem er sein zorniges Verdammungsurteil zuschleudert. Kaum je ward die sittliche und geistige Verelendung unsrer Zeit so treffsicher veranschaulicht, nie die verächtliche Mechanik der lieblos bornierten Justiz mit so zermalmendem Fusstritt beehrt. Doch nachdem wir Tolstois Kraft der Menschendarstellung bewundert, enttäuscht uns der Schluss vollständig. Hier behift er sich wie Zola in „Travail“ mit hastigem Weghuschen schattenhafter Andeutung, wie die seelisch Auferstandenen ihr Los gestalten. Mit einem Wort: die Hölle der Welt durchschaut er, die innere Auferstehung empfindet er, aber was jenseits derselben geschaut werden soll, geht über seine Begriffe. Wo wir auf Reformer und Neubauer hofften, bleibt es beim unfruchtbaren kritischen Niederreissen. Selbst sein reifstes Kunsterzeugnis, das grässliche dramatische Lehrgedicht über die Macht der Finsternis, gibt Tolstoi nur dann Anspruch auf den Namen „Dichter“, wenn man dies Wort für jeden Menschenbeobachter unnützlich im Munde führt, wie unsre mit Scheuklappen versehene Moderne. Kräftiger Dokumentstudien markigen Prosarealisten selbst als „Russlands

grossen Dichter“ zu taufen, wie der sterbende edle Turgeniew, tut sowohl Turgeniew als Dostojewski Unrecht, da ersterer als Künstler und Poet, letzterer als Seelenforscher und Tragiker Tolstoi weit überlegen. Ihn zum grossen Dichter des Jahrhunderts ernennen, vermag nur jener Modepöbel, der heut die pikante Heimatkunstspekulation „Jörn Uhl“ mit dem Doktortitel honoris causa ihrer Verblödung krönt, morgen ein Roseggerchen, übermorgen die Stammeleien einer Johanna Ambrosius, oder mit Grillparzer- und Schillerpreisen für Mittelmässigkeiten um sich wirft. Eher möchte man Tolstoi als grossen Sozialreformer gelten lassen. Seine Vernichtung von Staat, Kirche, Militär, Steuern, mit Jesumoral besorgt er in zahlreichen Flugschriften mit rücksichtslosem Propagandatalent, wie es ja aber am Ende auch der konfuse „Edelanarchist“ v. Egidy in Berlin betätigte. Auch hier schafft Tolstoi nicht etwa neue Ideen, sondern legt nur das Urchristentum so aus, wie es von jeher allen Verstehenden vertraut war. Allein, dies Zurückschraubenwollen auf altchristliche Grundsätze verkennt so völlig die Gesetze der Kausalität, dass es den Abgrund von Verworrenheit unsrer Modernen beleuchtet, wenn just die nämlichen, die sonst immer von „Evolution“ faseln, diesen Todfeind jeder Kulturentwickelung andächtig bestaunen. Tolstoi will sogar den Weltuntergang durch Aufhebung der Geschlechtsliebe.

Wir wollen nicht spöttisch dabei verweilen, dass er als junger Aristokrat sich in allen Lüsten gewälzt, nachher zahlreiche Kinder in die Welt gesetzt habe, dass viele Leser sich von seiner abschreckenden Selbstschilderung gar nicht mitgetroffen fühlen und zuletzt für den Greis die Trauben wohl etwas sauer seien. Auch nehmen wir uns zu Ohren gekommene Verdächtigungen nicht ernst, wonach seine Weltanschauung nur Pose sei und hinter seinem Bauernkittel gleichsam die gräfliche Equipage herfahre. Immerhin bleibt seltsam, dass er Frau und Kinder so gar nicht zu sich bekehrte, sie also der Verdammis überlässt, d. h. das gräflich Tolstoische Haus in Rang und Reichtum fortbesteht, nur der greise Familienvater darin seine Muschikrolle spielt!

Jesu oberste Forderung „Gieb all dein Gut den Armen!“ hat Tolstoi jedenfalls nur gepredigt und nicht befolgt. Er

gab den Armen nur seine Handarbeit, die sie nicht brauchten, und seine Brandschriften, die sie verwirrten. Ersteres nützte ihm physisch, wie Gladstones Baumfällen, nützte ihm seiner Meinung nach sittlich: „Entsagung“ beruht hier auf berechnetem Eigennutz. Letzteres entlastete ihn intellektuell und vermehrte seinen Ruhm, verschaffte ihm also gleichfalls Lustgefühle. Dass er, der Hochgeborene und Weltberühmte, übrigens nicht die mindeste Gefahr läuft, wo jeder andere arme Teufel nach Sibirien wandern müsste, zeigen ja die Tatsachen, zeigen zugleich die unerhörte Rückständigkeit unsrer deutschen Zustände, da man bei uns Tolstoi von Anfang an das Handwerk gelegt hätte und deutsche Staatsanwälte durch Konfiszierung Tolstoischer Schriften uns vor ganz Europa blamierten. Wie seltsam zweideutig der Geldfeind übrigens in Gelddingen verfährt, lehrt der Widerspruch, dass er „Auferstehung“ für hohes Honorar an eine russische Zeitung verkaufte, gleichzeitig aber seine Werke für nachdrucksfrei erklärte, so dass der rechtliche Abdruckseigentümer grossen Schaden erlitt. Sein Wunsch nach freien Nachdrücken und Übersetzungen fördert ja nur die Freigabe seiner Berühmtheitsverbreitung.

Jedenfalls verkennt er völlig, dass Aufhebung der Erotik nur bei höchstverfeinerter Geistigkeit möglich, also als Ende hoher Kultur, nicht als Anfang der Barbarei. Sein Ideal allgemeiner Brüderlichkeit und Tagelöhnerei geht von Rousseaus Utopie aus, der Mensch sei von Natur gut und alle ethisch gleich. Wie unmöglich und unsinnig, ja unzweckmässig und unsittlich dies Wegräumen innerer Kausalität, davon könnte ihn die wahre Mystik der Karmalehre überzeugen. Seine rationalistische Mystik entbehrt jeden Fundaments. So endet in ihm der literarische Realismus mit der unrealsten Ableugnung der Kausalität, das Wahrheitssuchen auf falschem Pfade auch hier mit seichter Phrase, da nur sie dem Zeitgeist verdaulich.

Zolas „Arbeit“.

Unter diesem vielversprechenden Titel hat Zola seiner neuen Serie, welcher er den anmassenden Gesamttitel „Die Evangelien“ zu verleihen für gut fand, ein erstaunliches Romanbuch von bedeutendem Umfange beigefügt. Er hat sich in seine Voltaire - Rolle als Menschheitsbefreier hier ganz eingelebt. Nicht zufrieden mit dem j'accuse seiner früheren Romansatieren, lüstet ihn jetzt nach dem Reformatortum eines Tolstoi, allerdings in völlig entgegengesetztem Sinne; denn während jener das mystische Bedürfnis und religiöse Empfinden in den Vordergrund rückt, sogar die Kunst verdammt und die sogenannte Kultur in gesündere Primitivzustände zurückschrauben möchte, sieht Zola umgekehrt das goldene Zeitalter in den Fortschritten der Zivilisation und der technisch angewandten Wissenschaft.

Aber seltsam! Möge der Symbolist Zola es selber als symbolisch aufnehmen, dass der religiöse Sittlichkeitsfanatismus in Tolstois herrlichem Greisenbuch „Auferstehung“ weit mehr lebendige Kraft und Wirklichkeitssinn auslöst, als der phantastische Selbstbeglückungsdusel bei Zola. Freilich, nachdem Tolstoi die innere Verkommenheit des Volkes einerseits und unsere veraltete ungerechte Justiz und Gesellschaftsheuchelei andererseits mit kräftigen Farben brandmarkte, wird sein Roman immer matter und lebloser, je mehr er sich der angeblichen sittlichen Auferstehung nähert, wo der Wüstenprediger aufhören und der wirkliche Reformlehrer beginnen soll. Bei Zola aber bedürfen wir nicht einmal des unglaublichen Schlussteils, um uns von seiner ideologischen Raserei zu überzeugen; er rast von Anfang an, sein stiller Wahnsinn stofflicher Natur- und Menschheitsvergötterung, der sich schon am Schluss seines vorigen Romanes „Fruchtbarkeit“ erschreckend lächerlich ankündigte, hat jetzt seine Krise erreicht. Dieser förmliche Veitstanz eines kindlichen Optimismus, der im Handumdrehen das Problem des grössten materiellen Glückes für die grösste Masse löst, kreiselt immerfort um sich selbst herum in blinder, toller Dogmengläubigkeit. Denn die heulenden

Derwische des atheistischen Materialismus geben an zelotischer Unfehlbarkeit und grimmiger Hetzsucht gegen Andersgläubige den geschmähten „Pfaffen“ nichts nach.

Die künstlerische Folge aber bleibt nicht aus, dass trotz mannigfacher Einzelschönheiten, die sich bei Meister Zola von selbst verstehen, der Gesamteindruck noch unerfreulicher, zerfahrener und schaler wirkt, als in „Fruchtbarkeit“ oder seinem schwächsten Werk „Zusammenbruch“, dessen einseitige und unplastische Verzerrung des Militarismus dem stofflichen Heisshunger des Lesepöbels besser schmeckte, als seine wirklichen Meisterwerke, nach Ausweis der Auflageziffern. Diese neueste „Arbeit“ zeigt so unbestimmte Konturen, so blasse Schemen, so blöde Engels- und Teufelsfratzen, dass wir in diesem grossgedachten Frescogemälde des Kampfes zwischen Proletariat und Bourgeoisie gerade den fleissigen, energischen „Arbeiter“ Zola nicht wieder erkennen. Überall da, wo seine eigentliche Arbeit einsetzen sollte, huscht er mit Redensarten darüber weg, speist uns wie in den Kriegsbildern von „Débâcle“ mit chronikartig trockenen Berichten ab, bricht alle psychologischen Begründungen übers Knie.

Man braucht nur seine grossartigste Dichtung „Germinal“ damit zu vergleichen. Auch diese ist eine Allegorie, aber dantesk daran nur die grossartige Gedankenanlage; die Ausmalung einer modernen irdischen „Hölle“ hütet sich aber sehr vor der dantesken Übersinnlichkeit, sondern strotzt von plastischer Realität. Diese Arbeiter sind echt, unter Roheit und Gemeinheit bessere menschliche Züge verratend. Sie appellieren nicht nur an unser Mitleid, sondern geben uns die Zuversicht, dass man ihr sittliches und geistiges Niveau durch bessere Lebensbedingungen heben werde, überzeugen uns von der unerlässlichen Notwendigkeit sozialer Reformen und feuern uns an, für gerechtere Besserung der Lebenshaltung unserer Enterbten einzutreten. Zugleich hat der grosse Dichter hier ergreifend in der Soldaten-Episode (gegen den Strike) gezeigt, dass anständig Fühlende innerlich selbst unter ihrer Pflicht, für eine erbarmungslose Gesellschaft einzutreten, leiden. Vor allem lehrt er in der hochdichterisch empfundenen Szene,

wo der Fabrikant, gegen den die Ausgebeuteten anstürmen, gleichzeitig das fürchterlichste seelische Unglück erfährt und fast das Los dieser Hungernden beneidet, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt, dass also der schönste soziale Ausgleich nur das materielle, schwerlich je das ideelle Leid austilgen könne. Diese grossartige Karma-Erkenntnis ging dem gewaltigen Manne jetzt völlig verloren. In ödestem Formalismus wähnt er durch angebliche Lösung der Magenfrage auf einen Schlag das Weltübel besiegt zu haben.

Einfluss radikaler Doktrinäre, dem er durch Einmischung in den Dreyfuss-Handel verfallen zu sein scheint, hat an ihm die alte Erfahrung bestätigt, dass Dichter sich nicht mit der unsauberen Tagespolitik befassen sollten. Im „Germinal“ steht dieser Shakespeare des Romanes wahrlich auf höherer Zinne, in „Arbeit“ mitten in der Partei, und was dabei herauskam, war ein unkünstlerisches, tendenziöses, rhetorisches Parteimanifest.

Nicht als ob Zolas unvergleichliche Kunstkräfte an sich gelitten hätten. Die Anfangsuntermalung der Milieu-Situation zeugt von der alten, treffsicheren Meisterschaft. Aber sobald die Weltbeglückungsfirma Froment, Jordan & Co. ihr Geschäft anhebt, verwirren sich alle Linien, alles Real-Mögliche geht drunter und drüber. Die idealen Helden des Romanes freilich wollen wir künstlerisch bestehen lassen. Der stille Gelehrte Jordan ist durchaus lebensmöglich, derlei „Helden der Wissenschaft“ können aber als wirkliche Helden höchstens den anderen Verlehrten gegenüber gelten, die ihren Spezialistenkram für den Nabel der Erde und ihre persönliche Eitelkeit für Majestät der Wissenschaft ausgeben. Dass aber ein reicher, zum „Umpusten“ schwächlicher Mensch sich vor jedem unsanften Lüftchen in die stille Zelle gelehrter Forschung verschliesst und dort den Ruhm und Genuss sucht, die ihm sonst versagt blieben, ja durch methodische Arbeit sein schwaches Lebensflämmchen erhält, also geradezu seine persönliche physische und psychische Rettung darin findet, ist doch wahrlich kein selbstloses Heldentum. Und bei der Schwester Jordans, der angeblichen weiblichen Idealgestalt, hat der Realist in Zola wieder derart den Ideologen übermannt, dass er in der abstossend wahren Szene, wo

Soeurette in gemeine erotische Eifersucht ausbricht und partout sinnlich geliebt sein will, für den Menschenkenner den letzten Rest falscher Idealität abstreift. Denn die Zwangsentsagung der meisten mittelmässig „Guten" ist auch nur verkappter Egoismus, um sich über zu saure Trauben durch „Tugend" wegzutrösten und einen anderen Lebensberuf zu finden, als den sonst heissersehnten des materiellen Glückes. Dagegen der junge, kraftvolle, schöne, begabte Froment, der sich aus freiestem Drange ganz dem Wohl der Enterbten weiht, ist ein wirklicher Held, und so ausschweifend Zola hier idealisiert, wollen wir auch diese Figur nicht antasten. Denn warum sollte nicht ein Buddha-Charakter erstehen, der mit der gleichen persönlichen Leidenschaft, wie andere ihre egoistischen Ziele, Gerechtigkeit und Menschenliebe erfasst! Nur möge uns Zola die Frage erlauben, wo er bisher seit den alten „Heilanden" einen solchen praktischen Sozialreformer in der Weltgeschichte fand, da ja dann die soziale Frage längst ihrer Lösung nähergerückt wäre, und uns den Zweifel gestatten, ob aus der modernen rückgratlosen Kulturgesellschaft ein solcher Gesinnungsheld der Tat je herauswachsen würde.

Immerhin bleibt so etwas vorstellbar; denn der ungewöhnliche Einzelmensch, der Abnorme und Geniale, spottet der Regel und kann immerdar „erweckt" werden, wenn die Zeit erfüllt ist. Hier aber endet unsere Konzession an die Einbildungskraft des Dichters. Denn was völlig unvorstellbar, unwahrscheinlich und unmöglich erscheint, das sind die Evolutionswunder, die dieser Held binnen kurzer Zeit mit dem gewöhnlichen Menschenmaterial vollbringt. Zwar der brave, ehrliche Arbeiter Bonnaire mag auch noch angehen, es ist kein leerer Wahn, dass sich verborgen und unbekannt im Volke solche Tüchtige, Pflichtbewusste vorfinden. Aber schon der Anarchist Lange scheint ein zweifelhaftes Gebilde, und es ist traurig, sich sagen zu müssen, dass unter allen Gestalten des Romanes das elende Kleeblatt Ragu — Vater, Sohn und Tochter — am echtesten wirkt. Und woher kommt es wohl, dass Zola die unbedingt richtige Episode, wo Proletarier und Bourgeois gemeinsam den Wohltäter Froment steinigen wollen, sorgfältig und logisch vorbereiten

konnte, dass er hingegen plötzlich nur eine Handvoll unmotivierter, allgemeiner Phrasen ohne jede psychologische Ausführung und ohne auch nur einigermassen genügende Breite uns hinwirft, wo er die plötzliche Standhaftigkeit der treubleibenden Assoziationsgenossen, als das grosse Experiment zu scheitern droht, und ihren allmählichen Sieg, sowie alle nachfolgenden, Sieg auf Sieg häufenden Entwicklungen schildern soll?! Nirgendwo gründliche Vorführung dieser intimen Kämpfe, Analysierung der Ursachen, psychologische Möglichmachung dieses neuen, zufriedenen Geschlechtes durch genaue Abwägung von Ursache und Wirkung in plastischen Bildern — sondern wir werden einfach wie in pragmatischer Chronik mit kurzem Aufzählungsbericht dieser Wunder abgespeist. Warum? Weil Zola heimlich seine eigene Fähigkeit versiegen fühlte, das von ihm gewollte Problem im Schema seines doktrinären, sozialistischen Dogmas wirklich zu veranschaulichen. Denn die ganze Möglichkeit seines enthusiastischen Prophetenbuches hängt mit der Frage zusammen: Kann man mit diesen durch Unterdrückung, Not und Alkohol herabgewürdigten, in ihrer Weise geradeso genuss- und habgierigen Lohnsklaven der Bourgeoisie, deren moralischen Durchschnitt er uns im Dreiblatt Ragu so trefflich vergegenwärtigt hat, die freie Assoziation überhaupt in Angriff nehmen?! Sie, die sich in ihrem Schmutz und ohnmächtigen Toben karmamässig wohlfühlen, ja wie Vater Morfain auf ihre primitive Sklaverei stolz sind oder wie Vater Ragu das Ausbeutertum als ihr eigenes Ideal und ihre einzige Sehnsucht heimlich verehren, sie erwachen über Nacht zu freien Männern, die in der Arbeit selbst ihr Glück sehen und freiwillig in selbstloser Solidarität ihr gemeinsames Heil gründen?! Solche Ammenmärchen erzähle Zola einigen blinden Doktrinären oder einem unverständigen sozialdemokratischen Bildungsverein. Jeder Vernünftige weiss den natürlichen Schluss aus den Folgen der Sklaven-Emanzipation in Amerika zu ziehen, die auch heute noch nicht diese befreiten Lasttiere zu anständiger Selbsttätigkeit aufrütteln konnte, desgleichen aus dem Null-Ergebnis der Leibeigenschafts-Aufhebung in Russland.

Vielleicht unterstehen Lohnsklaven höherer Kulturrassen intellektuell nicht dem nämlichen Gesetz, moralisch aber ganz gewiss, und darauf kommt es bei reformatorischen Assoziativbünden vor allem an, da sie opfermütiger, mannhafter Entschlossenheit und begeisterter Einsicht bedürfen, um sich gegen die vereinte Konkurrenz der nicht assoziierten Unternehmer zu behaupten. Wir bestreiten daher Zola-Froments Reformwerk jede Grundlage: Erstens, dass es überhaupt möglich sei, eine so kühne Tat mit dem gleichen Geschlecht durchzuführen, das unter dem „Salariat" verkommen und entsittlicht war, weshalb es dazu jedenfalls mehrerer Menschenalter bedürfte; zweitens, dass die freie Assoziation, dieser Wipfel des sozialistischen Blütentraumes, je erreicht werden könne, ehe man zu langsamem Wachstum die Wurzel pflanzte, d. h. durch den staatssozialistischen Kollektivismus hindurchging.

Zola war bekanntlich kurzsichtig, aber das hinderte ihn nie am Sehen, denn er trug eine sehr scharfe Brille. Hier jedoch ist er des trockenen Tones nun satt, des emsigen Spähens und Dokument-Zusammenscharrens. Weg mit der alten Realismus-Brille! Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend, öffnet weit den Seherblick . . . und sieht nun überhaupt keine wirklichen Menschen mehr, sondern nur konstruierte Menschheitsideen und vor allem Symbole. Diese greisenhafte Allegorisierungswut geht schon so weit, dass sie die Charakterisierung durch Namen, diese Eselsbrücke unserer literarischen Urgrossväter, nicht verschmäht und das Fabriksrevier kurz und bündig „Der Abgrund" (L'Abîme), die künftige Paradiesstadt „Schönstrahl" (Beauclair) tauft, obschon der so benannte Ort bei Aufgehen des Vorhanges nichts weniger als schön strahlt! Die fortwährende Symbolisierung des Hochofens als „Ungeheuer" (Le Monstre) des „Feuergottes" mit dazugehörigen Cyklopen wirkt durch gequälte Phantastik ebenso unleidlich, wie dass durch Beauclair auch noch die symbolische, aus Ibsens „Volksfeind" bekannte Cloake rinnt! In dieser schwülen, dämmerigen Welt von Symbolen und Fabelwesen, wo ein beliebiger Reformator ohne weiteres mit ordinären Volksmenschen das Himmelreich auf Erden gründet, erfrischt

ordentlich wie eine wohltuende Brise der Wirklichkeit die saftige Gemeinheit der kleinstädtischen Bourgeosie, von der uns eine Musterkarte zur Auswahl unterbreitet wird.

Diese Typen des allzu Menschlichen sind leider alle, alle echt, aber indem er sie uns ohne jede Nebenbeilage in pikanter Sauce vorsetzt, sündigt Zola wiederum gegen die künstlerische Objektivität. Björnson stellte im zweiten Teil von „Über die Kraft“ markige Vertreter der Herrenkaste gegenüber und hütete sich wohl, seinen Arbeitern unmöglichen Edelsinn zuzumuten: sehr mit Absicht steuert dort zum Strikefond niemand von den „Brüdern“ des Volkes bei, sondern nur der eine hochgebildete Idealist, der ja immer in solchen Fällen seine eigene Haut für das feige Volk zu Markte trägt, unterhält die ganze Bewegung durch sein Vermögensopfer. Bei Zola aber strotzen die Arbeiter, obschon aus gleichem Menschenkot geknetet und nur noch mehr depraviert, von angeborener Klugheit und Tüchtigkeit, während die höhere und niedere Bourgeosie aus lauter verbrecherischen Trotteln besteht. Halbwegs minder verächtlich — halbwegs „anständig“ kann man nicht einmal sagen — ist höchstens Delaveau, das brutal beschränkte Arbeitsautomobil, das aus soundsoviel Menschenfleisch soundsoviel Francs herausquetscht. Übrigens verleugnet Zola selbst hier nicht den Ideologen, indem er den verrückten Gerichtspräsidenten am Schluss geradezu anarchistisch denken, d. h. diese Selbstbekehrung gerade an Angehörigen der unbekehrbarsten Berufsklasse sich vollziehen lässt. Als ob bei der Juristen Aberglauben an ihr Buchstabenjus nicht Hopfen und Malz verloren wäre! Doch unter all den Kanaillen, wo Jeder in gleicher Mischung Unsittlichkeit mit Heuchelei, Borniertheit mit krasser Selbstsucht vermählt, wo auch die staatlich patentierte Kulturvertretung des Gymnasiallehrers ein vollgerüttelt Mass zornigen Spottes über seinen despotischen Unfehlbarkeitsdünkel empfängt, steht eine reinere Gestalt da, in deren rührender Komik sich die göttliche Wahrheitsliebe des echten Dichters noch einmal offenbart: Der dumme, brave katholische Priester. Diese ihm eingeräumte Ausnahmestellung wird niemanden überraschen, der Zolas Lebenswerk aufmerksam verfolgte. Während

ihm der Sinn für Poesie und Tugenden des Soldatentums mangelt, und auch hier wieder der „Säbel“ (Kapitän Jollivet) als roher widriger Bramarbas erscheint, hat der grosse Mann die Campagne wider den „Weihwedel“ nie im Tonfall seiner radikalen Genossen mitgemacht. Denn willst du genau erfahren, was sich schickt, so frage nur bei edlen Dichtern an: Ihre Gerechtigkeitsliebe fordert gebieterisch ein feines Taktgefühl. Wohl griff er den Klerikalismus gewaltig an, wie es sowohl seiner materialistischen wie freiheitlichen Tendenz entspricht, wohl schlug er im Meisterwerk „La faute de l'Abbé Mouret“ dem Cölibat eine unheilbare Wunde, wohl gaben „Lourdes“ und „Rom“ (schwächere Leistungen) den Kirchenzeloten Anlass, ihn auf den Index zu setzen; dagegen bewies er feinstes Verständnis für die mystische Poesie der katholischen Kirche („Le Rêve“) und ihren mächtigen Bau, nirgendwo findet man bei ihm die üblichen Pfaffenkarikaturen der Aufklärungsliteratur. Wundervoll gelang z. B. im „Germinal“ der asketische Fanatiker, und gerade an Zolas Gestalten gewahren wir die noch ungebrochene Gewalt und das feste Gefüge des Katholizismus. Nun wohl, und da sollen wir ihm jetzt auf einmal glauben, dass die Weltmacht schon zu Ende ging? Die kurze Szene, wo der einfältige, kleine Abbé aus seinem Glauben heroischen Aufschwung schöpft — als Einziger in unserer verfaulten Gesellschaft — und die einstürzende Kirche ihn begräbt, hat so in ihrer vorlaut gespreizten Symbolistik einen hohlen, rhetorischen Ton. Zum Lächeln aber reizt vollends der theatralische Auftritt, wo der gelähmte Unternehmergreis plötzlich im Tode die Sprache zu dem löblichen Zwecke wiederfindet, Rückgabe sämtlicher durch Ausbeutung der Mitmenschen gewonnenen Güter an die Genossenschaft zu befehlen. Zola rühmt selber diesen Einfall poetischer Fiktion: „Nie gab es ein erhabeneres Schauspiel“ und vielleicht traten dem enthusiasmierten Schöpfer dabei die Tränen in die Augen. Aber ach, vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt!

An sich betrachtet, enthält Zolas Zukunftsbuch einige prachtvolle Einzelheiten im besten Stil, doch der Mangel an Wahrheit hat sogar sein Talent des Natürlich-Sprechens

vermindert, derart, dass hier ungebildete Arbeiter in studierter Papiersprache wie ein Buch reden, am Schluss sogar die Frauen, darunter eine ehemalige Fabriksarbeiterin, wie ein Buch mit sieben Siegeln, wie höchstens bedeutende Männer in einer Festrede. In solchem Prophetenton, der die schlimmsten vom Realismus verspotteten Übel des alten Stils wiederholt — etwa wie in Goethes „Wahlverwandtschaften", wo Jeder bis zum Bedienten herab in den gleichen, unerträglich glatten Satzperioden und gewählten Ausdrücken uns mit Tiefsinn beglückt und ein Pensionsfräulein in ihr „Tagebuch" weltmännische Erfahrungen und Weisheiten des alten Goethe aufzeichnet —, wird uns so beiläufig mitgeteilt, dass auch ausserhalb des Fabellandes von Beauclair der Sozialismus siegte. „In einer grossen Republik" (Frankreich) hat der Kollektivismus gesiegt, obschon das Eigentum sich im Bürgerkrieg widersetzte, und „in einem grossen Nachbarreiche" (Deutschland) wateten die Anarchisten durch ein Blutmeer, bis sie die alte Gesellschaft mit Stumpf und Stil ausrotteten. Vorher ging „der letzte Krieg", dessen ungeheures Massacre seine Unmöglichkeit dartat und alle Nationalitäts-Schranken wegräumte. Freilich der Staatssozialismus, der das Privateigentum expropriierte, hatte grosse Mühe, sich als alleiniger Arbeitgeber mit seinen „Bons" und Kontrollbureaus durchzusetzen, man fiel ins Kasernen-Regimentieren zurück mit harter Disziplin der Beamten-Offiziere, aber zuletzt wurde doch alles sehr gut, sobald nur Kapital, Handel und Geldmünze ausgemerzt waren.

Und auch die Anarchisten sahen ihre Zerstörung an und siehe da, es war sehr gut. Sie betrieben sofortige kommunistische Teilung, schafften jegliche Staatsform ab, brauchten keine Behörden wie die Kollektivisten, sondern der freie Mensch lebte sich ohne Aufseher aus, wie ihn gutdünkte. Und zuletzt wurde der Anarchismus, diese politische Negation, eine positive Evolution, aus welcher die freie Assoziation der einzelnen Gruppen unter gegenseitigem Warenaustausch hervorging. Diese bei Zola schon vollzogenen Welttriumphe der Revolution begrüsst Heiland Froment mit väterlicher Huld, obschon er die blutigen Wege

nicht billigt und ja durch sein Werk überzeugend bewiess, dass man bloss durch die Zauberformel „Assoziation von Arbeit und Kapital“ der alten Gesellschaftsordnung friedlich den Garaus machen könne! Es sollte uns nicht wundern, wenn alle Sozialisten diese gefährliche Fiktion wirklich zum „Evangelium“ erheben, und hier liegt Zolas Vergehen, sein unverantwortlicher Leichtsinn. Mag er, von der alleinseligmachenden Heilswahrheit seines Fourierismus durchdrungen, solche Zukunft fest erhoffen, mag er sich über die innere und äussere Unmöglichkeit der Froment-Reform in der Gegenwart hinwegtäuschen — er müsste nicht der Weltkenner sein, der er war, wenn er nicht wüsste, dass sein Siegesbuch des Proletariats den unwissenden, begehrlichen Massen eine grundfalsche Vorstellung von der noch wenig erschütterten Übermacht der herrschenden Klassen vorschwindelt. Seine Kleinstadt-Bourgeoisie ist doch nur ein Genrebild, ein winziger Ausschnitt aus der Welthistorie. Sein pensionierter Hauptmann ist nicht der oberste Kriegsherr mit unabsehbarem eisernen Militärsystem, sein armer Abbé nicht der Papst, sein Provinzfabrikant nicht ein Milliarden-Plutokrat. Deshalb hat es etwas Verbrecherisches, den Proletariern vorzugaukeln, diese Gesellschaftsordnung sei so schwach und feige, dass es kaum der Mühe lohnt, ihr noch den letzten Fusstritt zu geben. Man legt das Buch, bei aller Verehrung für den Charakter des begeisterten Sehers, mit dem leisen Ekelgefühl beiseite, dass Zola-Froment ein Phantast und falscher Glücksprophet sei und noch ein Jahrhundertkampf seinen Traum von teilweiser Erfüllung trenne.

Für diejenigen freilich, die sich mit seiner Haltung in der Dreyfusssache nicht befreundeten und eitle Reklamepose dahinter witterten, fällt jetzt auf seinen Seelenzustand ein neues sympathisches Licht. Der berühmte „Realist“ blieb eben der alte „Romantiker“, als den er sich selbst bekannt hat. Gens irritabile vatum! In kochender Erregung, leidenschaftlich, unüberlegt, ergreift er jede Gelegenheit, um der Heuchelei und der lackierten Halbbarbarei der sogenannten Kulturgesellschaft, die auch einem Zola nicht den gebührenden Rang zuweist, seine Verachtung ins Gesicht zu speien.

Dreyfuss und Mercier sind ihm bloss Namen, Mittel zum j'accuse-Produzieren. Voll ehrlichstem Eifer, voll schöner Erbosung gegen jedes wirkliche oder angebliche Unrecht, lag ihm allerdings die schwerere Zurückhaltung ernster gewissenhafter Prüfung des Für und Wider fern. Vom Augenblicke launisch fortgerissen, sah er nur noch Pechschwärze oder Rosenfarbe. Alle Zweifler an Dreyfuss sind verrückte Schufte, alle Dreyfussanbeter haben „eine Seele von Krystall".

Wollte der neue Evangelist in diesem Stile weiterpredigen? Oder wäre sein Genie zur Erkenntnis erwacht, dass seine pseudoerhabene Seichtigkeit sich allzu fröhlich mit dem Lebensrätsel abfand, dass keine Austilgung des materiellen Übels schon ein „Himmelreich" verbürgt, in dem lauter gute, gesunde Menschen von einförmigem Wollen umherwandeln, dass man von jeder Demokratie die bekannten Parvenü-Laster zu erwarten hat? In seinem „Paradies" gibt's augenscheinlich weder Krankheit noch Unglücksfälle, man stirbt selig an Altersschwäche; diese unbändig frohsinnige Lebenslust „lacht" immerzu. Ach, wer lacht da? Wir selbst, die Leser, ein bitteres Lachen.

Ohne Sinn für historische Gesetze, wollte er auch das metaphysische Bedürfnis mit einem Federstrich beseitigen, doch dies reicht in höhere Sphären hinauf, als seine Schulweisheit sich träumen lässt.

Und nun tot, erstickt in Kohlendunst! Welch klägliche Mechanik des Zufalls! Wird alle soziale „Arbeit" je diesen Faktor Tod aus der Welt schaffen? Was dachte wohl der sterbende Evangelist, so jäh herabgerissen aus den Himmeln seiner „Fruchtbarkeit", „Wahrheit" und „Arbeit"? Durfte er sein metaphysisches Bedürfnis jetzo entdecken jenseits der Bewusstseinsschwelle? „Die Wahrheit ist auf dem Marsche" — armer grosser Meister, dass du mit solchem Narrenworte enden musstest! Wäre nur wenigstens die Literatur auf dem Marsche, die Siebenmeilenstiefel deiner Grösse einzuholen! Wenn all die wichtigen Empiriker der „Tat" und „Technik" oder sophistischen Raisonneure der „Moderne" ewiges Vergessen deckt, wird der gewaltige Dichter Zola unserm Gedächtnis erhalten bleiben.

Tolstois „Was ist Kunst“.

Das Buch Tolstois von der Kunst bildet den Schlussstein seines Reformgebäudes, die letzte Konsequenz eines anarchischen Strebens, die Menschheit zu den Urquellen der Einfachheit und Wahrheit zurückzuleiten. Deshalb hat keines seiner Manifeste so wütenden Widerspruch gefunden. Revolutionäre, die ihm durch Dick und Dünn folgten, hier machen sie Halt mit ablehnender Handbewegung. Alles mochte er niederreissen, selbst den Geschlechtstrieb anrüchig machen, aber die heilige Kunst — die muss heilig bleiben! Das ist der geheimste allerheiligste Fetisch, an den jeder Verbildete glaubt, mag er auch jeden anderen Glauben über Bord werfen. Und doch gleicht der Kunstkultus in seinem innersten Wesen durchaus dem Marienkultus. Die unbeflekte Empfängnis des „Genies“, die abstrakte Himmelsheiligkeit der Muse blieb ein Dogma aller modernen Religionslosigkeit, und die Phrase vom „Wahren, Guten und Schönen“ ward so lange hin und her gekäut, bis das Gute ganz, das Wahre halb verschwand und nur die „Unfehlbarkeit des Schönen“ übrig blieb. Was aber ist das „Schöne?“ Tolstoi lässt in einem Hauptkapitel all' die schönen Theorien vor uns aufmarschieren, mit denen unser Schulsack in Universitätshörsälen bepackt wurde. Sehen wir sie alle so hübsch beisammen in Reih und Glied, dann merken wir mit heiterem Staunen, dass eine drolligere Kompagnie von Fallstaff-Rekruten nie Musterung passierte, als diese „Aesthetiken“ erlesener Geister aller Nationen. Alles schief und hinkend und einäugig, nirgends ein gerades, festes Stehen auf logischem Boden und gesundes Schauen. Dass Jeder dem Anderen widerspricht, also Keiner eine einleuchtende Definition fand, möchte hingehen, wenn nur die Argumente selbst nicht so haltlos wären.

Es überläuft uns förmlich ein Frieseln, ein erschreckter Ekel vor solchem Ameisengekrabbel menschlicher Selbstzufriedenheit und Anmassung, die mit dürftigen Begriffsnetzen das wichtigste Geheimnis des Ich einfangen will, ohne sich über das Labyrinth klar zu werden, in das die Frage nach der Ursache des Kunsttriebes uns verlockt. Denn gerade der

Kunsttrieb enthält das innerste Weltgeheimnis des Verhältnisses vom Ich zum All — wonach Philosophie und Religion suchen — und in ein philosophisches System ein Unterkapitel „Ästhetik" einzuschachteln, kommt ungefähr aufs Gleiche hinaus, als ob man ein Buch über den Ozean schriebe und darin ein Unterkapitel „über die Beschaffenheit des Wassers als Element", statt umgekehrt. Denn die Lehre von den letzten Dingen und der Kunsttrieb sind ein- und dasselbe, ja, letzterer enthält eigentlich das wahre allgemeine Element, aus welchem erst die erstere abgeleitet werden kann. Dies hat nur Einer gefühlt, der auch unter allen Denkern die Kunst am höchsten einschätzte, nämlich Schopenhauer. Dieser fasste, um es kurz zu sagen, die Kunst als Fähigkeit zur Objektivierung des Willens auf, von von welcher er annahm, dass sie in jedem Menschen verborgen schlummere, aber im Künstler den höchsten Grad erreiche. Bei dieser einzig triftigen Erklärung wird es wohl bleiben müssen; leider hat sie Schopenhauer keineswegs so klar und bündig ausgedrückt, sondern den Grundgedanken in allerlei Redereien über die einzelnen Künste ersäuft, denen man anmerkt, wie fast allen „Ästhetiken" der Philosophen, dass sie eben selber vom künstlerischen Schaffensprozesse nichts wissen.

Denn die inneren Anstösse zum Kunsttriebe in den verschiedensten Gebieten können immer nur die gleichen sein. So entging denn Schopenhauer auch, dass sich die „Kunst" — siehe unseren obigen Vergleich von Ozean und Wasser — in Ursache und Beschaffenheit nicht im mindesten von allen anderen geistigen Bestrebungen unterscheidet, sobald letztere sich durch Wort und Schrift vermitteln. Die Reden von Buddha und Jesus bezwecken, Wahrheiten durch plastische Gleichnisse zu vermitteln, sind also künstlerische Erzeugnisse; desgleichen die Lehrgebäude der Philosophen, wie denn Einer der Grössten, Giordano Bruno, direkt dichterische Darstellung (Dialoge) bevorzugte. Plato, der auf die Kunst schimpfte, arbeitete selbst als Künstler oft fast novellistisch (Symposion). Nicht minder will der Historiker künstlerische Eindrücke erwecken und Aristoteles wie Darwin möchten naturwissenschaftliche

Erkenntnisse veranschaulichen. Jede objektivierende Veranschaulichung eines Gegenstandes ist aber Kunst, und der Kunsttrieb somit identisch mit geistigem Schaffen überhaupt. Ja, man kann so weit gehen, auch jedes physikalische Experiment — als veranschaulichende Vorführung einer sinnlich greifbaren Tatsache — „Kunst“ zu nennen, jede Herstellung einer mechanischen Erfindung ein plastisches Kunstwerk. Der Sprachgebrauch, dem stets ein merkwürdiger Instinkt innewohnt, redet sogar von Kriegskünstlern und Staatskünstlern. Dies ist jedoch bereits eine Verschiebung der Grenzen. Denn die Eigenart des Kunsttriebes besteht gerade darin, die Sache rein objektiv der Sache wegen zu tun und das Ich während des Schaffens ganz im angeschauten Gegenstande zu verlieren. Das wird aber beim Strategen und Staatsmanne fast nie der Fall sein, weil ununterbrochen äussere Beziehungen auf seinen subjektiven „Willen“ eindrängen und er stets fremde Willen, selbst wieder subjektive, organisieren muss, um seinen Willen durchzusetzen. Es ist aber sehr wichtig und bezeichnend, dass der eigentliche Künstler stets allein und einsam schafft, ja dass ihm Alleinsein geradezu Bedürfnis beim Schaffen sein muss.

Wer ist also Künstler schlechtweg? Jeder Mensch, der sich von der praktischen Wirklichkeit des Augenblickes loslöst und still für sich geistige Werte formt, auf welchem Gebiete auch immer, und zwar um ihrer selbst willen. Denn täte er es aus eigennützigen Gründen, so würde er von selber die Fähigkeit einbüssen, seinen Willen zu objektivieren, das heisst den Gegenstand zu veranschaulichen, der ihn beschäftigt. Was ist Kunstprozess? Die zeitweilig vollständige, länger oder kürzer andauernde, mehr oder minder starke Absonderung des Jchs von allen materiellen äusseren Bedingungen seines beschränkten Milieu, um eine reingeistige Betrachtung des Lebensbildes zu gewinnen, soweit sich letzteres mehr oder minder weit seinem Gesichtskreise entrollt, oder wenigstens eines bestimmten Gegenstandes, der besonders lebhaft vorschwebt. Aus dieser leidenschaftlichen Versenkung entspringt dann ganz von selber der Drang und Zwang, das angeschaute Lebensbild oder den bestimmten Gegenstand vor sich zu erzeugen, nach dem nämlichen

Gesetze, wie die Liebe den Zeugungstrieb unwillkürlich nach sich zieht. Was ist demnach Kunst? Jede zur Nachschaffung gewordene Objektivierung einer intensiven Vorstellung. Der Unterschied der Kunst, wie von allen praktischen Betätigungen, so auch von der blos empirischen, nicht durch Werke lehrenden Wissenschaft besteht also in der Fähigkeit, Geisteswerte anschaulich zu erzeugen, und diese Fähigkeit beruht nur auf zeitweiliger Unterdrückung des Ich-Willens. Denn der unfruchtbare Gelehrte füttert offenbar nur sich selbt mit totem Wissen und bleibt eben unfruchtbar, weil ihm die objektive Liebe zur geistigen Vorstellung fehlt. Dagegen kann die Kunst auch den sie bloss Geniessenden und Betrachtenden vorübergehend in einen hypnotischen Zustand versetzen, der gleichfalls den gemeinen Willen aufhebt und einen flüchtigen Rausch objektiver Anschauung ermöglicht. Deshalb steht der begeisterte Amateur natürlich der Kunst viel näher, als der Kritiker und Ästhetiker, der an ihr nur seinen subjektiven Witz üben, sie selbst zu Bestrebungen seines kritisch persönlichen Ich ausbeuten will. Auch findet in dieser allgemein gefassten Definition die weise Unterscheidung nicht Raum, die man zwischen „Dilettant" und „Künstler" aufzustellen pflegt, ohne dass je einem gelungen wäre, irgendwelche Norm dafür zu finden. Denn, um es offen zu sagen, wir erkennen diese Unterscheidung überhaupt nicht an, wie denn alles, wofür sich kein klarerer Begriff formulieren lässt, von vornherein verdächtig wirkt. Wäre die „Kunst" ein Handwerk, ein Berufsstudium, so könnte man den als Dilettanten verwerfen, der sie in seinen Mussestunden nebenbei übt; da sie aber, nach unserer Annahme, nur auf der möglichsten Objektivierung des Willens beruht, so bürgt garnichts dafür, dass der „Dilettant" in gesegneten Augenblicken nicht viel künstlerischer empfinde, als der immerzu berufsmässig Künstlernde. Was also einzig sich unterscheidet, ist die Beschaffenheit der Werke selber, das heisst ihre geistige Bedeutung, ihr Inhalt; denn die Form ist etwas vollkommen Sekundäres, weil Relatives, das lediglich vom subjektiven Geschmacke des Beurteilenden abhängt. Manches als „künstlerisch" Gepriesene, weil durch süsslich äusserliche Form Anreizende, ist nichts

als unkünstlerische Spekulation, manches als „unkünstlerisch“ Verworfene, wie zum Beispiel Christofer Marlowe und Lenz, Shakespeares und Goethes verschollene Vorläufer, strotzt vom heiligen Geiste des wahren Kunsttriebes.

Vom „Schönen“ haben wir bisher kein Wort gesagt. Warum sollten wir auch? Das „Schöne“ ist eine transcendentale Phrase, für die jeder begriffliche Sinn fehlt, es sei denn, dass wir jede „Kunst“, das heisst jede geistige Werterzeugung ohne weiteres als „schön“ begrüssen. Ein abstraktes Schönes gibt es ebensowenig, wie ein absolut Gutes und Wahres, gemäss der Subjektivität unseres Erkenntnisvermögens; das sollte nach Kant doch Niemandem mehr unklar bleiben. Das Schönheitsideal selbst der sinnlichen, erotischen Erregung differenziert sich nicht nur nach Race und Zone, sondern sogar im gleichen Milieukreise tausendfältig individuell. Und wie die Auslese der Liebeswahl, so schwankt erst recht der Geschmack in geistigen Dingen. Ist nach Schiller wie nach neuesten ästhetisierenden Physiologen die Kunst ein Spiel, ihr Zweck bloss das Vergnügen ohne praktischen Zweck, so haben also die hässlichen oder obscönen „Spiele“ der Barbaren diesen Zweck geradesogut erfüllt, nämlich für den subjektiven Geschmack jener Wilden. Uns scheint freilich hier eine merkliche Begriffsverwechslung vorzuliegen; je physiologischer man Geistesvorgänge zergliedert, desto verworrener werden sie. In den Tänzen und subjektiven Prahlereigesängen der Wilden und all’ dergleichen sinnlichen Betätigungen des Vergnügungsspielens vermögen wir den Anfang wirklichen Kunsttriebes nicht zu entdecken, sondern erst in dem Momente, wo ein Skalde begann, die Taten verstorbener Helden objektiv zu verherrlichen oder Göttervorstellungen zu veranschaulichen. Denn es darf nicht verschwiegen werden, dass die tanzenden, musizierenden, bildenden Künste ursprünglich aus ganz äusserlichem Nachahmungstrieb hervorgingen, aus dem Wunsche, lebhafte Bewegungen und Singen der Tiere sich anzueignen und Farben oder Gestaltungen des Naturlebens zu reproduzieren. Wenn also Vischer mit Fug sagt, die wahre Kunst sei Ausdruck einer Individualität, so fehlt dies derlei primitiven Nachahmungskünsten durchaus. Wenn nach

Reid das „Schöne von dem abhängt, der es sieht", wenn nach Darwin der Mensch nur das als schön ansieht, was sich mit seiner eigenen Vorliebe verträgt, so ist es natürlich auch sinnlos, wenn Grant Allen das Schöne durch den „Geschmack" und diesen durch die Erziehung begründen will, insoferne man auf den Geschmack der am feinsten unterrichteten Menschen bauen müsse. Nun, die geistreichsten Urteiler haben schon lächerlich geirrt, auch ihr Geschmack ist nur subjektiv. Wir müssen also den Begriff des „Schönen" überhaupt streichen, da er jeder Objektivität widerspricht, und Nachahmung des subjektiv gefundenen Schönen ergibt an sich noch gar keine echte Kunst. Diese ist allerdings insofern ein freies „Spiel", als sie sich laut Herbert Spencer als Überschuss der im sonstigen Tagesleben verbrauchten Kraft ergibt, aber genau das Nämliche gilt doch von Wissenschaft und jeder geistigen Bestrebung. Und dass dies Kunstspiel eine „Imitation der realen Tätigkeit" sei, könnte doch höchstens für naturalistische Genrebilder oder Komödien gelten, deckt sich aber keineswegs mit der höheren Kunst, die überhaupt nicht imitiert, sondern eigene Vorstellungen veranschaulicht. Denn wäre Kunst nur Imitation, woher dann jenes äthetische Unbehagen gegenüber Erzeugnissen, die nichts als die alltägliche Wirklichkeit wiedergeben, ohne eine höhere Vorstellung hineinzutragen, jene „poetische Gerechtigkeit", jene verklärende Empfindung, die das Leben an sich nicht bietet? Andererseits aber kann die Vorführung der hässlichsten und trostlosesten Dinge, wenn mit tragischem Ernst erfasst, ohne Zweifel einen starken künstlerischen Eindruck hervorrufen: somit ist die Definition, die Kunst sei einfach zum Vergnügen da, ganz hinfällig und das „Schöne" durchaus nicht ein nötiges Requisit der Kunst. Sehr triftig sagt Tolstoi (S. 70 der französischen Übersetzung), dass dann auch Essen, Trinken und andere sinnliche Akte schöne Kunst sein müssten, denn auch sie bereiten ja „Vergnügen". Im Gegenteile steht der wahren Kunst offenbar jene alte philiströse Ästhetik noch näher, die vom Kunstwerke — wobei meist nur an die Dichtung gedacht wird — eine „Moral" verlangte. Denn da nach unserer Auffassung der Kunsttrieb einfach identisch

ist mit dem innersten Sehnen des Menschen, aus seinem beschränkten Ich herauszutreten und objektiven Ausblick ins All zu gewinnen, so liegt ziemlich nahe, dass der Künstler, welcher vor sich selbst ein Lebensbild entrollt — das heisst für seine Person gleichsam von der täglichen Bühne des „Kampf ums Dasein“ abtritt und das Schauspiel von aussen betrachtet — einen tieferen Sinn darin zu erkennen oder wenigstens hineinzuzaubern wünscht. Deshalb trägt jedes echte Kunstwerk eine „Moral“ in sich und kann es auch gar nicht anders sein, da das künstlerische Individuum bei allem Streben nach Objektivierung notwendig subjektiv bleibt, wie jedes Lebewesen, und daher sein erzeugtes Lebensbild subjektiv färbt. Pessimistische Tragik ohne sogenannte „Versöhnung“ verficht eben die Anschauung, dass es keine Gerechtigkeit gebe, und auch das ist eine „Moral“. Tolstoi erwähnt Volkelt, der jede Notwendigkeit einer Moral im Kunstwerk leugnet und als Beispiele „Wilhelm Meister“ und „Romeo und Julie“ anführt.

Schlechtere Beispiele hätte er nicht wählen können; denn ersterer Roman hat die sehr klare Moral, das Werden und Wachsen einer Jünglingsseele zu erklären, letzteres Drama will zeigen, wie die Geschlechtsliebe als stärkster Naturtrieb alle konventionellen Nebenbegriffe von Sitte und Familie bei Seite schleudert, zuletzt aber über sie strauchelnd zusammenbricht, sintemal die Verhältnisse immer stärker als die Menschen. Wenn also Volkelt hier eine Moral vermisst, so haftet er offenbar am alten Schulbegriffe der poetischen „Versöhnung“, obschon gerade in den höchsten Kunstschöpfungen, wie in Shakespeares Dramen und der Antike, blutwenig davon zu finden ist: „Ihr seht, was ich dulde mit Unrecht“, endet ja der Prometheus des Äschylos.

Vielmehr wird der wahre Künstler sich wohl hüten, wie der Pfaffe auf der Kanzel mit vorgefassten stereotypen Dogmen sein Lebensbild zu verzerren: Je klarer er objektiviert, desto undeutlicher tritt dem Kurzsichtigen alles subjektive Moralisieren zurück. Denn die einzig nachweisbare innere Moral der Vorgänge liegt in ihnen selbst, wie die Idee der Nemesis — die freilich von „schöner Versöhnung“ nichts weiss — im Shakespeare stets unwill-

türlich ihre strenge Folgerichtigkeit entfaltet. Die innere Notwendigkeit der Kausalität ist die höchste Moral, und sie soll uns eben im Kunstwerk entgegentreten, das sich ja selber gesetzmässig entwickelt, als notwendiges Spiegebild des Lebens und der inneren Impressionen des vom Leben angeregten Künstlers. Hingegen verdient Volkelts Zusatz Beachtung, dass die Kunst nicht eine „Moral", wohl aber das „Bedeutungsvolle" zur Basis habe. Wenn derlei unklare Andeutung verständlich werden soll, so wird man hieraus eine tatsächliche Erkenntnis ableiten: Die Kunst will eben das „Bedeutungsvolle" des Lebens herausschälen.

Ganz recht, denn wozu würde sonst der Trieb dienen, ein Gleichnis der Lebens- und Seelenvorgänge zu objektivieren? Wenn man blos dies nämliche Leben reproduzieren wollte, so verlohnte sich dies der Mühe nicht, sintemal das wirkliche Leben selber ja dann den Vorzug vor der blossen Kopie verdiente. Nun befriedigt aber dies unser Leben, sowohl das eigene selbsterlebte, als der Anblick des alltäglichen und wirren Getriebes der anderen uns nicht. Deshalb suchen wir eine höhere Einheit, ein reicheres Schauen, einen richtigeren Standpunkt der Betrachtung in dem nur vorgestellten Leben der Kunst, wie andere es in Darstellungen der Wissenschaft und die grosse Menge es in religiösen Mythen suchen.

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis": dies Gleichnis aber wird am anschaulichsten in den plastisch lebendigen Darbietungen der Kunst, die nicht abstrakt, sondern konkret ans Leben selber anknüpft. Hierbei appellieren die bildenden Künste und die Musik an die Sinne, letztere obendrein ans Nervensystem: deshalb ist ihr Eindruck naturgemäss subjektiver und ihr wahrer Kunstwert, mögen ihre Adepten noch so sehr über diese Wahrheit zetern, im allgemeinen viel geringer, als der des dichterischen und denkerischen Wortes, das unser Gehirn in Anspruch nimmt und nur durch innere Vorstellung lebhafte Bilder erzeugt, eben deshalb aber unsere ganze Objektivität wachruft und uns durch Abstrahierung vom äusserlich Sinnlichen die erlösende Ruhe des „Willens" verschafft. Derjenige, der ehrlich behaupten kann, er habe von der Sistina oder einer Beethovenschen

Symphonie eine ebenso grosse Bereicherung seines Geistes, eine ebensolche objektive Erlösung des Ichs dauernd davongetragen, wie von einer grossen Dichtung, ist entweder ein Selbstbetrüger oder ein einseitig verbildeter Tor. Doch dies Thema, nämlich das Rangverhältnis der Künste untereinander und die schädlichen Opiumeinflüsse des Musikrausches kümmert uns hier nicht; wer eine Dichtung nicht verstehen kann, wird sich natürlich leichter dem Sinnenreiz der Farben und Harmoniewellen hingeben und glaubt dann naiv, er empfinde „Kunst". Dies ist dann allerdings nur „Spiel", „Vergnügen", „Geschmack" und die Kochkunst tritt ebenbürtig in den Reigen der Künste. Wir wären daher geneigt, die Frage aufzuwerfen, ob wir uns alle nicht bei solcher „Ästhetik" einer Begriffsverwirrung schuldig machen, ob man nicht besser täte, die Dichtung überhaupt von den „Künsten" zu trennen und sie mit Religion und Wissenschaft apart zu vereinen, da die wahre Dichtung keine „Kunst", sondern eine Gedankenschöpfung, eine veranschaulichte Philosophie bedeutet, die von den bildenden und musikalischen Künsten nur ihre innerste Essenz — die Plastik und Farbe der Schilderung, den Rhythmus des Tonfalles — borgt als Mittel zum Zweck, während diese Mittel den sinnlichen Künsten Selbstzweck sind. Dann würde unsere Stellungnahme zu Tolstois Frage: „Was ist Kunst?" sich sehr vereinfachen. Denn von jenen anderen Erzeugnissen des Pinsels, des Meissels, des Kontrapunktes und Musikinstrumentes liesse sich wenigstens ohne weiteres aussagen, dass sie samt und sonders nur „Vergnügen" für eine gewisse begrenzte Zahl von Leuten bieten und gar keinen greifbaren Nutzen, wenigstens für unsere Zeit. Denn das Bedürfnis der Antike und der Renaissance, ihre Götterbilder und Heiligen recht sichtbar in Statuen und Bildern dem gläubigen Volke hinzustellen und ihnen in möglichst erhabenen Dompalästen rauschende Hymnen zu singen, fehlt uns ja völlig.

Man kann sich eine sozialistische Zukunftsgesellschaft schlichter, unverbildeter Arbeiter und Techniker recht gut vorstellen, die absolut kein dringendes Bedürfnis spürt, derlei künstliche Luxuserzeugnisse zu bewundern. Aber keine menschliche Gesellschaft wird je darauf verzichten,

sich durch die Fabeln des Dichters, die Weisheit des Denkers anregen zu lassen, im Gleichnis der Poesie ein befreiendes Objektivbild des rätselvollen Menschenschicksals vor Augen zu haben.

Hiermit ist Tolstois Auffassung als richtig erwiesen: „Kunst" ist nur ein Mittel der Mitteilung — von Gedanken und Anschauungen — der Menschen untereinander. Je bedeutender also diese Gedanken und Anschauungen, je mehr uns der Dichter zu sagen hat, desto nützlicher ist er, und hierin allein kann seine wahre Grösse und Eigenart bestehen, nicht in allerlei Handwerkskniffen technischen Raffinements. Indem aber Tolstoi in diesem Sinne die echte Kunst als wirkliche Lebensbedingung auffasst, hat er sie nicht herabgesetzt, wie unmündige Toren ihm zuschreiben, sondern ihre Bedeutung erhöht. Mögen Verbildete über Tolstois kühle Abschätzung der Griechen, nämlich der innerlich hohlen Motive solcher äusserlichen Kunstblüte, in Wut geraten, wir finden sie im Ganzen zutreffend. Doch möchten wir über manche Beispiele dessen, was Tolstoi unter echter Kunst versteht, den Kopf schütteln. Molière, Hugo, Dickens — ja, an anderer Stelle sogar „Onkel Toms Hütte" oder „Adam Bede" — ephemere Talentergüsse, nur für ihre Zeit epochemachend — mit „Don Quixote" und dem ergreifenden Wahrheitsernste Dostojewskis in einem Atem genannt! Und sind denn Homer, die Psalmen und Propheten, die Bibel, wirklich bedeutender als Shakespeare und Goethe?

Das Nibelungenlied kennt Tolstoi natürlich gar nicht, und wir möchten ihm mehrfach gediegenere Literaturbelesenheit wünschen, da ihm vieles Wichtige fremd geblieben scheint und er dennoch mit russisch anmassender Sicherheit seine Verdikte hinhaut, als sei dies nun ein abschliessendes letztes Wort. Seine völlige Nichtachtung der modernsten französischen Dekadentpoesie — natürlich kennt er nur diese — vermögen wir zwar zu teilen, und dass ihn Hauptmanns „Hannele", diese erkünstelte Mache, anekelt, begreifen wir.

Aber sein Dogma, dass man das ungebildete Volk zum Richter über Kunstdinge machten, das heisst sein unverfälschtes Emfinden als Massstab nehmen sollte, mutet uns als naive Ideologie an. Das gäbe eine hübsche Barbarei! Wenn

Tolstoi selber zugibt, der Mann aus dem Volke — er meint natürlich immer nur sein russisches — begreife nur zwei Grössen, die physische Kraft des Herkules und die Macht eines Eroberers oder die seelische eines Märtyrerheiligen, so stellt er hiermit doch das ungünstigste Zeugnis aus. Denn es entging ihm wohl, dass der Respekt des Volkes vor „Heiligen" nicht einer edlen Begeisterung für Seelengrösse, sondern weit mehr dem Wahne entspringt, solch' ein Heiliger werde später im „Himmel" ganz besondere Kronen erben.

Auch können wir dem grossen Volksverherrlicher versichern, dass der biedere Mann aus dem Volke noch andere „Grössen" bewundert, zum Beispiel zusammengegaunerten Reichtum, kurzum Alles, was roh und materiell imponiert. Dass der russische Muschik nicht begreife, weshalb man einem Puschkin, der nur Verse schrieb, eine Statue setze, hätte Tolstoi lieber nicht anführen sollen! Er geht aber so weit, sich darüber lustig zu machen, dass wir unsere Kunst für die wahre und einzige halten, während zwei Drittel des Menschengeschlechtes, „die Völker Asiens und Afrikas", von ihr nichts ahnen. Nun, dass die Aschanti und Somali unsere Kunst nicht verstünden, wäre gewiss kein Schaden der Kunst; die Kunst der Chinesen und Japaner aber, sowie die vergangene Kunst Indiens, Egyptens und Persiens wird umgekehrt von allen vernünftigen Europäern gebührend geschätzt. Man merkt eben, dass Tolstoi nur als Angehöriger der mindestgebildeten Rasse redet. Dass nur ein Percent der Nationen unsere Kunst geniessen könne — was übrigens auch nur „russisch" taxieren heisst —, ist doch kein Argument gegen die Kunst: weil nur Wenige Champagner trinken, darum wird er nicht saurer!

Richtig scheint hingegen, dass unser übertriebener Künstlerkultus nur auf Kosten der Proletarierarbeit gedeihen kann, obschon Tolstoi den Einwurf nicht widerlegt, dass eine Zukunftsgesellschaft durch genaue Arbeitsteilung und Maschinenersatz für die Handarbeit diese Sklaverei aufheben und so den Massen Zeit gewähren könnte, sich mit Kunst zu befassen. Aber er kommt dieser Möglichkeit sofort zuvor, indem er ohne weiteres erklärt, unsere Kunst sei nur ein Zeitvertreib der Reichen und nur ihnen schätz-

bar, dem Volke nie. Warum? Hier liegt der Fehler in Tolstois Argumentation, seine lediglich am Äusseren und Gegenwärtigen haftende Beobachtung, welche en bloc „die moderne Kunst“ anzweifelt, weil ihm die momentane Kunst unserer Epoche missfällt. Der Arbeiter verstehe nicht die Gefühle, die in unserer Kunst dominierten, nämlich (S. 125) „Ehre, Patriotismus, Sinnlichkeit“, welche ihm nur Staunen, Verachtung und Widerwillen erregen. Wirklich? Die Sinnlichkeit bleibt dem Volke so unverständlich?! Die Erfahrung lehrt das Gegenteil, nur macht es nicht so viel Aufhebens davon wie die Gebildeten, weil es von gar keinem konventionellen Moralkodex abhängt. Die „Ehre“ zum Beispiel, der baroke Duellunfug ist ihm zwar lächerlich, aber der Volksmensch greift dafür geradesogut zum Messer, um seinen Nebenbuhler zu erstechen. „Patriotismus“ ist ihm unverständlich, weil er sich nicht für Steuern und Beamte begeistern kann? Als ob nicht genug Bodensatz chauvinistischer Legende zurückblieb! Der Muschik gibt ehrfürchtig „das Leben für den Zar“, der französische Bauer hasst alle Prussiens, der echtdeutsche Mann kann keinen Franzmann leiden. Wir bestreiten daher Tolstois Behauptung, abgesehen davon, dass Ehren- und Patriotenkonflikte einen geringsten Teil der Literatur beherrschen, denn er selbst stellt ja fest (S. 135), dass die Sinnlichkeit (die sexuelle Liebe) das Hauptmotiv aller Kunstwerke geworden sei. Diese Entdeckung ist nicht neu, lange vorher hat man sich im nämlichen Sinne geäussert, und ohne Zweifel nähern wir uns hier dem Grundübel der Pseudokunst, ihrer lächerlichen Einseitigkeit.

Nichts ist wahrer, als Tolstois Ausführung, dass die rauhe Wirklichkeit der Arbeit in ihren tausend verschiedenen Formen die reichste Auswahl neuer Stoffe liefere, dass die Luxuskunst aber gleichgiltig daran vorübergehe. Tolstoi hat hier nur die Arbeit des Volkes im Auge, der eine gewisse nüchterne Eintönigkeit kaum abzusprechen ist, obschon sie an und für sich genügen würde, eine ganze Literatur zu speisen. Wie reich ist aber auch das Berufsleben der höheren Stände, wieviel wichtige Lebenskonflikte böte zum Beispiel der Offiziersstand und das Getriebe der Mini-

sterien und Parlamente! Das alles liegt vollkommen brach in dieser „Kunst“, obschon sie sich brüstet, ein verklärtes Abbild des Lebens zu sein. Die „Liebe“ ist nun zwar, mit Verlaub des greisen Antisexuellers Tolstoi gesagt, die wichtigste Funktion des Daseins und deshalb die allgemein verständlichste Leidenschaft. Wenn also Tolstoi sagt (S. 135), die „Sinnlichkeit“ (worunter er die Geschlechtsliebe versteht) sei „das niedrigste und deshalb allen Menschen und selbst den Tieren zugänglichste Gefühl“, so setzt er sich offenbar mit seiner sonstigen Theorie in krassen Widerspruch: dann also wäre diese Kunst ja auf dem rechten Wege und verdiente gar nicht seinen Vorwurf der Exklusivität. Und in der Tat wird sein gepriesener Mann des Volkes, falls er nicht ein würdiger religiöser Greis geworden ist, jede sinnliche Kunstübung weit eher begreifen und geniessen, als eine Gedankendichtung, zu deren Verständnis Bildung und Intellekt gehören. Seine optimistische Vergötterung des Volkes trübt Tolstois Logik.

Wäre wahr, dass zwar „Goethe, Schiller, Hugo (!), Rafael, Michel Angelo, Beethoven, Chopin (!)“ nur von den Kunst-Enthusiasten genossen werden können (S. 165), dagegen „Iliade. Odyssee, die Propheten, Psalmen, Parabeln Jesu, Geschichte von Isaak, Jakob und Josef (hält er letztere wirklich für Kunst?), von Cakya Mouni (er meint: Buddha) und die Hymnen der Veda“ Allen verständlich wären, „ob gebildet oder nicht“ (S. 172) — so wäre hiermit ohnehin noch nicht erwiesen, dass diese Geisteserzeugnisse, denen Seite 169 noch „die populären Legenden, Erzählungen und Volkslieder“ beigefügt werden, deshalb den Vorzug verdienen müssten. Wir leugnen aber überhaupt die Richtigkeit seiner Behauptung. Lese er nur mal seinen Arbeitern die Heldensänge von Achill und Siegfried oder die religiösen Buddha-Mythen vor, ob sie dann nicht vor Langeweile einschlafen, indes eine Kirmesfidelei oder eine Tingeltangelproduktion, die einen Gebildeten anekelt, ihrem tiefgefühlten Bedürfnisse entspricht! Wenn das Volk, wenigstens noch im naiven Russland, sich der „Kunst des Alten und Neuen Testamentes hingibt, so wird man leicht die pessimistische Erklärung finden. Nicht künstlerische, das heisst interesse-

los ideale, objektive Hingebung waltet darin vor, sondern „religiöser" Egoismus, das subjektive Interesse für das vom Himmel gefallene Gotteswort: je mehr man sich dafür interessiert, desto gnädiger wird Gott dies Interesse in klingender Jenseitsmünze belohnen! Sollte unser russischer Ideologe denn noch nie die Erfahrung gemacht haben, dass am schwersten das Einfach-Erhabene verständlich sei?!

Tolstoi selbst dürfte es am eigenen Leibe erfahren haben: als jungen Lebemann entzückte ihn die übliche Salonliteratur und er schrieb die Liebesgeschichte von Anna Karenina, heut' als reifem, hochgebildetem Greis sagen ihm nur die Bibeln und Veden zu. Einfache schlichte Grösse soll angeblich nur depravierte Geschmäcker abstossen? Wir versteigen uns soweit, im Gegenteile zu vermuten, dass weit eher ein depravierter Verbildeter sich zur Erhabenheit Jesu und Buddha bekehren wird, als ungebildeter Stumpfsinn. Das nach unserer Meinung gewaltigste Dichterwerk aller Zeiten, das Nibelungenlied, hat gerade wegen seiner Einfachheit in Deutschland unendlich wenige ehrliche Bewunderer, sonst könnten die sinnlich schwülstigen Verbalhornungen durch Jordan und Richard Wagner nicht so viel Anklang gefunden haben. Die Reden des Buddha — ob sie Tolstoi kennt? — sind äusserst einfach in der Form, sogar mit ermüdenden Wiederholungen dogmatisch verdünnt, verstehen aber kann sie schlechterdings nur der geistig Höchststehende, geradeso wie viele scheinbar dunkle Auslassungen Jesu. Die ganze Schlussfolgerung Tolstois, dass die wahre Kunst nur die möglichst allen verständliche sei, muss daher auf den Kopf gestellt werden: gerade die Kunst, die er mit Recht — obschon zu begrenzt, da noch manche Werke Shakespeares, Goethes, Byrons u. s. w. hinzuhören — als die wahre bezeichnet, ist am wenigsten dem grossen Haufen verständlich.

Warum macht er sich die Sache so bequem, indem er Scherze der heutigen französischen Decadence lang und breit als Beweis für die Unsinnigkeit der exklusiven Gegenwartskunst zitiert und sich über die „Versunkene Glocke" Hauptmanns belustigt? Derlei Dinge nimmt nur die Mode ernst, aber kein Vernünftiger. Denn sie sind nicht unverständ-

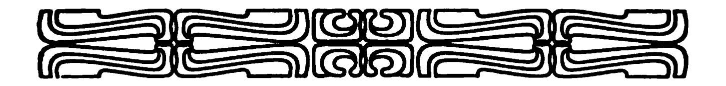
lich, sondern unverständig. Die Symbolismen Ibsens, mit denen er diese Neuesten töricht zusammenwirft, haben einen dunklen Sinn, diese Nachäffungen keinen. Ganz recht, jedes Urteil ist subjektiv, wir erkennen dies an und Tolstoi folgert logisch: weil wir die Decadence für blödsinnig halten, dürfe man sie doch nicht verurteilen, denn was wir Gebildeten bewundern, halte ja das Volk auch für blödsinnig. Aber er hätte bei näherem Zusehen gerade hier des Rätsels Lösung finden können, das ihn im ganzen Werke beschäftigt. Warum nämlich ist diese neueste Afterkunst unverständlich? Etwa weil sie neue grosse Gedanken in dunkler Sprache orakelt? Nun, alle Mystik ist dunkel und im Grunde alle Religion, selbst wo sie populäre Sprache wählt; dies könnte also wohl einen seichten Salonmenschen, aber keinen Tolstoi abstossen. Oder werden etwa grossartige, über die gemeine Menschlichkeit erhabene Gefühle und Gesinnungen vorgetragen? Nichts von alledem. Sondern diese ganze dunkle Unverständlichkeit, die geflissentlich des gesunden Menschenverstandes spottet, ist artistisch-ästhetischer Art, von jener „Ästhetik“ erfüllt, die nach dem sinnlos abstrakten Begriffe des „Schönen“ schmachtet. Keine Gedanken, keine hohen Gefühle, sondern ein blauer Weihrauchdunst des „Schönen“, der alles im Nebel zerflossener Stimmungen auflöst, l'art pour l'art, mit einem Worte: Form und nichts als Form, kein Inhalt.

Dieser scheinbar widersprechende Symbolismus bildet die logische Fortsetzung des öden Naturalismus, der ideenlosen, gefühllosen Nachahmung der Alltagswirklichkeit. Denn auch hierbei herrscht das l'art pour l'art, die Form ohne Inhalt. Die wahre Kunst ist erhaben über die Form, womit jede „Ästhetik“ und „Kritik“ sich phraseologisch herumschlägt, sie besteht nur im Inhalte. Der Beweis hierfür liegt klar zutage, schon durch den gewöhnlichsten Augenschein. Alle Kunstwerke der Vergangenheit nämlich sind uns entweder sehr fremd in der Form, siehe die antike Tragödie oder die Hexameter Homers, oder sogar oft abstossend und nach unserem Geschmacke unreif in der Form, siehe Shakespeare und die Spanier. Hat dies aber je die wirklich Verstehenden im Genusse gestört? Dagegen

besassen die Klassiker Ludwigs XIV. eine vollendete Form; weil aber ihr Inhalt dürftig, so sind sie heute vergessen, desgleichen Tasso, Ariost und Petrarka. Unsere heutige Kunst aber sucht ihren Jnhaltsbankerott unter tausenderlei formalen Mätzchen zu verstecken. Die Berufsschriftstellerei, die vom Gehirnschweisse möglichst gut leben will, verlor natürlich die Unabhängigkeit und hiermit die Aufrichtigkeit.

So erklärt sich zum Beispiel die erstaunliche Einförmigkeit all' dieser Myriaden Liebesgeschichten, dieser endlosen Warenballen von Erotik: Unendlich vieles, was sich über die Liebeszuchtwahl sagen liese, blieb noch ungeschrieben, weil erstens der Berufsautor seinem Publikum dessen niedrige Wünsche von den Augen abliest, und zweitens all' die Nachahmer keine eigenen Ideen erzeugen können.

Die raffinierte Mache des Kunststrebertums sucht keinen höheren Zweck, sondern nur noch Mittel. „Die äussere Arbeit der Afterkunst ist so oft sorgfältiger als die der wahren, und erstere wirkt (scheinbar) stärker“ (S. 240). Ob aber die Kunst „religiös“ wird, wie Tolstoi will, und die Bruderschaft der Menschen predigt, oder ob sie das einsame Sehnen einer stolzen Herrscherseele ausdrückt, das kommt für ihren wahren Zweck auf's Gleiche hinaus. Der ist: Erlösung des Ich durch Objektivierung des Willens im Spiegelbilde eines weiseren Lebens.



Realscheinwerfer und Geschichtemacher: Bismarck und Moltke.

Im Grossen Jahrhundert folgte auf den „Zweifel“ der „Enthusiasmus“, auf zersetzende Verneinung der Autorität die begeisterte Revolution. Im Kleinen Jahrhundert, dem unseren, schuf eine selbst zu festem Zweifeln unfähige, zum Verzweifeln müde Blasiertheit den richtigen Bazillenherd der Reaktion, deren Woge mit 1871 einsetzte und noch immer weiterrollt. Der praktische Materialismus von Staat und Kirche kann sich nicht vorwerfen, dass er dem theoretischen Materialismus der Naturwissenschaften, einem übrigens nur scheinbaren Antagonisten, nicht allen Widerstand leistete, welchen die Dummheit, mit welcher bekanntlich die Götter vergebens kämpfen, ihr nur irgend an die Hand gab. Da gab es zunächst das kirchliche Anathema. Herrlich donnerte Pio Nonos Encyklika von 1847: „Philosophischer Unterricht lässt die Jugend im Kelch von Babylon den Unrat des Drachen trinken“. Wunderschön weiss auch der Bischof von Metz: „Die Überschwemmungen der Loire sind verursacht durch die Übergriffe der Presse und Nichtbeachtung der Sonntagsheiligung“. Kräftig wirkt der auch 1870 hervorgetretene Bischof von Orleans, Dupanloup, dessen Hirtenbriefe sich auch mit Taine und Renan beschäftigten: „Das Studium der Mathematik, indem es Sensibilität und Phantasie zurückdrängt, bringt manchmal schreckliche Leidenschaften zum Ausbruch.“ „Voltaire ist Null als Philosoph, ohne Gewicht als Kritiker und Historiker, rückständig als Gelehrter, verächtlich durch die Bosheit seiner Seele.“ „Der Geschichtsunterricht kann Gefahren für Lehrer und Schüler

bringen.“ (O sehr wahr!) Man höre Monseigneur Mermillod: „Meine Damen! Im Marsch der christlichen Gesellschaft auf der Eisenbahn der Welt, ist die Frau der Wassertropfen, dessen magnetischer Einfluss, gereinigt vom Heiligen Geiste, die Bewegung dem sozialen Güterzuge vermittelt. Er rollt auf der Bahn des Fortschritts.“

So bedient sich theologische Beredsamkeit der Fortschrittsgleichnisse, die im 19. Jahrhundert nirgendwo fehlen dürfen und jeden Dummkopf sofort mit dem Hochgefühl erfüllen, dass er's so herrlich weit gebracht, mit besagtem Güterzug zu rollen. Der menschliche Grössenwahn nahm bloss etwas veränderte Formen an seit Fenelons wohltuender Erkenntnis: „Das Wasser ist gemacht, um diese wunderbaren schwimmenden Gebäude zu tragen, die man Schiffe nennt“ oder Bernardin de Saint-Pierres triftiger Naturforschung: „Die Flöhe werfen sich immer auf weisse Farben. Dieser Instinkt ward ihnen gegeben, damit wir sie um so leichter fangen können.“ Bravo! Solches sind freilich die offenbarten „Harmonien der Natur.“ Auch die Fürsten fangen an, modern zu reden. Es gibt leider keinen Hobbes und auch keinen Descartes mehr, der bereitwillig sanktioniert: „Die Souveraine haben das Recht, etwas an den Sitten zu ändern.“

Wozu aber auch ändern? Genügt nicht heute schon die brave Bourgeoisie? „Der Reichtum eines Landes hängt ab von der Wohlhabenheit seiner Bewohner.“ Von wessen Lippen fiel dieser entzückende Pleonasmus, der eines Serenissimus von hundert Ahnen würdig? Wer anders konnte die erhabene Intelligenz des Jahrhunderts mit einem Gemeinplatz, dessen sich ein Dorfschulze schämen sollte, zu füttern wagen als Louis, der Cäsar der Moderne? Siehe, also sprach er im März 1863 und befriedigt spitzte die Bourgeoisie ihr Eselsohr. Auf dass erfüllet werde de Maistre's Dogma: „Es ziemt den Prälaten, Edelleuten, Staatsbeamten, die Verwahrer und Hüter der konservativen Wahrheit zu sein, die Nationen zu belehren, was gut und schlecht, wahr und falsch in der moralischen und spirituellen Ordnung ist.“

Die spirituelle Ordnung des Staates ist aber im Wesentlichen eine aus allen Schlackenwettern und Schneegestöbern des Daseinskampfes zu Eis geronnene Gewalt. Wer daher den

Staat als Ideal vorhält, verwechselt eine Krystallisation des Naturkampfes mit der Natur selber, einen Augenblicksfetisch kleiner Menschen mit der Menschheit. Der Staat dient nur dann als Surrogat eines Ideals, wenn er sich bemüht, das Prinzip ausgleichender Gerechtigkeit zu vertreten, wie z. B. schon in der Mosaischen Gesetzgebung oder in viel ausgedehnterem Sinne im Heilsreich des wunderbaren Inderkönigs Asoka Dieser Buddha der Tat behielt freilich noch Kasten-Gliederung bei, da solche dem Karmabegriff keineswegs zuwiderläuft und eine vom noblesse oblige erfüllte Aristo-Kratia einer gesunden, natürlichen Ordnung entspricht.

Dies ‚Herrentum der Besten' ermöglicht sich aber nur dann, wenn die vornehme Kaste wie in Indien durch Zusammenschluss der ethisch und intellektuell Besten entstand oder wenigstens der Mutigsten und Gefestigsten wie bei den Römern, da beim damaligen Stand des Daseinskampfes todesverachtende selbstlose Hingebung an die urbs und res publica tatsächlich für Tapferkeit und Tugend das gleiche Wort (virtus) aufstellen musste. Der Feudaladel ging hingegen schon als Blutadel (Franken, Normannen, westfälische Edellinge) aus räuberischer Roheit oder als Belohnung höfischer Dienste hervor. Der heute fast allein noch übrige Briefadel vollends ward fast nie als Belohnung intellektueller und ethischer Vorzüge verliehen, sondern an geistig und ethisch meist besonders Minderwertige, die durch sklavische Gesinnung, persönliche oder belanglose Staatsdienste sich den Fürsten angenehm machten. Man wird kaum Unrecht tun, wenn man auch den Englischen Adel seit Untergang des alten in den Bürgerkriegen als eine Kako-Kratia pfiffiger Höflinge, Merkantiler und Juristen auffasst.

Die Herrschaft der Gesetzlichkeit als bestehende Ordnung kann nur dann nicht als grobe Willkür und angemasste Klassenautonomie gelten, wenn sie sich einigermassen im Einklang mit der Empfindung aller oder wenigstens einer übergrossen Majorität befindet, wie z. B. die Kriminaljustiz dem Mörder gegenüber. Ob daher seit Robespierre alle Moralisten die Todesstrafe bekämpften mit dem durchaus logischen Satz, dass nicht die Gesellschaft, obendrein mit feiger Übermacht aller gegen einen, zum Mörder werden

dürfe am Mörder — „Bestraft man Sünde nur durch grössere Sünder?“ fragt Byrons Manfred —, ändert nichts daran, dass bei der ungeheuren Mehrzahl unser Vergeltungstrieb den Tod des Verbrechers fordert. Ganz anders steht es schon mit den Eigentumsverbrechen aus Not, welche ein sozialistischer Standpunkt ohne weiteres entschuldigen und die dafür verhängten Strafen barbarisch ungerecht finden kann. In politischer Hinsicht aber Willen der Gesamtheit oder der Volksmehrheit zum Ausdruck bringen wollen, ist in jedem monarchischen Staat wie in jeder Bourgeoisrepublik eine dreiste Posse. Das Repräsentativsystem des Parlamentarismus wäre nur dann ein Sicherheitsventil gegen die Herrschenden, wenn die Wahlen den Volkswillen rein zum Ausdruck brächten und wenn die gewählten Vertreter selbstlos ihr Mandat erfüllten. Statt dessen sorgt das Wahlsystem überall dafür, die Massen zu beschränken, und der Parlamentarismus bildet stets die Politik zu einem Gewerbe aus, wobei elende Parteiwirtschaft allerlei Kuhhandel treibt. Dem gegenüber verdient die absolute Monarchie bei weitem den Vorzug und hat das russische Zartum, so sehr man es theoretisch verurteilen mag, tatsächlich weit mehr zur Verbreitung der Kultur beigetragen, als die korruptiv freie Konkurrenz aller Parteistreber in Nordamerika.

Nach Spencers „Einleitung in das Studium der Soziologie“ sind seit Eduard III. bis zur Mitte des Jahrhunderts etwa 14 500 Gesetze erlassen worden, die kein Bürger kennen kann, was ihn also wehrlos dem Juristenstande überliefert, sowohl der ewig wie eine Spinne lauernden Justiz, als dem ausbeutenden Advokatenstande. Die Justiz mit ihrem unverschämten Fiat iustitia pereat mundus — als ob menschliche iustitia nicht ethisch blosse Anmassung und lediglich als praktischer Notbehelf erträglich wäre! — stellt aber nur einen charakterologischen Auswuchs dar, in dem der Staatsbegriff am deutlichsten seine Teufelsfratze zeigt. Dieser kümmert sich nicht einen Pfifferling um Wohl und Wehe des Einzelmenschen, des Volkes, der Menschheit, sondern opfert — mit Blutopfern, wenn möglich — im Staube vor einem Moloch, Staat genannt, in dem sich die Unsittlichkeit der Herrschenden als heteronome Sittlichkeit krönt. Wer daher

lediglich eine Stärkung dieser allverschlingenden Boa Constrictor erstrebt, indem er die Giftzähne Militär, Bureaukratie, Polizei aus möglichst ergiebigen Drüsen speist, immer fetter vom Fleisch und Blut des verspeisten Volkes genährt, der vertritt einfach den bevormundenden Geist, dessen materielle Folgen und geistige Orgien uns Buckles Beredsamkeit schilderte, und handelt als Feind der Menschheit. Dies war im wesentlichen Bismarcks Werk, dem wir den unerträglichen Zustand Europas verdanken und der in naturnotwendigem Reagieren das ungeheure Erstarken der Sozialdemokratie, wie des Ultramontanismus (Jesuitismus) mitverschuldet.

Die Europäer machen sich oft das kindliche Vergnügen, Doktorfragen aufzuwerfen, ob der oder jener ihrer Könige und Staatshelden „grösser" gewesen, und heften jedem Roi-Soleil den Beinamen des „Grossen" an. Kaum krönt Einen der Erfolg, so avanziert er als Bismarck zum „grössten Staatsmann aller Zeiten" oder als Moltke zum „grössten Strategen der Neuzeit, wo nicht aller Zeiten." Solche Prahlereien geistig Unmündiger, über die ein Wissender lächelt, versüssen uns gleichsam unsre Kulturbarberei. Dieser verblendenden Phrase gegenüber setzt sich dann eine gegenteilige Phrase fest Sobald man nämlich die durchaus selbstsüchtigen und günstigstenfalls dem nationalen Egoismus — in seiner äusserlichsten Form als Chauvinismus — fröhnenden Mittel und Zwecke der Tatmenschen durchschaut, vermeint aufgeklärtes Spiessertum, das ja nur ums liebe Leben und materielle Güter bangt, dass grosse Tatmenschen notwendig zum Unheil ihrer Mitmenschen über die Erde schreiten.

Gewiss verdient der Aufschrei über solche Blutopfer, wie Weltumwälzer Napoleon fordern musste, einiges Gehör und man kann nicht verlangen, dass der Unerleuchtete ihm Ausnahmestellung einer übermenschlichen Mahatmakraft zuerkenne. Doch vor dem höheren Forum wurden die mittelbaren und unmittelbaren Segnungen seines unbewussten Ethos so offensichtlich, dass sogar eine jüngste populäre Napoleonbiographie des bayrischen Generals v. Landmann unsre heutige abgeklärte Verehrung dieses grossen Karmarüstzeugs wiedertönt. Asien, der Menschheit Mutterwiege, hat freilich noch ein höheres Lied zu singen vom alten Indo-

germanen Asoka, dem Heilskönig, der alle Menschen wie seine eigenen Kinder liebte. ‚Im Diesseits will ich sie glücklich machen und im Jenseits sollen sie den Himmel gewinnen', wie eins seiner unsterblichen Felsenedikte lautet. Messen wir also mit solch erhabenen Massstäben die zwei bedeutendsten Tatmenschen des kleinen Jahrhunderts!

Will man sich einen rechten Begriff machen, bis zu welchen Lobsuchtsanfällen der verächtliche Autoritätsglaube und die noch verächtlichere Erfolganbetung des Philisters sich versteigen können, braucht man nur die Nekrologe über Moltke zu durchblättern. Ein solches Gedenkblatt zum 100. Geburtstag Moltkes liegt vor uns. Da wird u. A. ein Geschichtchen erzählt, wie der König gegen Moltkes Willen eine Stadt mit Sturm nehmen lassen wollte: „Ew. Majestät haben zu befehlen, aber es kostet 10000 Mann." Als man dem König den Verlustrapport überreichte — er lautete ungefähr so wie der Feldmarschall vorausgesagt hatte — . . reichte er Moltke die Hand: „Nie wieder!" Jeder Kenner wird sich ironisch erkundigen, wie wohl diese belagerte Stadt geheissen habe. Natürlich ist an dem ganzen Märchen kein wahres Wort, es ist aber bezeichnend, dass man solch haarsträubende Unwissenheit über so naheliegende Dinge des deutsch-französischen Feldzugs in einer grossen Zeitschrift auspacken darf, bezeichnend ferner, dass auch hier wie im Falle Bismarcks König Wilhelm zu einer Art Störenfried herabgesetzt wird, der sich manchmal störrig überlegener Weisheit widersetzte. In Wahrheit pflegte der selber weise König sich in allen Spezialfragen seinen Beratern unterzuordnen, wie denn im Archiv des Generalstabes ein in Versailles abgefasstes Memoire des Königs aufbewahrt wird, worin er seine abweichende Meinung über die Belagerungsform vor Paris niederlegte, aber mit gewohnter Bescheidenheit auf seine eigene Ansicht verzichtete. Es kommt hier nicht darauf an, wer in dieser berühmten Frage (Aushungern oder Beschiessung) Recht hatte, über die seither Meere von Tinte vergossen wurden. Beide Auffassungen hatten etwas für sich. Wichtig bleibt nur, dass auch hier Moltke gegen den König und Bismarck seinen Willen durchsetzte. Seither ward ziemlich bekannt, dass für seine Ab-

neigung gegen Beschiessung auch geradeso wie bei Blumenthal höfische Rücksicht auf das kronprinzliche Paar mitspielte, mit dem es der immer konziliante Herr nicht verderben wollte. Wenn aber schon zehn Jahre nach Moltkes Tode derlei Unsinn wie der oben angeführte vorgetragen werden darf, wie mag sich erst später die Legendenbildung ausdehnen!

Irgend ein Engländer soll geäussert haben: „Wellington war gross, Napoleon noch viel grösser, der Grösste war aber doch Moltke, denn er besass auch ein grosses Herz.“ Wer dieser englische Tor gewesen sei, konnten wir nicht feststellen. Aber das grosse Herz Moltkes musste man doch irgendwie seziert haben, um seine Beschaffenheit festzustellen. Nichts von alledem! Der grosse Schweiger verschwieg auch so peinlich seine Herzensgrösse, dass der seelische Obduktionsbefund des Forschers weiter nichts davon in Händen hatte, als Moltkes krankhaften Geiz. Es gibt drei Sorten von Geiz und mit schier unglaublicher Selbstironie hielt Bismarck sich wiederholt über Moltke in dieser Beziehung auf. Der eine war mehr als geizig gegen eine Person, nämlich sich selber, dagegen oft verschwenderisch und freigebig gegen andere — dieser hiess König Wilhelm. Der andere war so freigebig wie möglich gegen eine Person, nämlich sich selber, dagegen schmutzig-geizig und habgierig gegen die Aussenwelt — dieser hiess Bismarck. Der Dritte war geizig gegen alle, sich selber einbegriffen — der hiess Moltke. In diesem Geiz liegt wenigstens Konsequenz. Und wenn Geiz Nr. 1 überhaupt nicht etwas Niedriges, sondern Hochethisches bedeutet, wie denn König Wilhelm ethisch so unendlich hoch über all' seinen Paladinen steht, Geiz Nr. 2 aber als völlig niedrig und Kennzeichen einer bodenlosen Selbstsucht erscheint, so hat Geiz Nr. 3 bloss etwas rührend Lächerliches, wie alles Kleine und Kleinliche. Moltke selber war sich anscheinend seines Lasters bewusst und entschuldigte überhaupt seine frostige Herzensdürre mit den bitteren Erfahrungen seiner Jugend, wo er auf jeden Pfennig sehen musste. Meinethalben, nur singe man uns nicht Märchenlieder über den Edelsinn eines so verkümmerten Gemüts. Um doch irgendwelchen

Anhalt dafür zu haben, klammert man sich an Moltkes kurze Ehe.

Ohne Zweifel erklingen hier innige Töne und eine gelegentliche Erinnerung Moltkes an die Tote ergreift wirklich: er meine manchmal, seine tüchtige brave Frau gucke ihm am Schreibtisch über die Schulter und flüstere ihm in ihrer fröhlichen Frische zu, sie habe „es überstanden und bald werdet ihrs auch überstanden haben.“ Aber wenn Zärtlichkeit kurzer Flitterjahre für ein geliebtes Wesen schon ein grosses Herz bezeugte, wieviel grosse Herzen gebe es dann!

Wie unsrer Auffassung der Musik ganz logisch entspricht, verstanden Moltke wie Bismarck nichts von irgend einer Kunst, erholten aber ihre nüchterne Praxis beim Rausch musikalischer Vorträge. Denn es sind immer die kältesten Egoisten und nüchternsten Rechner, die in Musik ihren Jungbrunnen suchen. Wie es aber mit ihrem Dilettanten-Verständnis bestellt war, zeigt Bismarcks grossherzige Würdigung Richard Wagners, den er einmal flüchtig sprach: „Er wollte immer bewundert sein und dazu hatte ich keine Zeit.“ Ach du lieber Gott! Wieviel Zeit hatte der Einsiedler von Friedrichsruhe nicht allzeit, sich bewundern zu lassen! Noch köstlicher enthüllte sich Molktes Philisterei in seinem Widerwillen gegen Wagner. Als er seiner Schwester zu Gefallen einmal in die „Meistersinger“ ging, flüsterte er ihr in der Pause zu: „Mir ist der Reichstag lieber, da kann man doch wenigstens Schlussantrag einbringen!“ Man braucht kein Musiknarr zu sein, um sich über solche Barbarei zu empören. Was man von seiner literarischen Begabung zu halten hat, lehrt eine Novelle aus seiner Jugend, die man mit ehrfürchtiger Pietät ausgrub und dem Leserkreis einer grossen Zeitschrift vorzusetzen wagte: Jeder beliebige schöngeistige Leutnant hat solches Zeug in seinen zahlreichen Mussestunden verbrochen. Allerdings besitzen Moltkes Mitteilungen aus seinem Aufenthalt in der Türkei entschiedenen Wert, auch sein Aufsatz über 1809 ist klar und sachlich-tüchtig geschrieben, obschon er manchen Irrtum und gar nichts neues enthält. Gradezu unverschämt aber überschlug sich die Bewunderungswut der dummen Menge, gehänselt von militärischen Brahminen, die

innerlich am besten wussten, was von dieser Geringfügigkeit zu halten sei, als aus Molktkes Nachlass sein kurzer Umriss des deutsch-französischen Feldzugs erschien. Die Sprache sollte da mindestens taciteisch oder cäsarisch sein. Aber Cäsars trockene Kommentarien seiner Gallischen Feldzüge waren doch wenigstens selbständig, während Moltke gar nichts als einen Leitfaden aus dem preussischen Generalstabswerk bot. Dass unwissende Journalisten hierbei einige Sätze als klassische Stilmuster des grossen Schweigers anschwärmten, verriet nur, dass sie Gleichlautendes des Generalstabswerks nie zu Gesicht bekamen. Überhaupt drängt sich oft das Dilemma beim Vergleichen auf, ob Moltke denn selber dies Generalstabswerk verfasste, also ein Autorrecht auf dort Gesagtes besass, oder ob er einfach daraus abgeschrieben hat. Letzteres würde auf seine geistige Kapazität ein übles Licht werfen, ersteres aber schiebt ihm dann allein die Verantwortung für so zahlreiche Schönfärbereien und Unrichtigkeiten jenes „klassischen" Generalstabswälzers zu und nimmt einer so pro domo verfassten Arbeit jeden objektiven Wert. Sein Memorandum an Treitschke, das dieser Reaktionshistoriograph natürlich ehrfurchtsvoll als Roma locuta est auffasste, über Königgrätz schreibt auch nur wieder sein Memorandum von 1867 ab, wo er trotz der gemachten bittern Erfahrungen wiederum das Zusammentreffen getrennter Teilheere auf dem Schlachtfeld „im Feind" als Gipfel der Strategie preist. Von seinem grossen Herzen merkt man übrigens auch in diesen Schriftübungen höchstens das Gegenteil. Unaufhörlich reibt er sich zwischen den Zeilen an Friedrich Karl und Blumenthal, räumt nirgendwo ersterem für St. Privat, letzterem für Sedan die gebührende Ehre ein, was ihn sogar mit dem Makel niedrigen Undanks belastet, da Friedrich Karl im Verein mit Albert von Sachsen Moltkes zerfahrene unbrauchbare Schlachtleitung am 18. August rettete und erst Blumenthals selbständige oder vorgreifende Massnahmen (vergl. Moltkes Korrespondenz, wonach er bloss Hinüberwerfen eines Korps über die Maas empfahl) den Sedantriumph ermöglichten. Ja, sogar seinen König kompromittiert er bissig, indem er die nutzlose, abendliche Verwendung der Pommern bei Gravelotte dem König allein in

die Schuhe schiebt und hochmütig sich selber tadelt, dass er derlei zugelassen habe! Dabei steht fest, dass er selber die Pommern heranholte und das Regiment Kolberg zum Sturm aufmunterte! Dass sein Leitfaden, nur in dieser Weise originell, bei weitem das kühlgemessene Generalstabswerk in chauvinistischen Übertreibungen übertrifft und sogar grobe Zahlenfälschungen nicht scheut (179 000 Deutsche gegen 200 000 Franzosen am 18. August statt 230 000 gegen 130 000 oder 170 000 gegen 90 000, falls man nur die ernstlich Engagierten rechnet), gehört mit zum Originaleindruck des Ganzen.

Solch kleinliche und unlautere Gesinnung, wovon Europas Geschichte bei den neuesten Tatenmenschen nur allzuviel Belege bietet, spricht sich auch in der abfälligen Wertung Gambettas aus, dass „der Feuereifer des ausserordentlichen Mannes" mehr geschadet als genützt habe. Von da bis zur klassischen Äusserung eines bekannten Militärschriftstellers, dass Gambetta „nur ein Advokat" und ein Prinz aus dem Hause Orleans an seiner Stelle viel nützlicher gewesen wäre, ist nur ein Schritt. Die Trockenheit militärischen Berufsdünkels in Moltkes hinterlassenen Schriften, deren Unbedeutendheit noch lange nicht das Niveau unserer bedeutenderen Militärautoren erreichte, beherrscht auch völlig seinen Briefwechsel mit seiner Frau, wo doch der innerste Mensch zu Tage tritt. Hier spürt man, wie wenig dieser Schweiger zu sagen hatte. Es ist alles seicht und oberflächlich; politische Urteile über die Märzrevolution, über „Olmütz", über die ‚Rebellen' von Schleswig-Holstein atmen den Bildungsstand eines reaktionären landläufigen Offiziers. Dass man dies Zeug mit inniger Andacht las und der byzantinische Gotenbesinger Dahn den Leitfaden über 1870 als Muster „klassischen Stils" anzupreisen wagte, macht uns für die Deutschen erröten.

Sobald aber der Moltkekult sich aus allen sonstigen Positionen verdrängt fühlt, zieht er sich auf die uneinnehmbare Veste zurück, dass Moltke, der auch in einer Art Bekenntnisschrift als naiver Freidenker vom Schlage des braven Oberstleutnants Egidy im Einrennen offener Türen seine völlige literarisch-philosophische Ahnungslosigkeit enthüllte,

doch jedenfalls nach Urteil aller „Berufenen“ ein unvergleichliches Feldherrngenie besessen habe Welcher Berufenen? Seiner eigenen Generalstäbler, die zwar durch ihn und sein Prestige auch fremde Armeen dazu hypnotisierten, denen aber alle unparteilichen Theoretiker des Auslandes widersprachen. Seltsam, bisher hatten wir in den wahren Feldherrngenies — Alexander, Hannibal, Cäsar, Cromwell, Friedrich der Grosse, Napoleon — lauter intellektuell und ethisch Universalveranlagte erkannt, die nicht grosse Männer heissen, weil sie grosse Feldherrn waren, sondern die grosse Feldherrn wurden, weil sie grosse Männer waren. Und hier sollte eine Ausnahme vorliegen, ein Mensch, der ausserhalb seines Fachberufs das Gepräge der Mittelmässigkeit trug, ein so engbegrenztes „Genie“ besessen haben? Als ob nicht alles Genie eins und unteilbar wäre!

Selbst der Feldherr, dem Moltkes Wesen am auffälligsten gleicht, nämlich Wellington, ein bornierter Hochtory und reiner Berufsmensch, hat bei seiner selbstschöpferischen Organisationsleistung in Portugal gewisse heroische Züge, die wir gänzlich bei Moltke vermissen. Seine Korrespondenz von 1809—14 und seine „Dispatches“ bioten dem Sachkenner eine Lektüre von unvergleichlich reicherem Wert, als Moltkes Feldzugskorrespondenz. Denn dieser Britte hatte mit tausend inneren Widerwärtigkeiten zu ringen und tat hier seine Pflicht wie ein Held, sogar selbstlos, denn er konnte oft seine Abberufung gewärtigen und verhielt sich dem elenden Londoner Kabinett gegenüber nicht viel anders als Hannibal gegenüber Karthagos Synhedrion. Moltkes militärische Laufbahn verlief völlig glatt und ohne Friktionen, gestützt auf seines Monarchen blindes Vertrauen in seine unfehlbare Weisheit. Rief auch 1866 am Tag von Königgrätz unwirsch der Divisionär Manstein: „Wer ist der General v. Moltke?“ und befolgte dessen Befehl erst auf direktes Eingreifen von Friedrich Karl, so war doch 1870 das Ansehen des ‚grossen Strategen‘ so gefestigt, dass man seinem stereotypen ‚Se. Majestät haben befohlen‘ wie einem Gotteswort gehorsamte, weil es vom grossen Moltke ausging.

Handelte man seiner Direktive zuwider, wie Steinmetz bei Spichern, oder führte man seine unklare und unrichtige

Weisung nur zu genau, aber mit Misserfolg aus, wie Steinmetz bei Gravelotte, so musste der Sündenbock weg. Andererseits hat Moltke dann wieder im hinterlassenen 1870-Buch Steinmetz sehr schonend behandelt, im vollsten Widerspruch mit seiner eigenen bitteren Rüge an Ort und Stelle (Moltkes Feldzugskorrespondenz), während er den unbequemen erfolgreichen Rivalen Blumenthal und Friedrich Karl das verdiente Lob äusserst kühl vorenthält. Wenn er also die bei ihm üblichen konzilianten Korrektheitsformen des äusseren Gentleman herausbiss, indem er sich weigerte, Blumenthals abfällige Meinung über seine strategische Begabung in dessen aufgefangenen und von der österreichischen Regierung abgedruckten Briefen zu lesen, so scheint der Stachel doch ziemlich tief gesessen zu haben. Es widerspräche dem Plan dieses Werkes, wenn wir Raum erübrigen sollten, um die so oft von uns in militärwissenschaftlichen Arbeiten durchgeführte Zerpflückung der militärischen Legende zu wiederholen. Nur kaum je dagewesene Stümperei der gegnerischen Führung ermöglichte jenen konzentrischen Einmarsch in Böhmen, — den Moltke selbst im Generalstabswerk (1867) nur zaghaft rechtfertigte, den wir jedoch im Gegensatz zu allen ausländischen Theoretikern aus tieferen geographischen Gründen als praktischen Ausnahmefall gelten lassen, nicht aber das spätere Fortsetzen des konzentrischen Verfahrens, getrennt durch die Elbe — ermöglichte das noch knapp rechtzeitige Eintreffen des Kronprinzen bei Chlum. Nur ein erst recht nie dagewesenes Indiehandarbeiten nichtsnutziger Geheimpläne Bazaines verhinderte furchtbare Niederlagen am 14. und 16. August und eine relative Niederlage (allerorts gescheiterter Angriff) am 18., ermöglichte die weder gewollte noch irgendwie vorauszusehende Cernierung von Metz, wohin Bazaine ohnehin zurückwollte, sowie das Aufrechthalten des unmöglichen Cernierungsrings und die verfrühte Kapitulation. Nur unglaubliche innere Lähmungen der gegnerischen Heeresleitung hinderten, dass Mac Mahon vom 25. bis 30. nicht nach Montmedy durchbrach und die isolierte Maasarmee überrannte, ermöglichten das Einschliessen in Sedan, von wo die Franzosen am 31., ja teilweise bis mittag des 1. September sich retten konnten, hinzugenommen die

völlig unberechenbare Zufallslage topographischer Bedingungen (Maasschleife im Rücken, überhöhende Waldberge ums Sedanplateau.) Wenn man freilich Moltke selber, nicht nur seine Korybanten hört, so spielte hierbei nicht beispielloses Glück, sondern unfehlbare Strategie spann ihr Netz, obschon sogar bei den allerdings vorzüglichen Manövern gegen Sedan den Armeeführern Prinz Albert und Blumenthal der Löwenanteil des Erfolges gebührt. Über das Märlein von Moltkes Bescheidenheit lächeln Wissende. Im Gegenteil liess er wiederholt drucken, dass kritische Antastung der „Prestigen" gewaltsam unterdrückt werden müsse. Lettow-Vorbeck gibt (Schlussband des Feldzugs in Böhmen) ausdrücklich zu, dass der „sonst so ruhige alte Herr" sofort sehr widerborstig und heftig wurde, sobald mal einer anzudeuten wagte, bei Königgrätz habe die Sache lange gar schlecht gestanden: das sei „unpatriotisch", d. h. man dürfe Moltkes Strategenruhm nicht anrühren. Diese Unbescheidenheit floss aber selbst in seine Direktiven hinein. Den von Steinmetz selber eingestandenen Misserfolg am 14. August prahlte er schon am 15. als „Sieg" aus; kaum riss die Kunde vom erst bei Nacht erfolgenden Fall von St. Privat den sich geschlagen Fühlenden aus seiner Ungewissheit, als er in die Welt posaunte: „Feind von allen (?!) Verbindungen abgeschnitten, es soll Viktoria geschossen werden"; als von Abfangen Mac Mahons noch gar keine Rede sein konnte, äusserte er zu Hahnke: „Nun haben wir sie doch in der Falle" und dirigierte grossspurig, der Feind solle bei Übertritt auf belgisches Gebiet rücksichtslos dorthin verfolgt werden, obschon damals dessen Abmarsch auf Mezières absolut noch nicht zu hindern war. Als Taktiker und Schlachtleiter Null, muss die Legende seine heroische Erscheinnng mit derlei albernen Anekdoten stützen, wie des Kronprinzen Bewunderung für Moltkes Seelengrösse, weil er auf Werders telegraphischen Angstschrei von Belfort schneidig zu sagen geruhte: „Ew. Majestät werden befehlen, dass Werder auf seinem Posten bleibt." Ja, was sollte Werder anders tun? Das Belagerungsgerät vor Belfort opfern und bei beschwerlichem und vielleicht unheilvollem Rückzug nun doch nochmals irgend eine schlechte Verteidigungsstellung suchen statt der uneinnehmbaren an der Lisaine? Obiges

also nur Phrase und Selbstverständlichkeit. Im übrigen entsprach Manteuffels genialer Juramarsch, der allein Werder rettete, nur dessen eigener Eingebung.

Für Moltkes wunderbare Grossherzigkeit noch drei Belege. Wegen Beschiessung von Paris, Kapitulations- und Friedensverhandlungen geriet er mit Bismarck in so bittern Zwiespalt, dass seine Feindseligkeit mehr oder minder nie erlosch und alle Wissenden lachten, als Bismarck mal gelegentlich von seinem „hochverehrten Freund Moltke" öffentlich sprach. Bei dieser Reiberei, womit er Bismarck höchst egoistisch dessen ernste Arbeit erschwerte, riskierte er übrigens wieder nichts, da der ganze preussische Militarismus hinter ihm stand, der allein das Wort haben und dem Politiker keinen Anteil am Erfolge gönnen wollte. Nun wohl, über jene Verhandlungen hat uns Trochus Ordonnanzoffizier Graf d'Hérisson als Augen- und Ohrenzeuge Ausführliches hinterlassen, wie schon ähnlich Wimpfens Adjutant d'Orcet über die Kapitulationsdebatte vor Sedan: in beiden Berichten wird gerade dem rauhen Bismarck ein menschliches Rühren zuerkannt, während der glatte „maréchal de Moltke" kaltblütigste Gleichgültigkeit den Besiegten unter die Nase rieb. Bei der Waffenstillstandsverhandlung aber hat er Jules Favre und vor allem Gambetta geradezu beschwindelt. Letzterer willigte nur deshalb ein, weil so die unselige Bourbakiarmee vom Untergang gerettet werden sollte, Moltke aber stellte biedermännisch vor, dass wegen Mangel genauer Nachrichten die Demarkationslinie nicht genau abgesteckt werden könne, also als handle es sich um blosse Formalität. Als aber Gambetta an Bourbaki telegraphierte: „Waffenstillstand" und die Franzosen überglücklich jede militärische Massnahme unterliessen, drangen die Deutschen unaufhaltsam vor, da ihnen von Waffenstillstand für diesen Teil des Kriegsschauplatzes nichts bekannt sei, und jagten das verzweifelte Milizheer über die Schweizer Grenze. Diese boshafte kaltherzige Grausamkeit, an sich ganz nutzlos, hatte natürlich nur den Zweck, Frankreich noch einen letzten Fusstritt ins Grab nachzuschleudern. Es war aber schlimmer als ein Verbrechen, es war ein Fehler. Denn einerseits vergisst Frankreich nie diese letzte äusserste

Demütigung, andererseits entstand durch Autopsie so namenlosen Elends die bekannte antideutsche Stimmung in der Schweiz.

Moltkes wahre Bedeutung liegt einzig und allein in seiner Friedenserziehung des Generalstabes und Organisierung von Mobilmachung und Aufmarsch, obschon letzterer 1870 strategisch mancherlei zu wünschen liess: Zu nahe gemeinsame Basis der I. und II, exzentrische Aufstellung der III. Armee. Von Genialität und Originalität nirgends die kleinste Spur, wie denn sogar der Einmarsch in Böhmen von Friedrich dem Grossen und die Idee des Abdrängens der Franzosen nach Norden von Clausewitz entlehnt, das konzentrische Verfahren aber (leider!) alt wie die Welt ist und noch von Carnot 1796, sowie den Verbündeten in den Befreiungskriegen durchweg, gehandhabt worden ist. Wir können ihn also nur als „militärischen Grossindustriellen“ abschätzen, wie der geistvolle Major Dervieu (La Conception de la Victoire) es ausdrückt. Helden des Geistes und Helden überhaupt haben wir uns immer anders gedacht, als diesen nüchternen Verstandesmenschen, der übrigens gar kein Deutscher, sondern Däne war. Freilich, rien ne réussit que le succès, spottet das Witzwort, und der „patriotische“ Philister wird in Hütung seines Legendenpopanz immer hohngrinsen: „Für mich entscheidet nur der Erfolg.“

Natürlich auch bei dem andern, den man mit Moltke zusammen zu nennen pflegt, obschon glatte Korrektheit eines Fachtalents gar keinen Vergleich zulässt mit der stürmischen Brutalität einer unverkennbar genialen Natur. Bismarcks Briefe an seine Frau — wie anders wirkt dies Zeichen auf uns ein, wenn wir Moltkes gleichen Briefwechsel dagegenhalten! Freilich hat der Legendenschwindel auch hier lächerlich aufgebauscht. Wir hörten gar Jemand sagen, dass etwa Shakespeare solche Briefe geschrieben haben könnte, ein verrückter Einfall, der um so leichter fällt, als wir von Shakespeare eben keine Briefe besitzen. Es wäre aber möglich, dass dieser überhaupt nur Berufs- und Geschäftsbriefe schrieb und nie sein Inneres dabei enthüllte, ja nicht mal seine Geistesgrösse. Wer unablässig schaffend sich bemüht, wird wohl im Gespräch sich entlasten, nie aber in

Briefen an Minderwertige. Nun, auch Bismarcks Briefe enthalten nur eine Stelle, die auf höhere Artung hinweist, und diese hat man mit schlauer Berechnung schon bei seinen Lebzeiten verbreitet, nämlich die bekannte, wo er das Leben ablegen will wie ein schmutzig Hemde, wenn er nicht an Unsterblichkeit glaube. Alles Übrige bleibt auf dem Niveau der Gewöhnlichkeit, obschon hier und da etwas nicht Gewöhnliches sich zwischen den Zeilen ahnen lässt. Um seine Bräutigamsgefühle auszudrücken, muss er seitenlang aus fremden Dichtern abschreiben, wobei wir ihn merkwürdigerweise besonders Byron oft zitieren sehen. Eine gewisse melancholische Jugendromantik scheint zu Grunde zu liegen.

Später wird alles nüchtern und hausbacken, wie eben ein deutscher Biedermann an seine haushaltende Ehehälfte schreibt. Seine wiederholten theologischen Bekenntnisse zur Orthodoxie würden den Eindruck der Schauspielerei, um seine junkerlich bigotten Schwiegereltern und die Braut zu bestechen, auch dann noch machen, wenn Bismarck nicht offen in seinen Memoiren gestanden hätte, er sei immer Pantheist gewesen. Mit gleicher wohltuender Offenheit bekannte er sich dort auch als geborenen Republikaner, sein ganzes royalistisches Leben also als eine Komödie. Über seinen Privatcharakter geht man am besten schonend hinweg. Die albernen Grünlinge, die ihren Wotan erdichteten, mögen ihren Entrüstungsschrei etwas mässigen, wenn sie erwägen, dass nicht einer der zeitgenössischen Paladine über ihn ein freundliches Wort hinterliess. Am bittersten malt ihn sein getreuer Mitarbeiter, der hochbegabte und anständige Stosch, in seinen Denkwürdigkeiten: wie Bismarck jeden ausnutzte und seiner Untergebenen Verdienste für sich mit Beschlag belegte. Blumenthals Tagebuch spricht sogar in uns verletzender Form seine Nichtachtung aus: er müsse sich Zwang antun, dem Komödianten nicht ins Gesicht zu lachen.

Selbst der charaktervolle Roon, Typ altpreussischen Edelmanns, Bismarcks guter Kamerad, erkaltete zuletzt. Gegen Freunde und Untergebene in hohem Grade selbstisch, liess Bismarck der tiefen Bosheit seines gewalttätigen Temperaments gegen Widersacher ungehörig die Zügel schiessen. Arnim, Geffken u. s. w. wurden aufs unanständigste unter-

drückt, gegen jeden liberalen Winkeljournalisten, der Sr. Unfehlbarkeit antastete, der staatsanwaltliche Apparat in Bewegung gesetzt, ein ständiges Formular für Bismarckbeleidigungen eingerichtet. Seine Habgier und sein Geiz waren sprichwörtlich. Als die Nation ihm eine Ehren-Million schenkte, machte er unsre Prophezeiung wahr, für die uns jemand wegen Bismarckbeleidigung denunzieren wollte: Bismarck steckte, wo man Stiftung daraus von ihm erwartete, alles in die eigene Tasche. Man hat uns übrigens privatim Geschichten von seinen Geschäftspraktiken als Privatholzhändler erzählt, die nach Ungarn hinüberspielen; doch lassen wir das. „Mehr Licht!" sprach der sterbende Goethe, der sterbende Bismarck: „Lieber lieber Pinnow, gib mir zu trinken!" Napoleons Cäsartestament bedachte jeden, der ihm je gedient, mit hohen Legaten; der steinreiche Fürst Bismarck vermachte besagtem treuen Kammerdiener Pinnow ein paar lumpige tausend Mark und führte mit seinem treuen alten Oberförster Lange noch vor dem Tode einen anstössig gemeinen Prozess um Pensionsbewilligung.

Von seiner staatsmännischen Grösse wissen wir ebenso viel wie seine unreifen Verhimmeler, nämlich nichts. Erst Einsicht sämtlicher Archivakten könnte lehren, ob die während seiner Leitung errungenen Erfolge wirklich allein durch seine Leitung erfolgten. Äusserlich betrachtet, strotzt seine innere Politik von Fehlgriffen, die äussere von mancherlei Meisterstreichen. Doch wird man auch hier übertriebene Auslegungen seiner Weisheit aufs rechte Mass zurückführen müssen. Wenn man z. B. seinen verzweifelten Widerstand gegen die vom König und Militär geforderte Annexion Böhmens als unfehlbare Voraussicht des kommenden Dreibunds auffasst, so hätte seine Absicht, Österreich um jeden Preis zu versöhnen, doch ihren Zweck verfehlt, da der Wiener Hof trotzdem mit Frankreich Bündnis schloss und nur die Schnelle der preussischen Siege Österreichs schon erhobenen Schwertarm 1870 sinken liess. Im Fall neuen österreichischen Angriffs wäre aber Annexion von Böhmen von unschätzbarem strategischem Werte gewesen.

Vor allem vergesse man nicht, dass Bismarck nicht nur ohne die preussische Armee, sondern auch ohne begeisterten

Einheitswillen des gesamten deutschen Volkes nie seine Pläne hätte erreichen, ja sie nicht einmal hätte aufstellen können, da sie ihm, dem ursprünglich stockpreussischen Junker, ruckweise förmlich aufgezwungen wurden. Um nun den Geistes- und Gemütszustand Deutschlands vor und bei Bismarcks Wirken zu verstehen, behorchen wir wiederum die Stimme der Literatur . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

. . Das Junge Deutschland löste die Romantik ab und führte noch gleichzeitig mit Heine und Lenau, dann aber in seinen poetischen Ausläufern Herwegh und Freiligrath sie überlebend, die Fehde Liberalismus contra Absolutismus fort. Lauter geistreiche Leute ohne eigentliche Dichterkraft. Selbst ihr Haupt Gutzkow kam in „Uriel Acosta" nicht über Rhetorik und in „Zopf und Sehwert" über Episodenhumor fort, man bedauert die unförmliche Masse von Geist, die er in bekannten gedankenüberfrachteten Romanen und unbekannten historischen Tragödien abgelagert hat. Freiligrath, obschon den blossen Rhetorikern Herwegh und Kinkel weit überlegen, versteifte sich auf blosse, Hugos grossspurige Konturen nachahmende, Sprachreliefs, ein poetisches Warenhaus für Kolonialsachen. Seine Revolutionsgedichte „Im Hochland fiel der erste Schuss", „Die Toten an die Lebendigen", „Der Dampfer kam von Biberich" tönen den ganzen hohlen Schwulst der Märzschwärmer wieder. Auerbach und Spielhagen setzten mit mehr Gestaltungsgabe und gleichfalls anschaulicher Ideenfülle Gutzkows zerklüftetes Streben fort. Es war dies die Zeit, wo in England z. B. Kingsley die soziale Frage in Romane fasste. Da wir die französische Romanliteratur ausführlicher skizzierten, müssen wir hier den Stand der englischen einschalten, wie sie über blosse Sensations- und Unterhaltungserzählungen von Collins und Miss Braddon sich seit 1860 bis heute entwickelte.

Die englische schöne Literatur befindet sich heut in voller Auflösung. In früheren Perioden konnte man den springenden Punkt der inneren Entwickelung blosslegen, heut weiss man nicht ein noch aus. Als wir in den achtziger Jahren eine dickbändige „Geschichte der Englischen Literatur" zu formen unternahmen, blieb uns wenigstens erspart, diese

jüngste und letzte Phase des Viktoria-Zeitalters einschachteln und zergliedern zu müssen, eine unmögliche Sisyphusarbeit. Und doch, während Drama und Lyrik im Aussterben begriffen, treibt die erzählende Gattung immer noch Blüten, die bei gründlicherer künstlerischer Pflege viel reife Früchte versprächen. Dass es beim blossen Blühen bleibt, verschuldet eben die nachlässige Gleichgültigkeit, mit welcher ein britischer Romanzier auf das eigentlich Künstlerische zu blicken pflegt. Ist er dichterisch veranlagt und wird er künstlerisch fein, so geschieht dies gleichsam wider Willen. Denn was all diesen Erzählern, heissen sie nun Frau Ward oder Herr Kipling, Frau Crawford oder Herr Stevenson, streben sie nach höherer Psychologie wie Besant und Meredith, oder üben sie allerlei Kunststücke wie Connan Doyle und H. G. Wells, oder schwelgen sie in historischer Phantastik wie Melville und Haggard, ihr eigentümliches Gepräge verleiht, dass ist ihr offenbarer Nützlichkeitszweck. Die weit überwiegende Mehrzahl will dogmatisch moralisieren, einer bestimmten politischen oder religiösen Tendenz zum Durchbruch verhelfen. Eine echtenglische Praxis, die von jeher im Nationalcharakter begründet lag und seit Dickens unausrottbar scheint, die aber natürlich ein reines dichterisches Betrachten nicht aufkommen lässt. Selbst das abgerundetste und ergreifendste, wenn wir von Kiplings Meisternovelle „The light that failed“ absehen, Buch der neuen englischen Literatur, „George Tressady“ der Frau Ward, leidet unter diesem Lehrhaften und ein so mässiger Versuch wie „The Woman who did“ von Grant Allen verdankt seine Berühmtheit eben nur der sensationellen Tendenz. Andererseits vermerkt man bei den wenigen Bebauern des historischen Romans[1]) ein lediglich ethnographisch-kulturhistorisches Interesse und bei Connan Doyles Detektivschnurren oder Stevensons wilden Mären aus der maritimen Tropenwelt, ebenso wie bei Kiplings und Doyles kolonialen Soldatengeschichten, bestimmte Absichten sehr materieller Art. Diese zweckbewusste Tendenzstreberei schliesst gleichzeitig das

[1]) Wobei wir freilich Stanley Weymans prachtvolle historische Genrebilder ausnehmen wollen, darunter das letzte „Count Hannibal“ (1902) zugleich das Beste, ein Kabinettstück feiner Psychologie.

Mittel zum Zwecke ein, das zu bearbeitende Publikum möglichst zu amüsieren, auf dass es die Tendenzpillen leichter mit Zuckerplätzchen stofflich spannender Fabulierung herunterschlucke. Darum wirkt der heutige englische Roman, so weit er überhaupt auf literarischen Wert Anspruch erhebt, durchaus im Gegensatz zum deutschen und französischen als blosse Unterhaltungsliteratur. Die vortrefflichsten Einzelheiten schützen z. B. die talentvollen Erzeugnisse von Norris nicht davor, als sogenannte leichte Lektüre zu gelten, und auch die Zimperlichkeit im Anfassen erotischer Konflikte blieb fast die gleiche wie früher. Ein Buch wie Norris „Mariettas Heirat", das sich möglichst um sexuelle Wahrheiten herumdrückt, erscheint der britischen Leserwelt schon äusserst stark, Besants „Lügende Propheten" als Gipfel der Kühnheit. Wenn die übergeschnappte gezierte Hysterie der Marie Corelli, ihre unleugbare Begabung an eine christliche Mystik vergeudend, deren bizarre Ausschweifung wie Morphiumrausch zerrüttet, in ihren spiritistischen Halluzinationen unaufhörlich gegen den Realismus zetert und die greuliche Unsittlichkeit der Belletristik für den Verfall der englischen Gesellschaft verantwortlich macht, so fragt man erstaunt, was sie darunter versteht und wo diese angebliche Realistik im englischen Roman zu suchen sei. Selbst nach dem herrlichen alten Erbteil englischer Literaturbestrebung seit Fielding, der Gesellschaftssatire grossen Stils, sehen wir uns heute vergebens um. Thackerays Geist entfloh; eine so feine satirische Durchführung wie in Percy Whites „Herr Bailey-Martin", einer beissenden Geisselung des bourgeoisen Snobtums, steht vereinzelt da. Eine oft unangenehme Pathospose macht sich geltend. Und so fehlt es denn auch der jüngsten Sensation der britischen Romanindustrie, Hall Caines „Eternal City", durchaus an Humor und Satire. Überschwängliches Pathos donnert und blitzt, und es fällt schwer zu entscheiden, wo hier echte ideologische Begeisterung gewittert und wo nur Theaterdonner rasselt.

Das endlose Breittreten einer puritanischen Religiosität, die soziale Frage mit der religiösen verquickend, und das verwegene Spielen mit mystisch angehauchtem Urchristentum erinnert wahrhaftig an die Corelli. Seit diese Halb-

italienerin nnd die schon älterer Generation angehörige Halbfranzösin Ouida — eine sehr rühmenswerte hochbegabte Dichternatur, die leider in einem Mischmasch von gequälter Realistik und oft unechter Romantik stecken blieb — ein ausländisches Element hineinbrachten, zeigt die englische erzählende Literatur eine seltsame Vorliebe für italienische Stoffgebiete. Man sollte denken, dass ein gut Teil britischer Novellisten ihr Leben lang in Italien weilten. Freilich ist diese literarische Verknüpfung Englands mit Italien nichts neues, sie lässt sich in der Renaissance auf Schritt und Tritt verfolgen, auch schöpften Milton, Shelley, Byron ihre Hauptanregung aus dem Aufenthalt in diesem gelobten Lande. Doch blieb Byron der Einzige, dessen kosmopolitisches Genie sich wirklich italienisierte, wie er denn wohl auch allein das italische Idiom völlig beherrschte. Im übrigen lässt schon die mangelhafte Sprachkenntnis der Engländer ein tieferes persönliches Eindringen in italienisches Wesen kaum zu, und oft wirken ihre Schilderungen gerade so naiv-phantastisch, wie etwa die von Paul Heyse und Richard Voss. Nichtsdestoweniger ermöglicht der schärfere realistische Beobachtungssinn der Briten, deren umfassende Weltkenntnis selbst ihren gewöhnlichen Unterhaltungsromanen noch mit einem gewissen Erdgeruch anhaftet, manchmal erstaunliche Richtigkeiten in solchen Analysen italienischer Gesellschaft, wie z. B. Crawfords römische Romane, in denen nicht ein einziger Nichtitaliener auftritt, die altrömische Aristokratie mit einer Schärfe schildern, die einer wunderbaren Detailkenntnis entspringt. Man kann nicht sagen, dass Hall Caine diesem hohen Massstab — auch Mrs. Wards „Eleanor" wäre hier zu nennen — in gleichem Sinne entspräche. Seine Römer könnten im Grunde auch Engländer sein oder überhaupt irgendwelcher Nationalität angehören. Und die Hauptfigur stellt sich uns als eins jener Fabelwesen vor, denen wir im Leben nie begegnen. Er ist der Beste, Bravste, Schönste, makellos wie Richardsons Sir Charles Grandison und ein Vereiniger aller körperlichen und geistigen Vorzüge wie ein Held von Dumas und Eugen Sue. Die schönste Dame Italiens liebt ihn zum Sterben, den furchtbaren „Diktator" Italiens tötet er im Zweikampf mit eigener

Hand. Kaum führt ihn der Zufall in die vornehme Gesellschaft, als er auch schon alle Aristokraten durch Vornehmheit des Auftretens beschämt. Kaum soll er zu Rosse steigen, als er auch schon die Edelsten der Nation durch die erhabene Kunst eines Zirkusreiters aussticht. Kein Jockey sitzt wie er im Sattel, keinem Deputierten steht der Frack so angegossen, niemand hat solche Augen, solche Stimme und vor allem ein so grosses Herz. Kein Wunder, dass dieser Wunderknabe und Mustermensch sich so vornehm zu geben weiss: hohe Abkunft verrät sich. Denn wer war sein Vater? Se. Heiligkeit Papst Pius X., als dieser noch nicht dem geistlichen Stande angehörte! Auch der Papstsohn durchtränkt sich mit Christentum, das liegt so in der Familie. Aus den Evangelien liest er eine Republik der Vereinigten Bundesstaaten von Europa heraus. Nicht faul, will ers in Tat übersetzen. Nur die Blindheit und Bosheit der Polizei und besonders des Militarismus, den er als Krebsschaden verpönt, verhindern die so einfache und leichtfassliche Ausführung solch evangelistischer Politik.

Kurz, diese „Ewige Stadt“ scheint typisch für Englands literarische Decadence, diese Stadt der Verlorenen, wo man jede Hoffnung fahren lässt. In Deutschland aber erhob sich gegen die ausschliessliche Zeit- und Streitfragenpolemik des Jungen Deutschland und all seiner Ausläufer bis 1870, die von der gleichen Phase des vorigen Jahrhunderts nur die Hitzigkeit und nicht die robuste Kämpferkraft erbte, eine gleichzeitig nebenherlaufende Richtung, die kaum minder einen Schwächestand bekundete: das alexandrinische Epigonentum. „Ein garstig Lied, pfui ein politisch Lied!“ brummte der alte Goethe, wollte damit aber nur die öde Programmatik der Tendenzpoesie geisseln. Die Epigonen fassten es anders auf und suchten die Kunst in völligem Ausweichen vor grossen zeitgenössischen Konflikten. Eine neue Schönheitsromantik entstand, die zwar teilweise wie Scheffel und später C. F. Meyer in sauberer mittelalterlicher Goldschmiedearbeit ins Vergangene zurückschweifte, sonst aber das Gute sich naheliegen fand, indem Heyse und der urwüchsigere Keller und Konsorten teils im Salon, teils im Volke das „Allgemeinmenschliche“ rührender Herzens-

geschichten entdeckten. Dieser bald in Manieriertheit ausartenden künstlerischen Exklusivität gebrach jede Grösse, Tiefe und Leidenschaft, obschon wenigstens in Keller eine Professoren- und Kritikerclique derlei hineinlas, da sie den Geist des alten Goethe hier fortwirken glaubte. Es trat daher auch hier ein Rückschlag ein, indem Gustav Freytag einen humorvollen Realismus begründen und breite Schichten bürgerlichen Lebens im Lichte der Zeitinteressen behandeln wollte. Kaum vollendete er jedoch zwei dieser Gegenwartsromane, als er auch schon abschnappte und das Begonnene liegen liess. Merkwürdig bleibt dem Zeitpsychologen in „Soll und Haben“ und „Verlorene Handschrift“ nur der Antagonismus einer gutbürgerlichen zahlungsfähigen Moral gegen jede Art von aristokratischer Schöngeisterei und fürstlicher Romantik, ein ziemlich arrogantes Betonen der praktischen Nüchternheit, die im preussischen Staat ihren Ausdruck fand, gegen allgemeindeutsche ideologische Zerfahrenheit. Eine solche Literatur konnte die gebundenen Kräfte des jetzt industriell aufstrebenden Deutschland so wenig befriedigen, dass alles sich in die politischen Verfassungskämpfe und Parlamentsschwätzerei hineindrängte. Immerhin hielten die von gutem Geist erfüllten Gedankenromane Auerbachs und seine Dorfgeschichten, ebenso wie Spielhagens liberale Hitzigkeiten und Freytags Verherrlichung deutschen Bürgertums, einen lebhaften Sinn für deutsche Art und patriotische Unzufriedenheit mit Deutschlands innerer uneiniger Zerfahrenheit in der Nation lebendig.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dieser Gemützustand ists gewesen, der in Bismarck den Entschluss reifen liess, mit Blut und Eisen den gordischen Knoten der deutschen Frage zu lockern und zu durchhauen. Dass ihm hierbei besondere ideale Regungen ganz fernlagen, bestätigt Keudell nur, wenn er Gregor Samarows Romanerfindung, Bismarck habe durch Vorspielen der Beethovenschen Eroica sich zum Krieg mit Österreich begeistern lassen, als Fabel entkräftet. Denn während er, bezeichnenderweise wie Moltke nur dem sinnlichen Nervenreiz der Musik zugänglich, sich literarisch nur an Kriminalromanen von Gaboriau und Humoresken von Stinde erbaute

— ein wahrhaft trauriger Bildungstiefstand —, unterhielt er auch zur Musik nur sehr platonische Beziehungen.

Wie aber sah die geistige Welt nach Bismarcks Siege aus? Derart, dass erst 1886 die sogen. „Revolution der Literatur" in schroffer Auflehnung gegen das offizielle Preussentum neues Leben auf den Ruinen blühen liess, die nach Errichtung des Deutschen Reiches die deutsche Volksseele vorstellte. Und auch diese Revolution versandete in Philisterreaktion des Reporterrealismus.

... Wenn man als Unterdrücker oder Ausbeuter vielen vieles zufügt, wovon man selber nicht den tausendsten Teil ertragen möchte, so gehört naive Unbilligkeit dazu, von den Geschädigten zu erwarten, sie sollten dafür noch dankbar die Rute küssen. Wir müssen es daher als den Gipfel subjektiver Selbstsucht, völliger Unfähigkeit zu objektivem Denken bezeichnen, wenn man der Sozialdemokratie vorwarf, sie habe Bismarcks Apotheose nicht mitmachen und ihm noch gar Lorbeerkränze ums Grab nicht winden wollen. Man müsste die Sozialdemokraten im Gegenteil verachten, wenn sie ihren grimmen vollberechtigten Hass gegen einen Despoten verhehlen wollten, der zahllosen ihrer Genossen schweres Leid bereitete, bis zuletzt ihre Sache mit unversöhnlicher Wut befehdete und sogar den Vorschlag nicht scheute, man solle die „Umstürzler" einfach ausserhalb des Gesetzes erklären. Bismarck blieb bis zum letzten Atemzug eine anachronistische Erscheinung, ein verstockter Feudalbaron, jeglichem sozialen Empfinden fremd, das seiner durch und durch egoistischen Herrennatur natürlich in jeder Fiber widerstrebte. Dies darf man ihm nicht verargen, denn niemand kann über seinen Schatten springen. Ein Mann, der mit peinlicher Genauigkeit in seinen Briefen auseinanderhielt, ob er Wohlgeboren oder Hochwohlgeboren titulieren solle, musste sich selber sagen: hat der Sozialismus Recht, dann warst du dein Leben lang auf dem Holzweg. Sind Gerechtigkeit, Mitleid, Menschenliebe jene heiligsten Güter, welche bekanntlich Europas Völker wahren sollen, dann war dein ganzes Lebenswerk, nur auf äusserliche Machtgebilde gerichtet, leerer Schall und Rauch. Das will sich aber niemand gerne sagen lassen, nicht einmal vom

eigenen Gewissen, und so wirkt denn sein subjektiver Hass geradeso ehrlich und natürlich, wie umgekehrt der Hass wider ihn.

Dass freilich ein solcher Übermensch, von jeglichem Christentum durch Abgründe getrennt, sich von einer persönlichen Fortdauer in einem christlichen Jenseits etwas versprach und an die Zauberkräfte des heiligen Abendmahls glaubte, wie sein Gutspastor salbungsvoll versichert — das gehört zu den unlöslichen Rätseln des Menschenproblems. Denn er wie alle seiner Art und Kaste müssten sich doch bei einigem Nachdenken darüber klar werden, dass ihre eigene Christenreligion keine doppelte Buchführung kennt und das fleissigste Kirchenbesuchen ihnen höchstens den zweifelhaften Vorzug verschaffen könnte, neben den Pharisäern an die Orte hinabzufahren, wo da ist Heulen und Zähneklappern. Doch eine im Irdisch-Nichtigen aufgehende Natur wie Bismarck ist im Grunde zu oberflächlich, um sich über die letzten Dinge ein Urteil zu bilden. Bis zuletzt beschäftigten den Greis rein materielle Politikfragen, alles höhere Sinnen und Denken lag seinem Bereich so fern, dass er gerade hierdurch so recht zum Abgott der Philistermasse sich eignet. Ein versedrechselnder Alkoholiker sah ihn daher sofort mit gewaltigem Kladderadatsch gen Walhalla emporsteigen, hoffentlich reicht ihm Tor das grosse Bierhorn entgegen, das nie alle wird — wie auch die Dummen nie alle werden und die falschen Biedermänner.

Vielleicht hätte die deutsche Nation ihren erhabenen Nationalhelden nie so innig ins Herz geschlossen, wenn er nicht im „Kneipen“ ihrer klassischen Bärenhäuterei mit glorreichem Beispiel vorangegangen und ein Meister des Alkohols wie der Staatskunst gewesen wäre. In reingeistigen Gebieten war er ebensowenig bewandert wie das sogenannte „Volk der Dichter und Denker“, dagegen in geistigen Getränken nahm er es mit jedem Korpsstudenten auf, mit den Edelsten der Nation. Dass wir hiermit die wirkliche äussere Grösse nicht antasten wollen, wird später ersichtlich werden. Wohl aber bemerken wir nachdrücklich, dass solche „Walhallafahrt“ des überlebensgrossen Recken — auch diese physische Körperlänge imponierte den guten

Deutschen riesig und qualifizierte ihn zum Nationalheiligen — wohl altgermanischen Barbaren geziemt, denen Kraft als einzige Tugend galt, nicht einem modernen „christlichen“ Volke. Die allmächtige Heuchelei zwingt immer wieder zu betonen, dass jenes aus dem Buddhismus hervorgegangene Urchristentum sich ausdrücklich „ein Reich nicht von dieser Welt“ nannte, dass also eine Staatskirche, die irdischen Machthabern huldigt, ein Unding in sich selber, direkt dem antiken Heidentum verwandt, das zuletzt den Cäsarenbildern als „Göttern“ opferte. Selbst das verknöcherte Judentum, gegen das Jesus auftrat, war doch wenigstens eine Theokratie und wollte von irdischen Cäsaren nichts wissen. Deshalb lebte es in der katholischen Priesterschaft im gleichen Geiste fort und wir verehren daher in der römischen Kirche, all ihrer Sünden gegen freiheitliche Entwicklung unbeschadet, das letzte Bollwerk der Demokratie und Geistesherrschaft gegen das rohe Feudalsystem im Mittelalter, auch heute noch verhältnismässig mehr vom wahren Christentum erfüllt als ihr Zerrbild, der angeblich freiheitlichere, in Wahrheit völlig unter die Staatsgewalt geduckte Protestantismus. Es ist daher kein Zufall, dass die eigentlichen Staatsmenschen im Katholizismus ihren natürlichen Feind sehen und die römische Kirche heut eine teils verstohlene, teils offenkundige Hinneigung zum Sozialismus verrät. Sie hat sich eben noch Logik und Würde bewahrt, statt wie das protestantische Staatsdienertum völlig vor den Herren dieser Welt zu kapitulieren und das „Seid untertan der Obrigkeit!“ zum Leitmotiv zu wählen. Deshalb entsprang Bismarks „Kulturkampf“ nicht nur unlauterm Wettbewerb gegen den Machtkonkurrenten, sondern auch innerem Bedürfnis.

Nun wohl, er hat seinen Selbstwahn ausgelebt, wie es seiner Naturanlage gegeben war.

Ein Lassalle hasste das satte Bürgertum als Urtyp philiströser Selbstsucht, ein Bismark im Gegenteil als Hindernis für seine feudale Herschsucht. Ein Lassale hoffte von der Einheit ein schnelleres sittliches Erstarken freiheitlichen Ausbaues im Innern, ein Bismarck im Gegenteil Erstarken preussich-dynastischer Vorherrschaft und Macht-

fülle nach aussen. Wenn der „treue Diener“ Bismarck in selbstischer Wut zeterte: „Ich werde mich noch an die Spitze der Sozialdemokraten stellen“, so blieb er doch innerlich von allen modernen Ideen eines Staatssozialismus und einer Sozialmonarchie unangekränkelt. Wenn aber ein Mann der sozialistischen Weltanschauung jegliche Berechtigung abspricht und ihr mit „Blut und Eisen“ beizukommen meint, wie einst die Cäsaren dem Christentume, so mag er ein grosser Diplomat gewesen sein, aber nicht einmal ein Staatsmann im eigentlichen Sinne des Wortes. Als Mirabeau Friedrich dem Grossen in Sanssouci allerlei revolutionäre Tendenzen vortrug, hörte ihn der König geduldig an und gestand zu, dass ihm vieles daran einleuchte; da er aber sein „Metier“ als König nun so lange geübt habe, könne er sich nicht mehr auf seine alten Tage zu solchen Anschauungen bekehren.

Man nenne ein einziges Wort Bismarcks aus seinem Todesjahr, wo der Mensch doch Abrechnung mit sich hält, das eine Ahnung höherer Menschlichkeit atmete! Wenn irgendein bedeutungsvolles Wort in den letzten Stunden gefallen wäre, es prangte heute schon in bengalischer Beleuchtung. „Der treue Diener“ wusste ja treue Dienste zu belohnen! Doch es widersteht uns, in solchen Kleinlichkeiten zu wühlen; wir enthalten uns daher aller nebensächlichen Untersuchungen, ob seine Panegyriker ein Recht hatten, nur von „kleinen Schwächen“ zu reden.

Wir würden darüber wegsehen, möchte auch der „grösste Deutsche“ mit allergrössten Privatschwächen behaftet gewesen sein, wenn er nur als öffentliche Historienfigur dem Bilde entsprochen hätte, das ein rein denkender Mensch sich von einem grossen Manne entwirft. Denn sehr richtig sagte Macaulay von Karl I.: Man erzählt uns immer, er sei ein treuer Gatte und guter Vater gewesen, als ob uns das interessieren könnte, wenn er falsch gegen seine Freunde und Diener, meineidig gegen sein Volk und ein grausamer Tyrann gewesen ist. Da die bevormundende Weltanschauung das tiefgefühlte Bedürfnis verspürt, ihre Gewalthaber mit ethischem Nimbus zu verklären und so abwechselnd von der Geistes- an die Charaktergrösse zu apellieren, so machten die deutschen „Patrioten“ in ihrem fernstehenden naiven

Dusel sich aus ihrem Abgott auch noch das Ideal aller deutschen Tugenden, vornehmlich der „Treue“, zurecht. Dass der Kanzler seinem alten Herrn zugetan war, weil dieser ihm den Willen tat, bezweifeln wir nicht: er müsste ein Unmensch sein, wenn er nicht so viel „Treue“ bewahrt hätte. Aber der widerliche Feldzug, den er von Friedrichsruh aus anzettelte, die unversöhnte Rachsucht des guten Hassers, die auch schrill übers Grab hinaus tönt, musste doch jedem die Augen öffnen, was unter dieser „Treue“ aus Eigennutz zu verstehen sei. Das nennt man monarchische Gesinnnng!

Die Bismarck - Gläubigen haben auch hier wieder eine faule Entschuldigung bei der Hand: dies ewige Stänkern sci aus heiliger Vaterlandsliebe geschehen, weil der neue Kurs „uns“ zugrunde richte. Worauf bezieht sich das? Da die Sozialreform, zu der Wilhelm II. anfänglich hinneigte und gerade deshalb mit dem unmodernen Alten in Zwist geriet, längst ja zur Wollust der Bismarckianer versandete, so kann doch nur das Verhältnis zu Russland in Frage kommen. Aber wer hat denn eigentlich den Dreibund geschlossen, wer Russland beim Berliner Kongress über den Löffel barbiert, wofür wir ihm aufrichtige Dankbarkeit schulden? Wenn er hinterm Rücken Österreichs zugleich eine Rückversicherung mit Russland abschloss, was er nachher mit unerhörter Indiskretion als kalten Wasserstrahl benutzte, hat er darum minder einem beliebigen englischen Maler (siehe dessen publizierte Erinnerungen) seine Überzeugung ausgesprochen, dass wir bestimmt dereinst von Russland angegriffen würden und das Bündnis mit England das wünschenswerteste sei?! Worauf in aller Welt pochte er also als eine Besonderheit seines alten Kurses? Durch alles Phrasengewebe schimmert immer wieder die Wahrheit durch: dass der junge, von Tatkraft und Selbstgefühl erfüllte Kaiser sich wunderte, weshalb man so selten ihm direkt Vorträge halte, und die Aufklärung erhielt, dass sozusagen Bismarck der eigentliche Regent sei. Und da soll man als objektiv Denkender sich über den Sturz des „Riesen“ und über angeblichen Undank entrüsten? Den jungen Monarchen möchten wir entdecken, der je anders gehandelt hätte!

Man spricht sich am liebsten die Tugenden zu, die man nicht hat: daher die Legende von deutscher Treue und Biederkeit. Unser lieber Ahnherr, Hermann der Cherusker, betrog die Römer geradeso wie Bismarck seine Gegner, und Heinrich v. Kleist, der unsere Eigenart am besten verstand, lässt daher Varus ausrufen: „So kann man blondes Haar und blaue Augen haben und doch so falsch sein wie ein Punier!" Ein römischer Autor bestätigt ausdrücklich, dass auf dem weiten Erdenrund kein listigeres, verschlageneres Volk lebe als die Germanen. Dass der „grösste Deutsche" sich zum Nationalhelden eigne, in dem das Germanentum seinen Typus erblickt, kann in diesem Sinne freilich nicht geleugnet werden. So wird denn kein Unparteiischer den ostelbischen Junkern ihre stolze Totenklage bemängeln können: „Er war unser!" Das war er, er starb in den Siehlen, wie er gelebt, als das hochmütig bockbeinige Paradepferd der alten Weltanschauung, und die Pegasusflügel, welche schmeichelnde Legende ihm ankleben möchte, sind eben nur Zeitungspapier.

Aber grade hierin liegt seine welthistorische Grösse. Sein Todestag ist von noch höherer symbolischer Bedeutung als der Tag seiner Geburt. Er erschien in dem Jahre, wo die französische Weltherrschaft endgiltig gebrochen wurde und das allmählige Erstarken Deutschlands begann, und wie Napoleons Todesjahr den Beginn einer unablässig weiterflutenden Reaktionswoge bezeichnete, die endlich in Bismarck ihren höchsten Stand erreichte, so verschwand Bismarck in dem Augenblicke, wo eine neue Weltordnung ihr Haupt erhebt.

Wie Napoleon der internationale Weltbefreier teils mit teils wider Willen, so wurde Bismarck der nationale Befreier wider Willen; er ist aus einem altpreussischen verbohrten Junker ein grossdeutscher Staatsmann geworden. Denn das er letzteres wirklich war, so weit ihm dies möglich, daran ändert die Ansicht der Gegner, dass er im Grunde nur ein Grosspreussen schuf, wohl objektiv, aber subjektiv nicht das mindeste. Der ältere Bismarck war nach bestem Wissen und Gewissen ein Deutscher, kein Preusse, und wer könnte verkennen, dass sein ganzes nervöses Naturell

wohl „deutsch“, aber so unpreussisoh wie möglich sich darstellte! In dieser Beziehung gleicht er dem Demokraten Blücher. Wie dieser Recke an Scharnhorst schrieb, dass die Fürsten, wenn sie den Befreiungskampf nicht mittun wollten, mit Napoleon zugleich hinausgejagt werden müssten, so machte sich Bismarck nichts daraus, altangestammte Dynasten mit einer Derbheit zu beseitigen, die an Napoleons Formel erinnerte: „Das Haus so und so hat aufgehört zu regieren.“ Er war im tiefsten Innern ein Umstürzler ohne jede Scheu und Schonung vor ererbten Rechten, und wenn er sich einen Monarchisten nannte, so meinte er nachher damit nur sein eigenes Herrschen. Ein Monarchist, doch gewiss kein Legitimist. Seine Gleichgültigkeit gegen historische Mächte ging soweit, dass er der ältesten und vornehmsten Weltmacht, der Römischen Kirche, den Fehdehandschuh hinwarf, als diese ihm seine Suprematie zu bedrohen schien.

Sein trotziges Selbstgefühl streifte sogar zeitweilig die Bande seiner Kaste ab, doch immer wieder brach der trivale Junker durch. Seine plumpen Reiterstiefel staken noch tief im Mittelalter, d. h. im falsch aufgefassten Feudal-Mittelalter, ohne die starke Demokratie der Städte und teilweise der katholischen Kirche in Betracht zu ziehen.

Man hat viel von genialer Originalität seiner äusseren Politik geschwatzt. Aber schon Friedrich der Grosse wollte einen Norddeutschen Bund stiften, Österreich hinausdrängen; schon er und der grosse Kurfürst, obschon beide sonst aus Hass gegen Österreich den Franzosen zugetan, erkannten in Frankreich das Hindernis für Zusammenfassen der deutschen Kräfte. Unzählige andere dachten wie Bismarck. Zugegeben, er hat es ausgeführt. Aber dass ihm dies so blitzschnell gelang, zeigt zur Genüge, dass eben „die Zeit erfüllet war“.

An dem inneren wirtschaftlichen Erstarken Preussens bis zu den Sechziger-Jahren war er doch herzlich unschuldig, und was hätten seine staatsmännischen Gewaltstreiche gefruchtet ohne die Arbeit Roons, ohne die allgemeine Wehrpflicht, ohne all die glorreiche Hinterlassenschaft der demokratischen Befreiungskriege, der Scharnhorst, Stein, Schön! Wenn man aber das Legendengefasele hört, so sollte man meinen, dieser „deutsche Napoleon“ habe die Kriege geleitet, die Schlachten

geschlagen, und bei Unwissenden im Ausland bürgert sich wahrhaftig schon dieser Mythos ein. Moltke hat seinen Ruhm noch sorglich beiseite gebracht, eifersüchtig genug auf den Kanzler — man lese die Klagen Bismarcks bei den Pariser Kapitulations-Verhandlungen in Hérissons bekannten Dokumentenbuch — aber Roon, der ehrenhafte, pflichtstrenge, selbstlose Altpreusse im besten Sinne, kam schon lange zu kurz. Wie darf man aber gar einen Cromwell, Friedrich, Napoleon mit diesem „grössten Deutschen" an Genie und Arbeitskraft vergleichen! Waren sie angewiesen auf fremde Beihilfe zur Ausführung ihrer Pläne, waren sie nicht die Organisatoren und Feldherren ihrer Staaten wie ihrer Heere auf allen Gebieten, um ihre Staatskunst nach aussen und innen durchsusetzen? Die Deutschen haben in Friedrich dem Grossen wahrhaftig schon ihren wahren Nationalhelden, ins Dämonisch-Gigantische gereckt und von unvergleichlich reinerer Vornehmheit des Wesens, um nicht diesen Bismarck-Mythos für chauvinistische Verblendung zu bedürfen.

Mit der „Originalität" des „grössten Deutschen" ist's überhaupt ein eigen Ding. Er hat ausgerufen: „Der kommt am weitesten, der nicht weiss, wohin er geht" — ja wohl, das hat Cromwell gesagt! Er prägte den Witz: „Ein König sollte sich nie ohne ministerielle Bekleidungsstücke zeigen" — ja wohl, das hat er von Napoleon! Aber was sagte der? „Ein König ist nicht in der Natur, er ist nur in der Civilisation. Deshalb hat er nichts Nacktes, er muss bekleidet sein." Dort Napoleon: eine grandiose Weltanschauung in zwei Sätzen, monumental. Hier Bismarck — ein Berliner Witz auf plagiatorische Anregung. Dass ihm hie und da geistreiche Wendungen und Gleichnisse gelangen, sei zugegeben. Im ganzen sind seine Reden ohne tieferen Gehalt. Man sehe sich doch die sogenannten Bismarck-Katechismen durch, nichts als banale Redensarten wie die erbärmliche Phrase: „Wir Deutsche fürchten Gott u. s. w." Man sollte sich über eine Nation schämen, die derlei — übrigens auch obendrein Plagiat — als Wodans-Weisheit nachlallt. Dass in seinen Briefen viel Frisches, Munteres, Medisant-Humoristisches sich findet, sei nicht bestritten. Aber kann man sich bei ihm Ähnliches auch nur vorstellen wie Napoleons Gespräche

mit Goethe und Wieland, mit Laplace und Monge, wobei er u. a. die Naturwissenschaftler auf die Welt des unendlich Kleinen hinwies, die spätere Mikroskopforschung anregte? Dem Wissenden erscheint es einfach Frechheit, den einseitigen Willensmenschen Bismarck mit dem Gedankenriesen aus Corsica in einem Atem zu nennen.

Den Wert einer Meinung verbürgt ihre innere Wahrhaftigkeit. Wer mit Unwahrheiten hantiert, um seine Übezeugung durchzudrücken, verrät hiermit selbst, auf wie schwachen Füssen sie schwankt. Ein Patriotismns, der absichtlich die Wahrheit verdunkelt, mag Chauvinismus sein, dem der Zweck alle Mittel heiligt, eine Tugend aber ist er sicher nicht. Hier springt uns nun ein ungemein bezeichnender Fall ins Auge, nämlich die Enthüllungen von Busch und Bismarck selber über die Emser Depesche, die allerdings in der Hauptsache nichts Neues bringen, wohl aber die Begleitumstände verschärfen.

C'est le ton qui fait la musique. Dass die ursprüngliche lange Originaldepesche Abekens eine „Chamade" und Bismarcks kurze Redigierung eine „Fanfare" war, wussten wir schon früher. Nicht aber wagte man so deutlich festzustellen, dass der König zu jedem Nachgeben, zu „einem zweiten Olmütz" bereit schien und dass der Eindruck der Abeken'schen Depesche ein geradezu niederschmetternder war, den kriegslustigen Moltke nach Anhörung dieses Schriftstückes gleichsam als hoffnungslosen „alten Mann" zusammenschrumpfen liess. Die Tat Bismarcks ist also einer gewaltigen Selbstverantwortlichkeit entsprungen; nach solchen Enthüllungen wird doppelt unbegreiflich, wie ernsthafte Männer behaupten konnten, zwischen der langen königlichen und der kurzen Bismarckschen Depesche habe kein wesentlicher Unterschied bestanden. Dass Bismarck selber es anders auffasste und dass er sich dieser „Fälschung" als einer nationalen Grosstat berühmte, zeigt ja eben sein eigenes Ausplaudern der Wahrheit. Denn die ganze Mitteilung dieser ihm so zur Last gelegten „Fälschung" ist auf ihn selber zurückzuführen, und hat er sich über die sonstige Tragweite der Enthüllung, nämlich ihn allein als den grossen, festen, stolzen Verteidiger der Nationalehre hinzustellen und einen bestimmten Gegensatz zu seinem unentschlossenen „Herrn"

zu markieren, wohl schwerlich getäuscht. Nur scheint er nicht geahnt zu haben, welche Waffe er seinen Gegnern damit in die Hand gab, und erstaunte vielleicht über die Wirkung seiner Unvorsichtigkeit. Schreiber dieser Zeilen darf sich deshalb zu dieser historischen Streitfrage melden, weil das eigene „Bismarck-Jahrbuch" von Horst Kohl, III. Band, 5. Lieferung 1896, bei Bearbeitung des Themas „Die Emser Depesche" ausdrücklich auf uns Bezug nimmt, unsere Darstellung in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" hauptsächlich zugrunde legt und der Verfasser betont, dass er Bleibtreus betreffenden Artikel „nachdrücklich hervorhebe", weil er sich mit unserer „Auffassung der Situation und Depesche mehr in Übereinstimmung" wisse, als mit Sybel, Oncken, Delbrück u. s. w. Nun stand aber die „Münchener Allgemeine Zeitung" stets Friedrichsruh nahe, gegen eine frühere Darstellung an gleichem Orte aus anderer Feder hatte Bismarck sogar schon polemisieren lassen: wenn also unsere Darstellung, die durchaus der landläufigen Benedetti-Legende ins Gesicht schlug, schweigend passierte, so muss wohl Bismarck selbst sie als zutreffend bestätigt haben.

Sehr richtig sagt das Bismarck-Jahrbuch Seite 464: „Bismarck hätte eine solche Massregel (die Notifizierung der beiliegenden Depesche) Deutschland gegenüber wohl sicher auch als Beleidigung aufgefasst. Die Anerkennung dessen aber lassen die deutschen Darstellungen dieser Vorgänge durchaus vermissen. Mit anerkennenswerter Gerechtigkeit urteilt nur Karl Bleibtreu; rückhaltslos spricht er es aus, dass das Telegramm „unzweifelhaft" eine absichtliche „öffentliche Beleidigung" Frankreichs enthalte."

Diese Beleidigung, um es nochmals festzustellen, war Bismarcks eigenstes Werk und der König, konsterniert genug, als er diese Veröffentlichung las, sagte bewegt: „Das ist ja der Krieg!" Auf den wahren -- obschon Bismarck-Buschs Wendung „zweites Olmütz" auf absichtlicher Übertreibung und Herabsetzung seines „Herrn" beruht — tiefgreifenden Unterschied des Wortlauts beider Depeschen ist aber selten mit wünschenswerter Deutlichkeit hingewiesen worden. Allerdings schrieb Abeken, der König habe „beschlossen, Graf Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch

einen Adjutanten sagen zu lassen", Bismarck aber drückt diesen Entschluss einfach als Tatsache aus: „Se Majestät hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und ihm durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen. . . ." Man bemerke die eigentümliche Änderung in scheinbar gleichgiltigen und doch so meisterhaft berechneten Nebenausdrücken. „Nochmals", „Adjutant vom Dienst" klingt absichtlich geringschätzig, und während dort nur vom „Grafen Benedetti" geredet wird, spricht hier absichtlich Bismarcks Depesche vom „französischen Botschafter", der so geringschätzig abgetan wird. Also: „sagen lassen, dass seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe". Was aber steht in Abekens Fassung? „Dass Se. Majestät jetzt vom Fürsten von Hohenzollern die Bestätigung der Nachricht erhalten die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter deshalb nichts weiter zu sagen habe." Das „deshalb" schoben wir allerdings als Interpolation ein, es fehlt zufällig im Telegramm, entspricht aber genau dem gemeinten Sinn, der ein eminent friedlicher ist. Der König nämlich wollte zwar, indigniert über die letzte „Zumutung" des Botschafters, dies persönliche Verletztsein markieren und deshalb auf weitere Bestätigungen verzichten, nachdem ja nun alles in Ordnung gebracht. Denn nachdem er die „Bestätigung", dass jede Thronkandidatur aufgegeben sei, an Benedetti mitgeteilt, war ja wirklich der ganze Zwist erledigt. Diese friedliche Lösung sollte Bismarck den Regierungen und dem beängstigten Publikum mitteilen.

So wird Geschichte gemacht! Im Gassenhauer „König Wilhelm sass ganz heiter" leben die Lügen über Benedettis angebliche Rüpelei fort und ein Denkstein verewigt die Stätte, wo „unser Wilhelm Rexe sich das klägliche Gewächse mit den Königsaugen ansah", welche gröbliche Entstellung den wahrheitsliebenden Gentleman immer peinlich berührte. Da jedoch aus allen Memoiren französischer Würdenträger (Lebrun, Barail, Fleury, Olivier) klar hervorgeht, dass der Krieg bestimmt gekommen wäre, nur eben zwei Jahre später, sobald die französischen Rüstungen ausreiften, so werden wir Bismarcks Tat nationaler Selbsterhaltung an sich nur billigen.

Das Prävenierespielen Bismarcks, als noch alle Trümpfe der Kriegskarten in seinen Händen lagen, darf man ihm so wenig verübeln, wie 1756 Friedrich dem Grossen. Allein so urteilen wir heute post festum, mit einem Überblick, den Bismarck unmöglich haben konnte. Wie weit die Verhandlungen Napoleons mit Österreich und Italien reiften, wie sehr die innere Lage Frankreichs nach Krieg drängte, wusste er so wenig, dass er einen ruhigen Sommer erwartete. Manches mag ihm ja nicht verborgen geblieben sein, die volle Unabwendbarkeit der drohenden Gefahr konnte er aber nicht kennen wie heute wir, man darf ihm also nicht eine Erkenntnis unterschieben, wo ihn höchstens sein Instinkt geleitet hat. Und wenn ihm Moltke vor Redigierung der Depesche versicherte, dass uns nach menschlicher Wahrscheinlichkeit der Sieg gewiss sei, so darf man solche Prophezeiungen nicht ernst nehmen. Im Kriege kommt alles anders, vor der Probe vermag niemand den Gegner richtig einzuschätzen, einen Bazaine als Oberfeldherrn vorauszusehen spottet der Möglichkeit. Und die noch nie ausgesprochene Wahrheit ist, dass man obendrein die französische Armee und vor allem das Chassepot weit unterschätzte, dass ein solcher Widerstand schon bei Wörth allgemeines Staunen erregte und nur die Erbärmlichkeit der Führung jede Erwartung weit weit hinter sich liess. Hätte ein Feldherr oder auch nur ein anständiger Charakter an der Spitze der Rheinarmee gestanden, wäre ja ohnehin alles anders gekommen. Wie aber erst, wenn die Süddeutschen nicht solche Bundestreue bewährten, sich neutral verhielten? Konnte Bismarck das Gegenteil, die grossdeutsche Haltung Bayerns, Württembergs u. s. w. mit Bestimmtheit voraussehen? Er konnte es nicht, denn entgegen der Legende sind wenigstens die süddeutschen Regierungen nur durch die unerwartete Begeisterung des Volkes mitgerissen worden.

Wie aber würden wir wohl über Bismarcks Vomzaunbrechen des Krieges urteilen, wenn er unglücklich verlaufen wäre? Dasselbe höfische Gesinde und Gesindel, das heute seiner Bahre nachlärmt und vor dem Götzen platt auf dem Bauche liegt, hätte dann sein Kreuzige statt des Hosiannah gebrüllt und nur die ernsten unabhängigen Geister, die heute mit

kühlbesonnener Kritik dem Bismarck-Taumel gegenübertreten, wären dann mutig seine Verteidiger gewesen, den Beweggrund seiner Verwegenheit begreifend und entschuldigend.

Bismarck hat die Behauptung aufgestellt, er habe nie gelogen, und Disraeli soll geurteilt haben: „Hütet euch vor dem, er meint, was er sagt.“ Allein, auch das ist Legende. Wie bezeichnend, dass die ganze Mär vom Hund Tyras II. sich von A bis Z als erfunden herausstellte! Der hohe Wahrheitssprecher hat dem bayrischen Redakteur, dem er diese beissende Bötticher-Geschichte aufband, beinahe einen Verleumdungsprozess auf den Hals geschickt. Er war eben ein so durchaus feuilletonistischer Kopf, dass er wie Heine sich keinen Witz verkneifen konnte, zumal wenn Rachsucht im Spiele war.

Die offiziöse Geschichtsfälschung, wie sie seit grauer Zeit schwunghaft betrieben ward, begreift eben recht gut ihre Aufgabe, den Gewalthabern und Gewalttaten vor allen Dingen ein ethisches Mäntelchen umzuhängen. Denn die Welt will betrogen sein, sie gehört der Lüge. Deshalb passt es keineswegs in den Legendenkram, die Herren- und Übermenschen in ihrer wahren Gestalt als Vertreter des Herrenrechts zu preisen, sondern das ganze Bevormundungssystem verlangt, dass die dumme Menge im Wahn erhalten bleibe, alle „patriotischen“ Taten seien aus reinster Moral geflossen.

Denn wenn man von Gottes Gnaden wirtschaftet, so darf man es selbstverständlich nicht von Teufels Gnaden und muss also stets hübsch im Bereich des christlichen Moralkodex bleiben, soweit dies möglich scheint. Deshalb die Wut, wenn man die makellosen Helden und Heiligen trocken durch die Loupe betrachtet, um dabei recht oft den Kopf schütteln zu müssen. Bismarck muss daher nicht nur der schlechtweg „grösste“ Deutsche, sondern auch der „beste“ gewesen sein, als habe dieser Edelste der Nation sein ganzes Leben als entsagungstreuer Märtyrer „seinem“ Volke geopfert! Der Arme, wenn man ihm so was zugemutet hätte, ohne Kibitzeier, Champagner und Schnaps, ohne Titel, Dotationen und Koupons bei Bleichröder! Es widersteht einem Sauberfühlenden, diesen Legendenunrat näher zu beleuchten, aber die Heuchelei wirkt zu anwidernd, als dass

man schweigen könnte. Ein Irrtum wäre es freilich, wenn man wähnen wollte, die Leute wären sich ihrer Heuchelei bewusst oder die „Staatsmänner“ ahnten, dass ihre Ideale keineswegs mit der Ethik in Einklang stehen. Zwischen der alten Weltanschauung, die mit phantastischen Zutaten die Logik der Dinge entstellt, und der neuen, die nüchtern mit unerbittlicher Wahrheitsliebe den Dingen auf den Grund geht, klafft eben eine unüberbrückbare Kluft. Für jene verschwindet der Begriff des „Vaterlandes“ im Nebel ihrer naiven Unreife derart, dass sie sich ein Vaterland ohne einen König oder politischen Helden gar nicht mehr vorstellen kann. Und wenn sie sich über den reinen Personenkult aufschwingt, dann schiebt sich der „Staat“ dafür ein, wohlgemerkt grundsätzlich ein monarchischer und jedenfalls immer ein Kastenstaat: in der heutigen französischen Republik wird so die Armee zum „Staat“ und Patriotismus gleich „Vive l'armée!“ Auf diesem Wege wird also „Vaterland“ gleich „König“, „Nation“ gleich „Staat“. Dass „Nation“ doch einfach „Volk“ bedeutet, daher Dinge wie Nationalehre, Nationalgefühl, Nationalstaat lediglich vom Volke selber ihr Gepräge erhalten können, hat man längst vergessen.

Der Staat ist aber etwas willkürlich und gewaltsam Entstandenes, das Volk allein das Ursprüngliche, die Grundursache aller Staatsgebilde. „Nationalstaat“, welch ein Widerspruch zum eigentlichen Nationsbegriff, wenn hierbei wie Irländer in England, Italiener in Frankreich, Polen und andere unterworfene Völkerschaften in Russland, oder Polen, Franzosen und Dänen im Deutschen Reich, wildfremde Bestandteile in den gleichen eisernen Reifen gepresst werden! In Österreich gibt es daher wohl ungarischen, böhmischen, polnischen, deutschen Stammespatriotismus, aber keinen allgemeinen k. k. Patriotismus für Österreich, sondern höchstens für das angestammte Herrscherhaus. Was ist also die „Nation“? Nur das Volk selbst, nicht der „Staat“. Was ist der Staat? Die Regierungen und herrschenden Kasten. Woher kamen letztere, da sie doch nicht aus dem Mond herabfielen, wie entstanden sie? Natürlich aus dem Volke.

Da diese Logik aber unliebsame Schlussfolgerungen nahelegt, so wandten die Staatsvertreter sich an die Kirche und erhielten von ihr den feierlichen Segen, dass der Staat ein Ding-an-sich und ein König bloss von Gottes Gnaden da sei, womit dann natürlich alle Diskussion abgeschlossen ist. Das „Volk“ ist den Staatsvertretern eine gleichgiltige Herde, die unentwegt nach Gottes Ordnung Vorspanndienste zu leisten hat, ohne jede andere Existenzberechtigung, während der sogenannte „Staat“ mystisch aus eigenen Gnaden regiert. Dieses ist nämlich die berühmte sittliche Weltordnung in der besten aller Welten. Da nun die mündig gewordene moderne Menschheit über solche Umkehrung aller Logik zu lachen anfing, eskamotierte man eiligst andere Stichworte in die alte Tragikomödie hinein bei unveränderter Rollenverteilung. Früher hiess der Rebell, der nicht als frommes Schaf der selbsternannten Obrigkeit folgte, sozusagen Gottesleugner, jetzt ist er ein vaterlandsloser Geselle. Denn natürlich genügt es nicht, sein wirkliches Vaterland, sein Volk zu lieben, vielmehr liegt hierin schon sträfliche Verirrung. Sondern der patentierte, geaichte „Patriotismus“ — man braucht hier am besten das Fremdwort, da ja Worte wie „Byzantinismus, Chauvinismus“ so nahe liegen — beruht ausschliesslich in untertäniger Anbetung der Staatsvertreter und „nationalen“ Helden, die den „Staat“ äusserlich gross machten, das „Volk“ in diesem Nationalstaat aber als unterworfene Völkerschaft behandelten. In diesem Sinne ist Bismarck freilich der grösste „nationale“ Held gewesen.

Man pflegt nun wohl zu sagen, dass kritische Verkleinerung alles Ungewöhnlichen ein Merkmal unserer Zeit sei, deren Nivellierungsstreben besonders in Deutschland durch die uralte deutsche Neid- und Nörgelsucht verstärkt wird. Allerdings ist Neid der Schatten, den jede Grösse wirft, und kritische Zersetzung fördert an sich nichts Positives. Aber steht es denn wirklich so, ist der Neid wirklich immer eine schädliche Eigenschaft der Menschennatur? Zuvörderst macht der Neid des grossen Haufens stets vor einer Schranke halt: vor dem äusseren Erfolg. Dieser wirkt auf niedrige Naturen so überwältigend,

dass sie sich ehrfürchtig beugen wie vor einem Gottesgericht.

Die Macht hat immer recht, man mag sie heimlich beneiden, aussen duckt man sich vor ihr. Auch steht dem Neidtrieb in der Menschennatur fast ebenso stark eine gewisse lärmende Neigung zum Bewundern entgegen. Der Mensch formt sich gerne Götzen, an die er glauben kann, und die von Carlyle empfohlene „Heroenverehrung" bedeutet im Grunde nur eine Fortsetzung des Fetisch-Dienstes. Der Mensch schafft sich ein Idol, vor dem er kniet, in dessen Zügen er sich selbst vergrössert wiedererkennt. So darf denn der Bewunderungskult, der mit dem grand old man in Friedrichsruh getrieben wurde, nicht Wunder nehmen, nicht — wie geschah — als Beweis für die unwiderstehliche Wirkung seiner Erscheinung aufgefasst werden. Etwas wollte der neudeutsche Chauvinismus zum Bewundern haben, eine Person musste er sich als Symbol-Fetisch aufstellen, und da kam diese Kolossalgestalt gerade recht. Es wäre also unbillig, die Bismarck-Verhimmelungssucht ohne weiteres als Verrücktheit und Heuchelei auszugeben: für unreife Leute, die nichts als die äussere „Tat" begreifen und kein höheres Ideal kennen als einen überschwänglichen „Patriotismus", muss der äussere Reichsgründer notwendig den Gipfel aller Grösse bezeichnen. Aber ebensowenig wäre der „Neid" der Gegner, wenn wir uns einmal diesen Neid-Begriff zu eigen machen, irgendwie zu verdammen. Der Neid ist ohnehin eine natürliche, deshalb berechtigte Empfindung als Rückschlag gegen ungebührliche Bevorzugung eines Individuums auf Kosten des andern.

Denn selbst in dem Falle, wo die Natur selbst eine Ungleichheit erzeugte und den einen tatsächlich mit ausserordentlichen Geisteskräften ausstattete, wird der andere nicht dem von Natur Bevorzugten das Recht zuerkennen, sich deshalb über alle andern gewaltsam zu erheben und zu brüsten. Dieser demokratische Neid wäre also an sich ein garnicht unpassendes Gefühl. Nun wird aber in Wahrheit die Geistesgrösse selber nicht beneidet, sondern nur ihre äussere Geltung, und da trifft es sich denn fast immer, dass der „Neid" diese Geltung als irrig empfindet, oft sogar

dem Groll beleidigter Gerechtigkeit gleicht. Denn in den allermeisten Fällen wird gerade die wahre Grösse bei Lebzeiten verkannt, weil es ihr an der rohen Willensgier und listigen Berechnung mangelt, die allein in der Welt sich durchsetzen. Unzählige Male ist der Verhimmelte mehr oder minder ein Charlatan, der nur Unkundigen übertriebene Meinung von seiner Bedeutung einflösste.

Denn die Welt wird nicht nur betrogen, sondern sie will betrogen sein. Deshalb bleibt jeder äussere grosse Erfolg verdächtig und blüht er ja auch im vollen Sinne nicht den eigentlichen Geistesgrössen, sondern nur den Männern der Tat. Diese aber hängen mit Haut und Haar vom Glücke ab, das bekanntlich eine feile und blinde Dirne ist. Deshalb hiess es triftig: „Cäsar und sein Glück". Da nun das Glück auch solche begünstigt, die es wenig verdienen, das Grosswerden selber aber durch widrige Umstände unmöglich wird, so hat die sozialdemokratische Weltanschauung vollkommen recht, einseitigen Heroenkultus zu verpönen. Denn jeder blosse Tatmensch verdankt die Hauptsache der indirekten Mitwirkung seiner Zeitgenossen und sie alle haben teil an seiner angeblich eigenen Grösse. Hat der republikanische „Monarchist" und royalistische „Republikaner", dessen ganze Lebensstellung also in heuchlerischer Unklarheit wurzelte, mehr für das Glück getan als das Glück für ihn?

Bismarck — Lassalle — Disraeli! Die innere Ökonomie dieses Werkes bedingt, dass wir in späterem Kapitel nochmals zusammenfassend diese drei auffälligsten historischen Grössen des Jahrhunderts beleuchten und gründlich nachholen, was wir bisher bei beiden letzteren versäumten, weil sie früher nur im Rahmen des Judentums, nicht an und für sich unser Aufmerken erheischten.

„Die Zeit liegt uns zu nahe, um nicht Leidenschaften zu erregen", wie Napoleon einmal äusserte. Die einzig richtige Kritik an Bismarcks Werk ist Vergleich mit früheren ähnlichen Werken der Kriege und Gewaltmenschen.

„On périssait de misère au bruit des Tedeum", bezeichnet Voltaire den Volkszustand unter Ludwig XIV. „Fast der Zehnte des Volkes bettelt, von andern neun Zehnteln können fünf dem Bettler nichts geben, weil selbst bedürftig. Drei

Zehntel sind schlecht daran und das zehnte Zehntel umfasst 100 000 Familien, von denen 10 000 wohlhabend" schildert Vaubans „Dîme Royale". 1715 musste der Finanzminister, um Anleihe von 8 Mill. zu ermöglichen, Schatzscheine im Wert von 32 Mill. ausgeben. Marschall Villars Memoiren gestehen, dass die Truppen selten mehr als 24 Stunden Brot hatten.

In Preussen waren nach dem siebenjährigen Kriege 15 000 Häuser niedergebrannt, ein Sechstel der Waffenfähigen gefallen. Österreich verlor dabei 303 592 Mann. Die übermässige Militärbelastung (Preussen brachte im bayr. Erbfolgekrieg 230000, Österreich 251 000 Soldaten auf, Frankreich schon seit 1672, wo 180 000 Reguläre unter Waffen standen, sogar 400 000) erschöpfte die Staaten so, dass Frankreich 1685 schon 23 Millionen Einwohner zählte, am Schluss des Jahrhunderts aber um $3^1/_2$ Millionen geschwächt war.

Solchen Folgen steht allerdings Bismarcks Werk lebenstrotzend gegenüber. Nicht Verminderung, sondern sofortige Vermehrung des materiellen Wohlergehens trat ein und wuchs sogar rapide. Aber Hand in Hand ging damit das Sinken aller geistigen und sittlichen Güter. Der siebenjährige Krieg befruchtete unerhörten geistigen und sittlichen Aufschwung der deutschen Kultur, selbst Louis XIV. Raubpolitik brachte gleichzeitig eine hohe Blüte der Bildung hervor. Bismarcks Siege bedeuteten Lähmung alles deutschen Idealismus, aller höheren Geisteskräfte und sittlichen Regungen, den Sieg byzantinischer Streberei und des alten Korporalstocks, Wiederbelebung des Polizeistaats und Gründung eines Militarismus, wie in solchem Umfang, in so vergiftendem Einfluss auf alle Arterien des Volkskörpers, keine Geschichtsperiode ihn kannte. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Was Bismarck überlebt, sind die jährlich anschwellenden Militär- und Marinebudgets, die Überproduktion einer erbarmungslos ausbeutenden Industriekaste, wütendster wirtschaftlicher und politischer Konkurrenz- und Parteikampf, Brachliegen aller idealen Instinkte, die sich zeitweilig nur noch in die Sozialdemokratie flüchten konnten.

Wer also diesen unheilvollen Vollender idealer Freiheitsträume auf dem Wege eines feudalen Föderativstaats richtig

würdigen will, der muss einen rückschauenden Blick auf den Grössten des Grossen Jahrhunderts werfen, den Einzigen, dessen notwehr-erzwungene Eroberungskriege der Menschheit zum Segen gereichten, den aber ein elender Fälschungsschwindel in abschreckendem Lichte gegenüber Bismarck zu malen sich erfrecht hat. Warum? Wieder der niedrige Erfolgmassstab des Philisters. Weil Bismarcks Schöpfung äusserlich ihn überlebte, Napoleons Empire äusserlich mit ihm zusammenbrach. Was Ihn aber überlebte, das war eine ganze neue Welt, aus der erst das 20. Jahrhundert die wahre Ernte einheimst.

„In Friedenszeiten werde ich alle Souveraine dahin bringen, dass sie kein andres Militär mehr als ihre einfache Garde haben. Ich werde die Nationalgarde auf solchem Fuss organisieren, dass jeder Bürger im Notfall seinen Posten kennt. Dann würde man in Wahrheit eine festgemauerte Nation haben, die wohl alle Jahrhunderte und alle Menschen herausfördern könnte." „Ich will die bürgerliche Ordnung konstituieren. Bis jetzt gabs in der Welt nur zwei Gewalten, militärische und kirchliche." „Wo wär' ich ganz Europa gegenüber mit einer auf Trümmern gebauten Regierung, deren Fundament sich noch nicht setzte, deren Formen ich nach neuen Konstellationen modeln muss, wenn ich meine Kombinationen absoluten Methoden, die keine Modifikation zulassen, unterwerfen wollte?" „Ich war nicht so töricht, die Ereignisse gewaltsam meinem System anpassen zu wollen, sondern ich wusste mein System dem Gewebe der Ereignisse anzufügen." Entziffere man sich aus solchen seiner Aussprüche selber den Charakter seiner Regierung, die sowohl Richtigkeit als Irrtümer der öffentlichen Meinung benutzte. „Mit Napoleon kannte man weder die Plackereien der Subalternen, noch Intoleranz der Kasten, noch Parteiherrschaft. Das Gesetz war gleich für alle." So urteilt ein Feind des Kaisers, der edle Republikaner General Foy (Guerre de la Peninsule, I, 18).

Wir möchten sagen, dass er, wenn er ein Ding ansah, gleichsam die Idee dieses Dings, seine innerste Natur, das Ding-an-sich hindurchsah, dass sein Weltverstand alle Phänomenalerscheinungen in sich ordnete, dass bei ihm blitz-

schnelle Erkenntnis zugleich mit Kenntnis aller Beziehungen zusammenfiel, dass Induktion und Deduktion sich unzertrennlich in seiner Wesensart verschmolzen. Diese glühende Einbildungskraft (Idealität) und eisern kalte Methodik (Realismus) kennzeichnete am besten jener Konventskommissar, der dem jungen Bonaparte zusprach: „viel schneller, obschon viel richtiger zu sehen als andere Menschen." Nur deshalb leistete er, was Emerson so ausdrückt: „Es hat viele arbeitsame Herrscher gegeben, doch keinen, der auch nur ein Zehntel von Napoleons Tagewerk erledigt hätte."

Er löste die soziale Frage des Augenblicks, indem er in zwölf Jahren eine Milliarde (nach damaligem Geldstand eine ungeheure Summe) für öffentliche Arbeiten verwendete. 700 Millionen Dotationen und Pensionen, die er auszahlte, fielen gleichmässig allen Berufen und Ständen zu, nicht wie anderswo bloss Militärs und Beamten. (Freilich gehörte zu solcher Freigebigkeit ein Mann, der nie Privateigentum sich verschaffte und sozusagen als Bettler starb!) Die wichtige und von keiner Regierung sonst je gewürdigte Lebensfrage, die Literatur an den Staat zu fesseln, wollte er durch Gründung einer literarischen Universität in die Hand nehmen und setzte bereits durch: „Die einzig vernünftige Aufmunterung für Literatur sind die Stellen beim Institut de France, weil sie den Dichtern einen Charakter im Staat verleihen." Die zweite Klasse des Instituts, der höchsten geistigen Behörde, sollte ein Tribunal zu unparteiischer Würdigung jeder literarischen Leistung bilden. Diesen Titeln, Orden, Ehrenzeichen, Dotationen gemäss seiner Losung: „La carrière ouverte aux talents" fügte er weise die Neuerrichtung des Adels hinzu, doch auf gesunderer Basis. Englands Beispiel belehrte. Was wäre es ohne Aristokratie? „Grade als ob man zu Rom die Kirche wegnähme, denn ohne sie wäre das Nichts," sagte Napoleon.

Montesquieu sagt: „In jeder Nation besteht ein Geist, worauf die Macht selbst gegründet. Stösst sie gegen diesen an, so hemmt sie ihren eigenen Gang." Dieser richtigen Wahrnehmung hat der Imperator nie zuwidergehandelt.

Welche Oberflächlichkeiten hat man über die Kontinentalsperre zusammengeschwatzt, als ob sie ihren Zweck verfehlt

habe! Dieser ward politisch in Isolierung und Schädigung Englands nicht nur so erreicht, dass England keine fünf Jahre mehr ausgehalten hätte, sondern der viel grössere und tiefere Zweck, den Kontinent industriell selbständig zu machen, gelang über jedes Erwarten und seine nie endenden Segnungen wirken noch heut. Nach Napoleons Sturz hinterliess er eine von Englands Monopol befreite Manufaktur. Europäische Produkte ersetzten die früher alleinherrschenden kolonialen auf wichtigen Gebieten. Die Runkelrübenzuckerfabrikation erhob sich zu 50 Millionen Kilogramm jährlicher Produktion. Den von ihm bei der Sperre vorausgesehenen wohltätigen Zwang der Not beflügelte er auf jede Weise durch Anfeuerung der Mechanik und Chemie zu Erfindungen, so dass fast jeden Monat eine neue Maschine erschien. Er durfte später das grosse Wort sagen: „Hätte man mir Zeit gelassen, würde es in ganz Frankreich bald kein Handwerk mehr gegeben haben, alle wären zu Künsten emporgewachsen.“ Dieser wahre Gründer der europäischen Industrie, Förderer und Befreier der Agrikultur, dieser Gesetzgeber einer gesunden Finanzwirtschaft auf genialen nationalökonomischen Grundlagen, der sogar die Auswüchse des Notariats und der Börse (polizeiliche Überwachung der Kursspekulation) zweckmässig beschnitt und durch Erfindung der Banque de France, der Amortisations- und Serviskasse dem ganzen finanziellen Körper neues Rückgrat gab, betrachtete zwar den Zwischenvermittler zwischen Industrie und Agrikultur, den inneren Handel, als jenen beiden andern weit untergeordnet, wie es der wahren Natur entspricht. „Ich behandelte diese drei Klassen stets nach ihrem natürlichen Rang.“ Und im „Kampf der Felder gegen die Comptoirs“ sah er den Staatsbesitz aus den Abgaben als „Bürgschaft gegen das Monopol der beiden andern“ an, um „sie zu verhindern, sich in die Haare zu geraten.“ Aber auch dem Handel gab er erst seinen ungeheuren Aufschwung, indem als Ersatz des vorher weit überwiegenden Seehandels erst durch ihn der Binnenhandel sich international von Danzig bis Neapel und Barcelona erstreckte. Die Phrase vom „Zeichen des Verkehrs“ hätten Epigonen nie in den Mund nehmen können, wenn Er nicht lange vor

den modernen Verkehrsmitteln die Grundlage geschaffen hätte.

Wie er über öffentliche Erziehung dachte, belegen die denkwürdigen Worte: „Nur wer die Völker betrügen und lediglich zu seinem Vorteil herrschen will, kann sie in Unwissenheit erhalten wollen. Je aufgeklärter das Volk, desto mehr Leute werden sich von der Notwendigkeit der Ordnung überzeugen und um so fester wird die Gesellschaft werden. Sollte je Aufklärung der Menge schädlich werden, so kann dies nur eintreten, wenn die Regierung, in offener Feindschaft gegen die Interessen des Volks, dasselbe in erzwungene Untertänigkeit zurückdrängt oder die unterste Klasse zum Elend hinabtreibt." Alles was Taine gegen die Lyceen und Napoleons gesamtes Unterrichtswesen vorbrachte, schlägt Thibaudeaus Satz (III, 404) nieder: „Die Zöglinge der Lyceen sind es, die nach dem Sturz des Empire Frankreichs Ruhm in Kunst, Wissenschaft, Literatur fortpflanzten."

Wahrlich, wenn man das Geschwätz über Napoleons Säbelherrschaft liest, denkt man an Montesquieus Worte: „Wehe dem Ruf jedes, der durch herrschend gewordene Partei unterdrückt worden oder der den Versuch gewagt, ein ihn überlebendes Vorurteil zu zerstören." Nächstens wird man den Mann, der das unentgeltliche Armenbegräbnis einführte und den die gesamte Arbeiterschaft anbetete, noch als Feind der Proletarier der erhebenden kaiserlichen Botschaft von 1887 gegenüberstellen!

„Es bedurfte einer Verwaltung, die alle Parteien umfasste, ohne einer anzugehören, die mit allen Ideen der Zeit vollkommen vertraut, dennoch zu keiner ausschliesslich sich bekannte, die der Armee sich bediente, ohne sich ihr unterzuordnen." Würden diese auf Cromwell bezüglichen Sätze (Carrel Histoire de la Contrerevolution en Angleterre) auf Bismarck anwendbar sein? „Hatte das Militär Bedeutung und Ansehen, so war dies doch streng auf seine natürlichen Attribute beschränkt und jedes Überschreiten dieser Grenzen ward mit grossem Ernst zurückgewiesen. Der Kaiser hielt die Zivilbehörden gegen die Generale aufrecht. Der Bürger war in allem und jedem nur der Zivilautorität unterworfen." (Thibaudeau Histoire sons le Consulat II, 213).

Bei dem ziemlich häufigen Konflikt zwischen Militär- und Zivilautorität gab man immer der letzteren recht. (ibidem I, 82). Passen diese Feststellungen auf den Militarismus in Preussen? Entspricht es der dortigen Anschauung, dass Napoleon sich als den bürgerlichsten Mann bezeichnete und in längerer öffentlicher Rede auseinandersetzte, das Zivile habe stets den Vorrang im Staate vor dem Militärischen, ja, was einen General zu höherem Range befähige, sei nur seine bürgerliche Intelligenz, wie denn er, der Kaiser, sein Herrschaftsrecht nur von seinen zivilen Eigenschaften ableite?

Und was sagt man vollends zu seiner Stiftung der Ehrenlegion für alle Stände, mit der berühmten Ansprache: „Unsere Sitten machten uns mehr zu eitlen als starken Menschen . . aber rasch schreiten wir fort und bald werden die höchsten Militärs sich nur geehrt fühlen, dass sie denselben Orden tragen dürfen wie Gelehrte und Schriftsteller."

Wahrlich, ein unüberbrückbarer Abgrund trennt das deutsche Kaiserreich von dem Empire, dem Kaiserreich der Vernunft mit seinem Geniekaiser. Napoleon schuf die hohen bürgerlichen Würden, um sie den Marschallstiteln gleichzusetzen, ja, im Loi sur les préséances (13. Juli 1804) ward dem Zivil überall der Vorrang eingeräumt. Selbst in eroberten Ländern ward nicht ein beliebiger General als Reichsstatthalter eingesetzt, sondern ein Staatsrat mit höherer Würde als ein General. Die Garnisonlast und die Militärlast überhaupt war so gering, dass in Piemont, Toskana, Genua keine 1500 Soldaten standen, dass Paris nur 1200 Mann Garnison hatte, wenn der Kaiser mit dem Heer in Wien stand, und im ganzen riesigen Reiche nur ein paar Regimenter und sonst nur Depotstämme zurückblieben, als die Grosse Armee gen Russland rückte. Welche Regierung könnte wohl je Ähnliches wagen, wie fest muss Napoleons Herrschaft in den Herzen des Volkes gewurzelt haben! Der ganz irrig kommentierte Putsch des Generals Mallet auf angebliche Kunde von Napoleons Tod, einzig durch diese völlige Abwesenheit einer richtigen Garnison ermöglicht, ward sofort von der Zivilbehörde allein niedergeschlagen. Und solche paradiesischen Zustände hat eine speichelleckerische infame Geschichtschreibung als cäsaristischen Militärdespotismus der sanften

gemässigten Autorität der legitimen Monarchieen zur Folie dienen lassen! Kaiser und Kaiserin fuhren mit einem einzigen Pagen im Park von St. Cloud unter 150000 Zuschauern, oder der Kaiser spazierte mitten im Gedränge auf dem Karussellplatz umher (Thibaudeau VII, 176). Schwerlich wird Bismarcks Reich durch ähnliche Züge sich je die Sympathien der Hochgebildeten und die leidenschaftliche Zuneigung des Volkes sichern. Hurragebrüll und byzantinische Festreden klingen oft sehr hohl. Die Losung, den inneren Feind niederzuknallen und den Adler durch heimisches Blut zu beflecken, hätte das französische Konscribiertenheer mit Unwillen abgelehnt und war sie auch gar nicht nötig bei so inniger Verschmelzung von Herrscher und Volk.

„Der wahre Urheber des Krieges ist nicht wer ihn erklärt, sondern wer ihn notwendig macht“ (Mignet Histoire de la Revolution). Hier hatten Louis Napoleon und Bismarck, Österreich und Preussen, sich gegenseitig nichts vorzuwerfen. Wohl aber passt auf des Bismarckswerks Gedeihen Montesquieus Satz: „Rom hat sich vergrössert, weil es nur eine Reihenfolge von Einzelkriegen zu bestehen hatte, indem durch unbegreifliches Glück jeder Staat es nur dann angreift, wenn ein anderer bereits gänzlich geschlagen war.“ Dass Napoleon gewaltsam auf die Bahn der Eroberung gedrängt wurde, weiss heut jeder Historiker. Als er 1807 zu einer Deputation in Berlin sprach: „Ich habe den Krieg nicht gewollt“, log er wahrlich nicht. Und viel Wahres liegt in Bignons Urteil: „Eines Tages wird man fragen, warum Napoleon sich so erbarmungslos gegen Preussen bewies. Weil Preussen ihm das grösste Übel zufügte, indem es ihn zu seiner Zerstörung zwang, ihn, der nichts sehnlicher wünschte, als Preussens Macht zu erweitern, zu verstärken, um mit dessen Hülfe sich der Unbeweglichkeit Russlands und Österreichs zu versichern.“ Wenn Napoleon wegwerfend bei seinen Annexionen verfügte: „Illyrien ist eine vorgeschobene Schildwache vor Wiens Tor, ich werde es später für Galizien umtauschen“, so standen Bismarcks beschränkter Macht solche Tauschmittel nicht zu Gebote, durch welche später gedeihlichere Aussöhnung in Aussicht stand. Man begreift daher, warum er sich aufs äusserste gegen Wilhelms I. Wunsch einer

Annexion Böhmens in Nikolsburg sträubte. Niemand wird verkennen, dass die Annexion von Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen, Elsass eine Wohltat für diese Länder war, aber man leugne auch nicht, dass das nämliche in erhöhtem Grade für alle dem Empire einverleibten oder als Klientel ihm angegliederten Lande und Staaten zutraf. So betrachten die Schweizer die Mediatisierung von 1803 (gut neuerdings dargestellt in Curtis Geschichte der Schweiz) als den Grundstein ihres Glücks. Und Spanien mag sich der düsteren Prophezeiung von St. Helena reuig erinnern: „Die schreckliche Tyrannei, die sie mit Füssen tritt, die greulichen Stürme, die ihrer harren, hätte ich ihnen erspart."

Der Acte additionell 1815 ging das Bekenntnis vorauf: „Ich habe den Plan, europäisches Föderativsystem zu gründen, wie es dem Geiste des Jahrhunderts angemessen und für den Fortschritt der Zivilisation günstig." Und er drückte ein Grundgesetz der internationalen Demokratie aus: „So lange man sich in Europa schlägt, wird dies immer ein Bruderkrieg sein." Verächtlich fügte er hinzu: „Die Heilige Allianz ist ein mir gestohlener Gedanke, aber ich meinte die Heilige Allianz der Völker, nicht der Könige gegen die Völker."

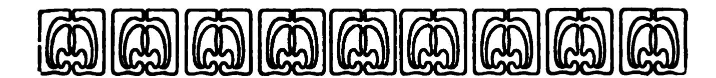
Als Symbol europäischer Brüderlichkeit stellte er die Wissenschaft auf, indem er eine internationale Assoziation dafür gründete, welche neue Entdeckungen mit europäischen Preisen belohnte. So gewannen Davy in London und Hermann in Berlin mitten im politischen Kriegszustand solche vom Institut ausgesetzten Preise. Ein Senatskonsult vom 21. Februar 1808 erklärte, dass Jeder, der sich ums Wohl der Menschheit verdient mache, schon nach einjährigem Domizil eo ipso das französische Bürgerrecht erhalten solle. Auch war Ihm ernstgemeint: „Zur Stabilität der Regierung muss das Volk mehr Anteil an den Wahlen haben", denn in seinen Wahlkollegien war für das Proletariat neben dem Grundbesitz Raum. Obschon von Kanonenrauch umhüllt, grub die Napoleonische Soziale Idee sich nicht auf flüchtigen Sand ein, sondern auf ewigen Granit der Realität, und wenn seine Weisheit auch im allgemeinen unangefochten bleibt: „In gleichzeitigen wie historischen Tatsachen kann man wohl

Lehren, doch selten Muster finden," so wird sein Beispiel dennoch als Muster belehren, sein System ihn ewig überleben und überall wieder aus der Asche aufsteigen. Nicht Jener ist ein grosser Staatsmann, dem das Glück gestattet, sein äusseres Werk noch bei seinem Tode bestehen zu sehen, sondern wessen Werk innerlich für ewig weiterlebt, auch nach zeitlichem Untergang des Trägers. „Unerlässlichste Eigenschaft einer Regierung ist ein so guter Ruf, dass dadurch jeder Gedanke an ungerechte Absicht zurückgewiesen wird. Ist dieser gute Ruf verloren, so ist sie unfähig ferner zu regieren." Thiers Histoire de la Revolution X. 276.)

Da aber die Mordspatrioten des feudal-byzantinischen Deutschen Reichs sich in der Fülle ihrer Unbildung manchmal nicht entblöden, die erlauchtesten Deutschen der Vergangenheit als Leute ihres Schlags in Anspruch zu nehmen, und der Reichskanzler Bülow den alten Revolutionär Kant als Gewährsmann des schneidigen preussischen Philistertums feierte, so möchten wir hier noch auf Aussprüche eines „Patrioten" hinweisen, dessen Namen man auch gern unnützlich in ungewaschenem Maule führt. Wie dachte denn eigentlich der begeisterte Vaterlandsfreund der „Reden an die deutsche Nation" über die Volkserhebung von 1813 auf allerhöchsten Befehl? So charakterisiert Fichte in seinen, 1813 während des Krieges geschriebenen „politischen Fragmenten" den berühmten ‚Aufruf an Mein Volk': „Wenn nun der unterjochte Fürst an sein Volk appelliert, heisst das: wehrt euch, damit ihr nur meine Knechte seid und nicht die eines Fremden!" Oder: „es läge nicht viel daran, ob ein französischer Marschall, an dem wenigstens früher begeisternde Bilder der Freiheit vorübergegangen sind, oder ein deutscher aufgeblasener Edelmann ohne Sitten und mit Roheit über einen Teil von Deutschland gebietet." Oder noch anzüglicher für unseren Bismarckgegenstand: „Wenn nun z. B. Österreich oder Preussen Deutschland eroberten, warum gäbe dies nur Österreicher und Preussen, keine Deutschen? Wie ist österreichische, preussische und deutsche Geschichte verschieden?" „Kein Landesherr kann Deutsche machen." Denn zwischen dem wahren deutschen Nationalcharakter und sämtlichen Einzelstaaten bestehe tiefer

Unterschied. Mit einem Wort: Fichte lebte der Überzeugung, dass einzig und allein eine deutsche Republik das echte Deutschtum zum Leben bringen könne.

„Macht geht vor Recht" sprach der schlapphütige Wodan aller Deutschen es cynisch aus. Aber sein anscheinendes Freisein vom Konventionellen war kein Verwachsensein mit der Natur. Seine Burschikosität ist nicht die eines Naturburschen, sondern nur eines Korpsburschen. Derbe Gleichgültigkeit gegen die wahren höchsten Fragen der Menschheit paart sich mit konventionellstem Interesse für höchste Herrschaften. Der Herr des Alls kennt ihn nicht, dafür kennt er seinen allerhöchsten Kriegsherrn. Gewiss, Napoleon, der grosse Sohn der Natur, selber eine Naturmacht, hatte eigenwillige Launen, wie ja auch die schöpferische Einbildungskraft der Natur mal in kometarische Unordnung abirrt. Doch jede solche Trübung und Störung gehört mit in die Logik der Weltreibungen, ebenso das bischen Charlatanerie, sintemal ja auch die Natur mit Blumen und Lichtstrahlen kokettiert, obschon sie's garnicht nötig hätte. Das Wesentliche bleibt immer das Unterwerfen unter die Allheit von Zeit und Raum, statt mit „Ideologie" und „ténebreuse métaphysique" daran herumzudoktorn. „Ich bin am meisten Sklave, gehorchend . . der Natur der Dinge." (Brief Napoleons an König von Württtemberg.) „La Nature des Choses", wie unheimlich ahnungsvoll klingt das Wort im Munde des Weltbemeisterers! So verschlingt auch Imperator Shakespeare wie ein Löwe gierig den ganzen Naturfetzen, den er packte, begnügt sich mit keinem Löwenanteil, sondern will alles zugleich mit Haut und Haar, Mark und Knochen, der Kosmos ist grade gross genug, seinen Schaffenshunger zu stillen. Mass für Mass, alles hat sein Mass in sich selber, Falstaffs Rekruten das Mass zu nehmen, ist gerade so wichtig, wie die Alte Garde der Elitemenschen aufmarschieren zu lassen, die Sonne von Austerlitz scheint auf Gerechte und Ungerechte. Shakespeare der Tat und Napoleon der Poesie, die beiden Urmenschen, kannten nur einen Herrn und ein Vaterland: la nature des choses.



Das Ende vom Liede.

Es gilt nochmals die Ergebnisse zusammenzufassen auf allen berührten Gebieten. Da sei zuvörderst festgestellt, dass wir uns über das Mass politischer und kirchlicher Freiheit im Mittelalter in allerlei Irrtümern wiegen und den schmachvollen Zustand unsrer persönlichen Unfreiheit, wie das von Männerstolz vor Fürstenthronen faselnde 19. Jahrhundert ihn im Polizeistaat herausbildete, erst durch Vergleich mit jener Vergangenheit abschätzen können, die man uns als düstere Nacht ausmalt. Um gleich mit dem Abschreckensten anzufangen: wurde die Ketzerriecherei vielleicht in der Weise betrieben wie unsere Demagogenhetzen, wo man auf blossen Verdacht und irgendein unbedachtes oder absichtlich missverstandenes Wort hin die bravsten Patrioten ins Gefängnis warf? Weitgefehlt! Aus Llorentes Geschichte der Inquisition (I., 4. Hauptstück, II. Abschnitt) wie aus Raynaldi und Fleurys Hist. ecclés. I., 80 geht hervor: dass der irgendwie Beschuldigte eidlich Bekenntnis ablegen musste oder verwarnt wurde, Ketzerei abzuschwören. Dies genügte bejahendenfalls. Die bodenlose Infamie unter Wittgenstein, Kamptz und Konsorten, wo schon die Sehnsucht nach deutscher Einheit als Majestätsverbrechen und das Wartburgfest als Hochverrat verfolgt wurde, der entsetzliche Weisse Schrecken der Reaktion nach 48, wo selbst ein so harmloser Mensch wie Fritz Reuter um die besten Lebensjahre geprellt ward und „Ut mine Festungstid“ nachher Erbauliches zu erzählen wusste, wo die edelsten Deutschen nach London und Amerika flüchten mussten, oder die Orgien der Reaktion in Frankreich und Österreich, ja sogar Versuche Ähnliches in England

einzuführen, — sind solche Attentate auf die Menschheit, verbunden mit immer zelotischerer Rücksichtslosigkeit des katholischen Klerus, der keinem andern Jahrhundert das Unfehlbarkeitsdogma zugemutet hätte, am Schluss des 19. Jahrhunderts getilgt oder wenigstens gemildert worden?

Man sehe die politische Rechtsprechung in Deutschland mit ihrem Dolus Eventualissimus! Als ein hoher Beamter Boisguillebert 1697 die berühmten Worte sprach: „Man betrachtet Frankreich vom Standpunkt der Krone wie Feindesland", fiel er bei Louis XIV. in Ungnade, das war alles! Man denke sich einen heutigen kgl. preussischen Beamten, der so etwas auszusprechen wagt! Erstens gibts so was nicht und zweitens, wäre dem so, welche Disziplinarstrafen wären gross genug, um das zu sühnen! „Je mehr sich einer aus Furcht zurückhielt, desto verdächtiger war er Nero" (Tacitus, Annalen), für wieviele Perioden der Jahrhunderreaktion trifft Gleiches zu! Fichte (W., VII. 519) spricht von der „Zunahme der Schlechtigkeit nach Verhältnis des höheren Standes". Dieser habe „eine unbegrenzte Sphäre vor sich, seine Selbstsucht allseitig zu entwickeln und auszubilden". „Dass daher die niederen Stände nie so tief sinken konnten, während die höheren, je näher sie dem Gipfel, desto tiefer sich zum Abgrunde hinneigten .. sie waren in der Regel dumm, unwissend, feige, faul und niederträchtig".

Man denke sich das Wutgeheul, wenn heut ein deutscher amtlich patentierter Universitätsprofessor solchem Radikalismus Worte liehe! Und was Fichte sagt, passt heut noch unendlich besser. Die Verfaulung der höheren Stände hat längst die Grenzen überschritten, wo innere Unsittlichkeit („feige, faul, dumm, unwissend, niederträchtig") wenigstens das äussere Dekorum der sogenannten guten Sitte wahrt. Siehe die unablässigen Skandale in Fürstenhäusern! Mehrere gekrönte Häupter der letzten Jetztzeit erfreuten sich des Rufes, an der Spitze der scheusslichsten Roués zu marschieren. Ja, so durchaus verkommen erweist sich der Volksgeist selber in Wechselwirkung, dass man sich nicht entblödete, pflichtlose Unzucht einer Kronprinzessin und ihres Bruders, eines traurigen Degenerierten, als Kampf freier Seelen gegen ‚Bigotterie' zu preisen und den ehrenhaften wohlmeinenden

König von Sachsen tollwütig zu schmähen, weil er zu den Machenschaften eines verbublten albernen Frauenzimmers nicht die Augen zudrücken wollte. Da haben wir wieder den famosen Zeitgeist in seiner Pracht.

Als Richelieu 1641 sechs Millionen Francs Steuer vom überreichen Klerus verlangte, erwiderte der Erzbischof von Sens: „L'usage ancien de l'église était que le peuple contribuait ses biens, la noblesse son sang, le clergé ses prières", und das Staatsrecht des Ancien Régime meinte unverfroren: „Das niedere Volk ist nach Willkühr mit Steuern und Frohnden zu belegen." Ehe man über solche Unverschämtheit sich entrüstet, höre man doch auf das Geschrei der agrarischen Junker, dass man ihnen von Staats wegen ein besonderes Douceur zukommen lassen müsse, auf die erst jetzt durchgeführte Reform der progressiven Einkommensteuer, auf den Widerstand dagegen und auf die nur das Volk belastenden indirekten Steuern der französischen Bourgeoisrepublik. „Wer kann sagen, ob der Despotismus der Bourgeosie nicht folgen wird auf die angebliche Adelsherrschaft?" schrieb schon April 1789 ein gemässigtes Blatt, und was man damals nicht ahnte — weshalb es verleumderischer Unsinn, dies der Revolution selber zur Last zu legen —, hat sich erfüllt. Wir hegen beiläufig den Verdacht, dass hinter den Koulissen den Sturz Robespierres eine Gruppe von Bankiers und Juden (z. B. der vielgenannte Bankier Frey) betrieben hat, um ungestört die Gründung der Plutokratie (Raub der Nationalgüter) unterm Direktorium durchführen zu können. Unter dem famosen Bürgerkönig Louis-Philipp bestand das gesetzlich in Betracht kommende Land nur aus 200000 Wählern unter 30 Millionen, infolge des Wahlcensus durch den Steuerbetrag. Es war ein genialer Schachzug der preussischen Reaktion nach 48, dass sie das Dreiklassenwahlsystem aufoktroyierte, da hierdurch die Bourgeoisie ein Interesse an Aufrechterhaltung des status quo gewann. Natürlich läuft der bekannte Einwand gegen das allgemeine Wahlrecht, dass hierdurch der ungebildete Massenmensch so viel Stimme habe wie der Gebildete, auf reine Spiegelfechterei hinaus, da eben nicht der Bildungsgrad, der sogar bei manchem Arbeiter höher sein

kann als beim Börsenmagnaten und Junker, sondern der Besitz entscheiden sollte. 1841 betrug Preussens Budget nur 165 Millionen Mark, 1863 schon 432 und von da ab in unablässiger schwindelnder Steigerung, in anderen Staaten noch schlimmer. Da nun der wachsende Wohlstand hauptsächlich nur wieder die besitzende Klasse erweiterte, die Steuern aber hauptsächlich von der besitzlosen Masse aufgebracht werden müssen, so erkennt der Klarblickende keinen wesentlichen Unterschied der sozialen Lage des Volkes von jenem obenzitierten Willkür-Staatsrecht des Ancien Regime.

Innerhalb dieser grenzenlosen Verlogenheit der politisch-sozialen Zustände wird fortwährend mit Begriffen wie Humanität, Aufklärung, Verfassung Fangball gespielt, ohne dass das sachliche Machtverhältnis von Regierung, Adel und Plutokratie sich im geringsten änderte. Auch das angeblich Neuhinzutreten der Bourgeoisie, wie Lassalle es auffasste, ist im Grunde ein Wahn, da das wohlhabende Bürgertum des 18. Jahrhunders in England bereits den Ton angab und auf dem Kontinent Macht genug besass, man denke nur an die Generalpächter in Frankreich.

Wie entwickelte sich nun das geistige Leben, wie es vornehmlich in der Literatur Stimme gewinnt? Wir suchten an anderer Stelle ‚Gesetze der Weltliteratur' zu begründen, hier kümmert uns nur das literarische Leben des 19. Jahrhunderts. Wir haben es in all seinen Vertretern vorgeführt, doch scheint uns angezeigt, noch einen Blick rückwärts zu werfen, da auch das 18. Jahrhundert nicht ohne das 17. recht verstanden werden kann.

A. Entwicklung der Literatur.

In der alten Klassizität taucht überall das Versailler Schloss mit barocken Terrassen, Rokokospringbrunnen und Zopfgalerien auf, in denen der Roi-Soleil unter falschem Namen stolziert, umringt von steifen Puppen und einem Harem gepuderter Maitressen, die sich der Namen Iphigenia, Phädra, Berenice (Henriette von Orleans) erfreuen. Im

alexandrinerreichen Mundwerk solch antiker Damen bombastelt die „Art Poétique“ des Parnassischen Zeremonienmeisters Boileau. Zwar verwechselten Molière und Lafontaine nicht Schminke mit Gesundheitsröte, doch der Ausruf des ‚Misantrop‘: „Et ce n'est qu'ainsi que parle la nature“ predigte tauben Ohren. Racine starb als Lakei, wie er gelebt, nämlich am Zornblick des Königs, dem er eine Denkschrift über die Leiden des Volkes überreichte. Ihn hat Lessing literarhistorisch umgebracht und St. Beuve erwog in seiner ‚Causerie de Lundi‘ vom Dezember 1823 bedächtig, ob der Göttliche was Rechtes gewesen sei. Nur wo die gallische Ironie mit graziösem Purzelbaum die Linie der Etikette überschreitet, benutzt man wieder den Wald zum Spazierengehen, statt ihn in Le Notresche Parkbosquets abzuzäunen. Lafontaine, dem Beobachter der Tierwelt, dünkte der Mensch zu klein für stelzbeinige Gravität und Molière entdeckte die Tartüfferie. ‚Plejade‘ und ‚Hotel Rambouillet‘, Versailler Schloss mit aller steifen Perrückentragik — welch ein Sprung zum überschwänglichen Singsang greller Romantik, der in blauste Fernen schweift und Unklarheit zur Schablone erhebt! Chateaubriands Requisitengarderobe des romantischen Balletts, Lamartines Muse mit rührender Muttertränе im Wappen und platonischer Liebe wider Willen auf Vorschrift des Arztes! Lauter Brustbilder mit landschaftlichem Hintergrund: Herr von Chateaubriand und das Universum dahinter als Staffage, Herr von Lamartine, der im Walde so für sich hin geht, um jeden Baum als Kruzifix und das Kruzifix als Baum der Anbetung, seinen recht irdischen Liebespartner aber als Einheit mit Gott zu entdecken, und seine Faustzweifel endlich in den Schoss einer millionenreichen Ehe rettet. Und später jene ‚Schule des gesunden Menschenverstandes‘ gegen Hugos Ausschreitungen — als Leute wie Augier mit dem Sargbrett jene Bretter vertauschten, die ihnen die Welt bedeuteten, schaufelte man ihnen selber nur eine handvoll Vergessenheit nach. Er hat es stets mit der Moral, der gute Augier! Das Laster erbrach sich und die Tugend setzte sich behaglich zu Tisch. Als Dumas eine einträgliche Rettungsanstalt für gefallene Kameliendamen betrieb, schüttete Augier das Kind

mit dem Bade aus und übergoss in seiner „Mariage d'Olympe" Dumas' übermenschlich reine Marguerite mit Spülicht unmenschlicher Gemeinheit. Fade Birchpfeiferiaden, zum Stereotyp erstarrend wie ihre Expositionen, wo die Bedienten sich immer über die Herrschaft unterhalten — baufällige Häuser Fourchambault, abgenütztes Bühnenschachspiel — erst durch Zola ward diese Literatur wieder ernsthaft und erholte sich von ihren moralischen Jugendstreichen. Doch flutete nicht selbst in Augiers Giboyer die sozialistische Bewegung: „Die ersten Stürmer füllen den Graben, ich bin die geopferte Generation"? Liess nicht selbst Lamartine bei seiner Akademieaufnahmerede die Prophezeiung vom Stapel: „Das Drama wird dem Volke zufallen"?

Die Demokratie und ihr Plebejerhass hatte in England schon vor Voltaire einen Dolmetscher gefunden in Swift (gest. 1745), dessen anarchische Wildheit, Ichvergötterung, Anlage zur Geistesstörung als verwandte Züge an Nietzsche erinnern. Doch mit dem Unterschied, dass ein 19. Jahrhundert nur unproduktiven Schwätzer, ein 18. sogleich den genialsten, gestaltungsmächtigsten Satiriker aller Zeiten in einem solchen Individuum hervorbringt.

Swift schwang als Zuchtmeister die Rute über Gerechte und Ungerechte, und fürchtete dabei „vor Wut zu platzen wie eine vergiftete Ratte" (Brief an Bolingbroke). An der „Indignation", die zeitlebens sein Herz zerfleischte, frass eine Wildlingsbegier, mit anarchischem Selbstgefallen eine Machtfrage für sich zu lösen. „Meine Wut ist so unedel, dass sie sich so weit erniedrigt, die Torheit und Gemeinheit des Sklavenvolkes zu rächen." In solcher Volksverachtung begegnet er sich mit Rousseau, dem Papierfabrikanten der Volkssouveränität, der dabei in Angst vor der Revolution verging. Swift, der schreckhafte Umstürzler, will vor allem wie ein Lord behandelt werden. Er hat den Premierminister „wieder zu Gnaden angenommen. Er wird den Kriegsminister keines Blickes würdigen, bis er mich nicht um Verzeihung bat". Den ersten Mann im Staate fährt er an: „Ich lasse mir so was kaum von einem König gefallen, geschweige von einem Untertanen", weil der ihn angeblich kalt angesehen hat. Ein andermal schreibt er: „Wenn wir

diese Minister sich zu viel herausnehmen lassen, werden wir sie nicht regieren können." Ein Herzog wünscht umsonst seine Bekanntschaft, falls der nicht gehörige Avancen mache (sufficient advances). Einer Gräfin Queensberry schreibt er: „Freut mich, dass Sie Ihre Pflicht kennen. Ist bekanntlich eine Regel, dass Damen, die nach meiner Bekanntschaft schmachten (aspire), mir die ersten Avancen machen, je vornehmer desto eifriger."

Für Rousseau bedeutete der Wald eine bequeme Pappelallee, die sich zu Rendezvous eignet, wo man Ergüsse der edleren Empfindungen deklamiert und rührselige Empfindelei hineinpinselt. Dem Swift ist die Natur einfach nicht da. Ihn kümmert weder die Blume, die seine klobigen Finger doch nur zerfetzen würden, noch der Stern, den er beim trüben Talglicht seines Ich nicht sieht. Laplaces Spruch, Newtons Werk sei das grösste des Menschengeistes, hätte Swifts allerhöchsten Unwillen erregt. Was Gravitation! Viel wichtiger die Gravitation in den Willenscentren des Anarchisten Jonathan, dem Religion und Wissenschaft beide nur Aberglaube, alle Gelehrten nur aufgeblasene Narren. Wo er sich auf ihre Kosten belustigen kann, wiehert er förmlich vor Freude. Am liebsten schlägt er zwei Fliegen mit einer Klappe: so in dem „Beweis, dass Abschaffung des Christentums einige Unzuträglichkeiten haben könnte" zugleich Priester und Freidenker, in der „Erörterung der grossen Frage", nämlich welcher Stand der erste sei, Pfaffen und Soldaten: „Für feine Erziehung, wir wusstens von je, ist einzige Schule des Volks die Armee." Um philologische Kommentatoren macht er sich durch den Nachweis verdient, dass schon die Griechen von ihnen sprachen, nämlich allerlei Fabeln von Eseln erzählten. Als Metaphysiker untersucht er auch die „Seele" auf ihre ausgesprochene Begabung zum Lügen und entdeckt, dass sie einem flachzylindrischen Spekulum gleiche, womit er nicht wenig die Physik bereichert. In „Kunst der politischen Lüge" dringt er in die tiefsinnige Frage ein, ob Recht auf Lüge nur der Regierung zukomme. Seine Gulliver-Schnurren zaubert er nur vor, um unsre Illusionsbetäubung zu Gifteinspritzung zu benutzen, von der man sich nur durch starke Gegengifte erholt. Sein

Biss vergiftete wie der eines tollen Hundes und er endete als wutschäumender Kannibale in dem „Vorschlag, Kinder irischer Armen gemeinnützig zu verwerten", nämlich sie zu rösten, wobei er noch den Marktpreis solches Fleischgerichts taxiert.

Dieser fürchterliche Hohnschrei gegen die englische Unterdrückung erweitert sich zu allgemeinem revolutionären Hass. Welch vernichtender Hohn grinst aus der Beschreibung des Kaisers von Liliput, „Wonne und Schrecken des Weltalls" oder seiner Abschätzung britischer Undankbarkeit gegen den grossen Nationalhelden und Schürzenstipendiaten Marlborough auf Pfund, Schilling und Pence! Seine grässliche krampfhafte Misantropie in ‚Gullivers Reisen' sticht uns mitten ins Herz unter verführerisch verblüffender Unschuldsmaske. Wo er uns lebendig das Fell über die Eselsohren zieht, hantiert er mit feierlicher, steifer Wichtigtuerei und verbeugt sich mit beleidigender Höflichkeit, wo er die gröbsten Ohrfeigen austeilt.

Die Rokokomuse mit himmlischem Kopfputz, seidenem Reifrock und bemaltem Fächer, der leckere Schäferidyllen erzählte, trippelte auf Stöckelschuhen in moschusgeschwängerte Kabinetts, wo Intriguenspiel von Sarah Marlborough und Abigail Masham die Karten fürs europäische Gleichgewicht mischte, wo Torydamen ihr Schönheitspflästerchen auf der rechten Wange und Whigdamen auf der linken trugen. Aber vor knotigem Zupacken dieser unwiderstehlichen Faust, vor der wuchtigen Arroganz dieses Plebejers, der sich mit schmutzigen Stiefeln auf Salonsofas hinflegelte, nahm nach und nach die gesamte Klassizität Reissaus. Dass Ossians Äolsharfen und Burns' Lerchensänge so bald hernach ertönten, das schuldet man diesem schroffen Unnahbaren, dessen Mannesstolz: „Ich werde nie jemand um etwas für mich bitten, höchstens für andere" zum ersten Male die wahre Macht und Würde des Federhelden vor Augen führte. Seine grimme Eisenstrenge haut mit dem Lictorbeil, während Rousseau sich wie ein Unsinniger gebärdet und mit brennender Fackel umherrennt. Die „Briefe eines Tuchmachers" und die „Geschichte einer Tonne" bilden in ihrem durchsichtigen Jägerlatein, das wie ein freches Anspucken die

Götzen ins Gesicht trifft, selber einen Contrat Social. „Swift“ heisst „schnell“ im Englischen, doch er war nicht nur schnell wie Tigersprung, er hatte des Elefanten nachhaltige Wut, der jeden Gegner in die Luft schleudert und mit plumpem Riesenfuss zerstampft. Ein besserer Mann, obschon schlechterer Musikant, der alte Milton besass in seiner Polemik den gleichen unnachsichtigen Stolz. Erdrückt den gar schwer auftretenden Puritaner die scholastische Rüstung, holt seine Keule ungeschlacht aus, gleitet in weitschweifiger Rhetorik seine gepanzerte Ferse ab, so behauptete er doch unversehrt seine Mannhaftigkeit mit Swiftscher Unerbittlichkeit.

So in der berühmten Logik, warum die Menschen infolge ihrer Schlechtigkeit auch ganz naturgemäss Sklaven sein wollen und warum Fürsten ebenso naturgemäss den Edeln misstrauen, nicht aber den Schlechten „da diese alle von Natur servil sind.“ Milton und Swift verschmolzen in unwandelbarem Zornmut — das wäre der Mann, dem unsere Zukunft gehört.

Doch allein für sich machen zehn Swifts noch keinen Voltaire und eines solchen würden wir heut noch mehr bedürfen. Ibsen grübelt, Tolstoi predigt, Zola büffelt schwerfällig wie ein Arbeitsstier sein schwieriges Pensum, Voltaire aber schäkerte mühelos unwiderstehlich, schmiedete sich ein Schwert unter Myrten. Inmitten des Ancien Regime die Bastille vor Augen, schnitzte er vergiftete Pfeile wider jede Zwingburg und mahnte das Volk: „Schon habe ich des Unrechts Mauer durchbohrt, reiss du sie nieder! Von ihm stammt die Losung „Freiheit und Gleichheit“ und er sprach sich ganz in Rousseaus Sinne aus: „Dass der Mensch frei und alle Menschen gleich seien, das allein ist natürliches Leben. Nur durch Feigheit und Dummheit konnten die Menschen diesen Rechtszustand verlieren.“ Wenn Carlyle jeden höheren Schwung bei ihm vermisst, so kannte er wohl nicht jene Ode an die Freiheit, die 1755 am Ufer des Genfer Sees entstand, wo später Byron sein herrliches „Sonett an die Freiheit“ seinem Gefangenen von Chillon als Widmung voransetzte. Der kecke Pariser rühmt hier seine Adoptivheimat, die Schweiz, und ruft die Freiheit an, ihm hier ein neues Leben zu gründen. Auf seinen

Grabstein hätte man den Satz seines Biographen Condorcet schreiben dürfen: „Verübte man irgendwo eine Ungerechtigkeit, eine Tat blutiger Verfolgung, verletzte die Menschenwürde, so stellte eine Schrift Voltaires die Schuldigen an den Pranger.“

Seine Werke an sich darf man nicht mit der unsterblichen Bedeutung seines allgemeinen Wirkens in einen Topf werfen. Zwar anerkennen seinen Wert als Geschichtschreiber schon unser ehrwürdiger Schlosser und der massvolle Hettner oder Radikale wie Buckle und Dühring mit Eifer. Doch müssen wir ihm tendenziöse Entstellung zur Last legen. Sein Zerrbild des Mittelalters verliert jedes geschichtliche Verständnis. Ebensowenig setze man eigentlichen Dichtersinn voraus, wo Dramen und Epen lediglich lehrhafte Betrachtungen über die Schlechtigkeit von Priestern und Prinzen anstellen sollen. Wohl wenige lasen heutzutage Voltaires ‚Theater‘; wir überstanden diese Prüfung. Seine Figuren debattieren nur als Parlamentsredner. Wenn er in einem von St. Beuve mitgeteilten Briefe auf Corneille schimpft, so trifft sein Tadel dieser starren Pose ihn selber mit. Auch die ‚Henriade‘ nur eine Abhandlung in gereimter, aber innerlich oft recht ungereimter, Form. Weit flotter schwimmt er in seinem Fahrwasser, wenn seine „Pucelle“ den Wunderglauben in den Schmutz zieht. Dagegen bewahren seine Prosaerzählungen unzerstörbaren Reiz, in „L'Ingénu“ versteckt sich gramschweres Mitleid.

Bulwer meint in einer Studie über den Genfer See: „Zehntausend Swifts machen noch keinen Voltaire“, das heisst den britischen Juvenal unterschätzen. Wenn aber umgekehrt Villemain ihn mit dem frostigen Rhetoriker Lucanus vergleicht, so setzt so einseitiger Vergleich einen Mann herab, von dem David Strauss rühmt: „Die Vielseitigkeit und Rastlosigkeit seines Schaffens ist ohne Beispiel.“ Dennoch darf eine Überschwänglichkeit wie die Goethes in den „Anmerkungen zu Rameaus Neffe“: Voltaire sei der höchste unter den Franzosen denkbare Schriftsteller, oder selbst das Lob Adolf Sterns (Geschichte der neueren Literatur“ IV, 372): Voltaire sei im 18. Jahrh. das eminenteste Talent der Franzosen gewesen, nur mit Vorsicht be-

handelt werden. Denn an stilistischer Kraft ist Rousseau, an Gestaltungsgabe Diderot, an Wissen Montesquieu ihm überlegen. Seine Universalität enthält viel Schein. Aus einem 1856 publizierten Brief des Nachlasses geht hervor, dass er über die einfachsten geometrischen Begriffe stolperte. Und seine zahlreichen Vorreden, z. B. „Discours sur la tragédie“, verwechseln naiv Rhetorik mit Poesie. Doch das hebt seine unvergängliche historische Grösse nicht auf. Diese hochgemute Begeisterung für Befreiung der Menschheit gesteht selbst der kühle Macaulay, dieser glattgebürstete Addison des 19. Jahrhunderts, ihm zu. Wenn Voltaire hier und da anonyme Schriften verleugnete, entschuldigt ihn Condorcet nicht grundlos: „Wenn man abgeschmackte Gesetze gibt, die verbieten, die Wahrheit zu sagen, so liegt die Schuld nicht bei uns, sondern den ungerechten Menschen, die uns zwingen, uns gegen sie zu sichern.“ Oft lügnerisch im Privatleben, um sich gegen Feindesränke zu schützen, verliess den stolzen Kämpfer in fünfzigjährigem Federkrieg nicht innere Wahrhaftigkeit. Gehässiges Neidgezänk mit Rivalen, Geldschmutzerei — wie seltsam kontrastiert das mit der sonstigen wohlwollenden Grossmut! In Ferney hiess er der Vater der Armen. In Schimpferei auf Rousseau sich ergehend, erfährt er die falsche Nachricht, sein Feind flüchte sich soeben vor den Genfer Behörden, und schluchzt entzückt: „Wo ist er? In meine Arme! Alles was ich habe, gehört ihm.“ Auf seinem unerhörten Triumphzug in Paris stammelt der ruhmreiche Greis vor Turgot: „Lassen Sie mich die Hand küssen, die das Wohl des Volkes unterzeichnet hat.“ In ihm schlug das grosse Herz seines grossen Jahrhunderts.

Milton, Molière, Lafontaine, Swift, Rousseau, Voltaire — herkulische Besenschwinger im Augiasstall, für wieviele Scheffel von Nur-Künstlern möchten wir sie nicht eintauschen! Ihr grad aufs Ziel losgehender Verstand durchfechtet die Schlacht von Licht und Finsternis, es klirrt von Waffen, weil selbst zersetzende Skepsis sich hier mit einem Schlage entzündet und belebt und den Glauben an Weltbefreiung zu ehrenhaftem Idealismus wappnet. Dieser Glaube nötigt uns das höchste ab: wir glauben ihm.

. . Bei Voltaires Tode befand sich jene geistige Revolution in vollem Ausbruch, die mit Goethe und Kant begann und mit Byron und Fichte endete. Doch erlahmte der ohnehin viel mattere Aufschwung Englands weit früher als in Deutschland, wo bis in die fünfziger Jahre die Literatur sich revolutionär d. h. schaffenskräftig erwies. Die Verwandschaft dieser germanischen Geister in beiden Ländern war indessen so augenfällig gewesen, dass dem Franzosen Lamartine Goethe als „der deutsche Byron (!) erschien, und durch Carlyle ward deutscher Einfluss lebendig erhalten. Auch hörte das französich-keltische Übergewicht in der englischen Sprache derart auf, dass man an Tennyson als besonderes Verdienst rühmte, er habe den teutonisch-angelsächsischen Hauptstamm des britischen Idioms, dessen germanischen Charakter er in kräftig schlichten Blankversen voll austönen lässt, möglichst von allen romanischen Zutaten gesäubert und alle Worte französischer Herkunft tunlichst ausgeschieden, aus seinen Reimen verbannt. Aber das Germanische steckt nicht in solchen formalen Äusserlichkeiten, sondern im germanischen stolzen Herrengeist, und wo wäre der weniger zu finden als in Tennyson? Er ist dahin, der glücklichste Versemacher und gekrönte Meistersänger, nicht lange nach Viktor Hugo stieg er in die Grube, dem als Ehrengreis und feierlichen Nestor des Jahrhundert - Frankreich so wuchtige Weihrauchwolken nachqualmten, nationale Leichenfeier des Achilles. Die grossen Namen schwinden einer nach dem anderen und unserer pitätlosen Neugier bleibt vorbehalten zu untersuchen, was denn daran gewesen sei, welche Wertziffer hinter dem prahlerischen Prädikat Eins steckte, das unsere Väter als kritische Zensur verabreichten. Shakespeares England steht an der Bahre solcher literarischen Hinterlassenschaft und nichts fällt aus seinem geistigen Inventar uns in die Hand als sinnige Spielerei.

Wo Byrons Komet seine Flammenspur riss, wo Burns' fahle Hochlandsonne in giftigen Nebeln schottischer Haide erlosch, wo der Morgenstern Shelley im Meere versank, wo Wordsworth mildes Mondlicht ergoss, da kam . . ja, kam da ein neues Gestirn? O nein, ein Gentleman, etwas pastoral in der Haltung, doch in korrektem Evening Dress, zündete

einen vielarmigen Kronleuchter an und trieb darunter allerlei Kostumverwandlungsscherze. Schon der niedliche Salonpoet Moore veranstaltete ja romantische Maskenbälle, wo er als Perser, Inder und alter Ire sich effektvoll drapierte. Allein, hinter der lächelnden Maske trat ein leidendes Antlitz hervor, ein Mensch als Patriot entpuppte sich in dem Künstler.

Tennyson aber, der in gar manchem Domino auftrat, als Farmer, Gralsritter, alter Grieche, Heide und Christ, spielte mit feinstem Anstand seine Rolle. Der vielbeliebte Frauenlob, auch der Flötentöne höfischer Schmeichelei nicht unkundig, ertrug geduldig die Ehre der Lordschaft, nachdem er auch dem bekannten Kammerdiener John Brown einige nette Verse gewidmet. Was soll uns seine intime Landschafterei, deren feiner Pinsel das Clair-Obscure Turnerscher Bilder nachahmt, in fremdartigen Moorlandelegieen wie in heuduftigen Idyllen englischen Landlebens, fast nie satte Farben, alles zartes blasses Aquarell, Malen mit musikalisch zerflossenen Wortandeutungen. Diese geniessende Phantasie, das Meer gelegentlich mit Böklinschen Phantasiegeschöpfen bevölkernd, säuselt zu Äolsharfen, als ginge sie in die hohe Schule der Undinenschaft, und schwelgt kopierend und nachempfindend. England verirrte sich nach Byrons Gewitterstürmen in diese „goldenen Träume", die bis zu faulwollüstiger Lotosesserei ermatteten und Luftschlösser bauten. ‚Ein Traum von schönen Frauen' (eines seiner besten Poeme) stellt sich natürlich ein. Atlas glänzt, Seide rauscht, Erscheinungen weicher Lieblichkeit schweben vorüber. Wie heissen sie doch alle? ‚Gärtnerstochter', ‚Müllerin', ‚Maikönigin', ‚Dora' oder auch ‚Schlafende Schönheit' (Dornröschen) ‚die Prinzess', ‚Elaine', ‚Ginevra' und andre Prinzessinnen. Ja, so verschiedene Namen tragen diese rosig hingehauchten Frauenbildnisse im vergoldeten Rahmen des Tennysonismus, aber alle gleichen sich wie Schwestern, sanfte blumige Wesen voll ladyliker Grazie. Auch ihre Liebessaite bleibt stets auf gleichen Akkord gespannt. Liebenswürdige Halbdämmerung im Luxustreibhaus aromatischer Blüten. Von weissen Feenhänden gehätschelt, schwanken keusche Lilien, träumerische Narzissen, glückschimmernde Rosen bunt durcheinander. Hinter der Szene bläst des

Knaben Wunderhorn wie in der seltsamen Elfenmelodie ‚The splendour falls on castle walls‘ und Mütter singen Wiegenlieder, die ans Läppische streifen. Wo mal halberstickte Laute verhaltenen leidenschaftgesättigten Schmerzes sich melden, löst sich alles gleich in langatmiges Klagen ‚In memoriam‘, das sich kein tatkräftiges Mitfühlen für die Leiden der Allgemeinheit ersiegt. Der freundliche Bummler durch alle Gartenbeete musste verlassen ‚den Garten, den er liebt‘, wie er irgendwo singt. Seine Rosen hatten keine Dornen, aber sie waren Papiergewächse. Sein Pegasus startete als schmuckes Vollblut im Rennen, aber hatte keine Flügel, und Flügelrosse ohne Flügel haben ihren Beruf verfehlt.

So sehen die Poesie-Ideale des Jahrhunderts in England und Frankreich aus: Hugo und Tennyson. Und wie sehen sie in Deutschland aus? Wie Gustav Freytag. „Luther hatte sein Volk aus den epischen Lebensformen des Mittelalters herausgehoben. Der 30jährige Krieg zerstörte die Volkskraft und isolierte die Deutschen zu Einzelleben, deren gemütliche Beschaffenheit man wohl eine lyrische nennen darf.“ So heisst es am Schluss der durch und durch meisterlichen Einleitung eines der historischen Bilder Freytags aus der deutschen Vergangenheit. (‚Aus dem Jahrhundert des Grossen Krieges.‘) Nun, dem Kenner dieser Vergangenheit ward vergönnt, das dramatisch belebte Handeln der Neudeutschen, des Volkstums jüngste Wandlung, in seinem Beginn mitanzuschauen. In einem vor uns liegenden Brief an Georg Bleibtreu, mit dem er gemeinsam im Hauptquartier des Kronprinzen den Feldzug in Frankreich durchlebte, versichert Freytag, indem er dem Freunde den ersten Band seiner „Ahnen“ sendet, dass ihm solch Werk nur möglich gewesen, weil er ‚unsere blauen Jungen‘ bei der Arbeit gesehen. Er, der im „Soll und Haben“ das Volk bei der Arbeit aufgesucht, glaubte sich nun auch den Sinn gestärkt zu schwererem Amte. Aber er stapfte umsonst mit dem einen Fuss beherzt ins Neue, indess er mit dem andern noch tief im Alten stand, wie seine stelzbeinige Ästhetik in Verzopfung. Sogar den deutschen Einheitsstaat hatte er sich anders ausgeklügelt, als historisches Geschehen mit sich

brachte, wie wir aus seiner boshaften Bekenntnisschrift über Kaiser Friedrich erfahren. Wir möchten bei letzterem traurigem Gegenstand nicht verweilen, da man nicht gern solche Rügen ins Grab nachschaufelt, die über gewisse Peinlichkeiten seines Privatlebens nicht hinweggleiten dürften. Mit Freytags Privatleben nämlich hängt jener garstige Flecken gehässigen Undanks gegen das erlauchte Ehepaar seiner Gönner unmittelbar zusammen. In Freytag den Priester deutscher Treue, Wahrhaftigkeit und Keuschheit zu verehren, bleibe dem Uneingeweihten unbenommen. Wir aber lächeln sardonisch und fühlen uns schon wieder mit dem Kleinheitsschmutz des Jahrhunderts behaftet, wenn wir diesen tiefinnerlich verlogenen, mit unleidlicher magistraler Würde sich „vornehm" aufprotzenden „Klassiker" in intimeren Augenschein nehmen. Er suchte sich mit Neudeutschland grösser auszuwachsen, suchte eine Art dichterischer Geschichtsentwicklung darwinistisch in grossem Stile vorzuführen, wusste diese historische Kost aber nur als Familienchronik kleinlicher Genrebilder schmackhaft zu machen. Historischen Sinn, fast erstorben, weckte weiterlebender Chauvinismus, dessen gieriger Neigung man durch Auffrischung altdeutscher Herrlichkeit am besten entgegenkam. Aber das Freytagsche Unternehmen sank von Band zu Band, da ihm eben so gut wie alles zum heroischen Historienmaler fehlte. Im behaglichen Genre seiner „modernen" Gebilde umfriedete er sich schon enge genug in einer Sphäre spiessbürgerlichen Stilllebens. Doch diese romanhafte Wiedergabe beschaulicher Gemütlichkeit, nicht ohne frischquellenden, unverfälschten und wohltuenden Humor, berührt uns heut fremdartig wie vergilbte verstaubte Erinnerungszeichen eines verschollenen Zeitalters der Kleinstaaterei und Kleinstädterei, das wir gern aus unserem Gedächtnis verbannen möchten. Wo und wann lebte doch der Duodezfürst der ‚verlorenen Handschrift', dem ein harmloser Professor wie ein unfreiwilliger Quidde taciteische Mahnungen heraufbeschwört, oder jener Phantasiejunker in „Soll und Haben"? Gewiss sterben die Piepenbrinks ebensowenig aus wie die Schmoks, doch die Formen sind andere geworden, haben sich ins Grosse ausgewachsen, und wir

belächeln gelangweilt die naive Harmlosigkeit solcher Vorgänge. An die jovialen Ritter vom Geist, den Conrad Bolz-Typ, glaubt auch niemand mehr. Kurz, alles was damals deutsche Gegenwart ausmachte, ward heut ungeniessbar.

Dies entging Freytag nicht und so beschloss er, uns durch ein hohes Lied alter Tage anzufeuern, uns unsere dickbändigen „Ahnen“ vorzuhalten. Nicht ohne tiefere Bezüge zum kulturgeschichtlichen Hintergrund, jedoch ohne mit kühnem Griff geschichtliche Wendepunkte deutscher Gesittung in seine bürgerlichen Fabeln zu verflechten, wusste er eine dürftig blasse Ahnengalerie von Familienbildnissen zu formen. Sein Schlussband, wo man 1813 und 1848 gewittern hören soll, trägt sehr bezeichnend den Titel: „Aus einer kleinen Stadt.“ Und wenn zuletzt Freytags eigenes Konterfei als Schlussmoral der ganzen Serie noch Antwort heischt auf die Frage: „Wie uns und unser geliebtes Preussen retten?“, so bleibt er nicht nur Antwort schuldig, sondern stellt auch schwach und unklar die Frage. Bei den kräftiger gemischten Farben der vorhergehenden Mittelalterromane wird nur verständig lästige Anempfindung mittelhochdeutscher Nibelungen offenbar. Nirgend dienen ihm historische Grössen, als Grundpfeiler handelnd das Gebäude zu stützen, sondern sein Friedrich Hohenstaufen könnte ebenso gut fortfallen, ohne die Handlung zu beeinträchtigen, die so eintönig dahinsickert. Da erkennt man, wie karg seine Mittel bemessen. Spass- und Weisheitsworte unsrer Urahnen kleidet er in Sentenzen Cooperscher Mohikanerhäuptlinge. Das nennt er historischen Styl. Wir verketzern niemand, geben jedem, was ihm ehrlich gebührt. Aber das ist leider nur wenig. Auch in nachfolgendem jüngsten Lustrum deutscher Belletristik.

Die edle Dreistigkeit literaturunkundiger Handlungsgehülfen boykottiert die Geschichtsdichtung. Höchstens als ihr Hauptmann der Schwarzen Bande Florian Geyers schwere Rüstung auf schwindsüchtige Schultern presste, schien dies muffig unerquickliche Erzeugnis mühseligen Fleisses als Protest gegen das „historisch“ stilisierte akademische Epigonentum willkommen. Durch blosse ängstliche Kopierung von Sitte und Sprache einer Geschichtsepoche, auf solchem Wege

ist noch weniger Heil zu erwarten, als auf ausgetretenem Gleise der Jambentheatralik. Das Geschichtsdrama verdient seinen Namen nur, wenn das Grosshistorische von höherer Warte eine Philosophie der Geschichte predigt, nicht mit rhetorischen Phrasen, sondern durch sinnfällige Gruppierung der Vorgänge.

Ich verstehe die Welt nicht mehr! fühlt man sich oft versucht, mit Hebbels Meister Anton zu seufzen. Oder ich verstehe sie nur zu gut. So wenig verstehen die Menschen den heiligen Grundsatz der Gerechtigkeit, dass die Nachwelt sich förmlich darauf kapriziert, durch Übermass des Gegenteils jede Über- oder Unterschätzung der Mitwelt umzustossen. So fällt selbst die Nachweltkritik immer nach der schiefen Seite. Nur der Tote hat Recht, besser wärs, wenn Lebenden ihr Recht würde. Selbst der Stärkste kann nur laufen, höchstens schneller laufen als andere: Das Prestige grossen äusseren Erfolges aber heftet Flügel unter die Sohlen und der so Begnadete kann fliegen. Wenigstens sollte er es. Denn der Erfolg verzehnfacht die Kraft, der Misserfolg lähmt sie.

Deshalb nannte Harden einmal die Erbitterung gegen Hauptmann sehr gerecht, weil dies verhätschelte Sonntagskindchen nie seines Glückes Verpflichtung einlöste. Haupt- und Sudermänner, Halbe und Hartlebige, entweder grober Bumbum oder melodramatische Effekte — immer das Mittelmässige als Mode. Ach, jene Brüche Wilder Männer, jene harmlose Hundswut, die unter die Gattung der Kinderkrankheiten fällt, wo Karolinger und Hohenzollern aus Modergrüften stiegen, himmelblaue Jungfrauen und biedre Ritterskelette in schlotterigen Jamben schwulsteten! Eine kindliche bunte Welt voll rasselndem Spielzeug, jung, laut und deutsch wie die Studenten, die bei unserm lieben, guten Wildenbruch Gevatter standen. Spiele nicht mit Schiessgewehr, denn es fühlt wie du den Schmerz! erschauerten alle Gemüter, wenn dieser Radau mit gefährlichen Gesten und hohldröhnenden Rüstungen vorüberspektakelte. Ja, es war sehr schön. Man bittet, sich das Lachen zu verhalten, ihr lieben Modejüngsten, die ihr heut über diese Indianergeschichten für grosse Kinder lächelt, denn in abermals zehn Jahren wird man geradeso über eure heutigen Verzückungen

lächeln. Der Grünling, der Herr Omnes des Zeitgeistes, hielt damals klappernde jambische Phrasen für Inbegriff poetischer Sprache: heut, wo der „Dichter" bloss noch im Familienalkoven herumkriechen und auf allen Vieren realistische Grimassen schneiden darf, pfui über das papierne Buchdeutsch! Nur schlesischer oder ostpreussischer oder berliner Dialekt entströme den Lippen der wahren unverfälschten Muse!

Hermann im Barte, Sudermann der Rauschebart, geisselte in sinnigen Schönbartspielen eines ebenso starken Draufgängertums, wie Wildenbruch vordem alle bösen Menschen und Nichtdeutschen, diesmal Vorder- und Hinterhäuser. Heut weiss natürlich jeder literarische Schusterjunge, dass diese angeblich modernen Gesellschaftsbilder auch nur auf Augenblickseindruck der Bühnenrampe berechnet, ohne jede tiefere Beziehung zum wirklichen Leben, dürftig und gesucht. Doch siehe da, jetzt kam die dritte Modewiedergeburt des Dramas, die langandauerndste und prätentiöseste. Diesmal ward bare Unfähigkeit in dramatischem Schauen und Bauen zu einer Tugend erhoben, und doch triumphierte wieder nur Bühnenmache eines posierenden Melodramas. Bei der inneren Leere und Unsicherheit dieser Glockengiessereien, Weberhimmel und Weberverelendung nur artistisches Raffinement unter schreiendem Unvermögen, den dünnsten Stoff zu beleben. Verlogene Mitleidssentimentalität und brutale Alltäglichkeitsschnüffelei, die über die Haut nie bis zur Muskulatur gelangt. Dieser Hauptmann ist höchstens ein Masseur, kein Anatom, weder Forscher noch Seher, der Vergangenheit und Zukunft kennt, Momentphotograph einer jeweiligen Gegenwartssituation.

Dieser Webstuhl-Handwerker spinnt Zustandbilder aneinander und lässt dann seine Posaunisten verkünden, dies sei das grosse soziale Drama. Untermenschen von triebhafter Gewöhnlichkeit oder auch dekadente Trottel werden leibhaft konterfeit, inbrünstige Ohnmacht erzeugt Missgeburten bleierner Langeweile, und im Schlussakt des Bauernkriegdramas sind wir wieder beim Gegenwartszustand angekommen: ein neues Zusatztableau zu den „Webern". Doch die sonst so feinfühlig jedes Verdienst witternde und niederhaltende Presse stimmt allemal hochherzig in den Jubelchorus ein, sobald äussere

Umstände ein Paradepferd des Erfolges aufzäumen lassen. Die Sippen und Magen tun das ihre. Dieses war der dritte Streich. Für den Hauptkerl ward ein Monopol gegründet, als ob kein anderer ausser ihm noch Existenzberechtigung habe. Die gemeingefährliche Raserei schlug jedoch in Berlin, dem Bakterienherd der Ansteckung, neuerdings zur ebenso ekelhaften Selbstimmunisierung grundsätzlicher Ablehnung um. Der armen Miselsüchtigen und der Sturmgesellen Sokrates ward man halt ebenso müde wie der Karolinger.

In allen drei Modefällen spielte natürlich das Persönliche bestimmend mit: erst anonymen Hohenzoller, dann Schönbart des Tiergartenviertels, endlich Liebling der Tante Voss-Schlenther und des wie auf Parole für seine Brahminen enragierten Judentums konnten Geschäftstheater und Geschäftspresse leicht auf den Schild heben. Kein böser Leu fürwahr, sondern behaglich schnurrende und männchenmachende Hauskaterchen, die mit der zähen Anhänglichkeit der Katze ans Haus nicht von der Geschäftsbühne wichen, sobald man sie dort als gemütliche Hauskatze domiziliert. Der ästhetische Liberalismus erkannte Fleisch von seinem Fleisch. Hauptmanns breiartige Auflösung in Kleinkram genoss man mit Wohlbehagen als Element der Dekomposition. Schon zu Schillers Zeit verehrte man Kotzebue, dessen Misere den Pranger wagte und silberne Löffel stahl, und ging dem Herakles weit aus dem Wege, der Menschen erhebt und zermalmt. Gegenwart? Menschen schaffen? Auch die Gegenwart hat historische Züge, auch Bismarck ist sozusagen ein Mensch und Cecil Rhodes auch und Booth von der Heilsarmee auch, um nur ein paar beliebige Probleme aufzurollen, doch damit komme man ja nicht den modernen Schreihälsen! Das ganze Deutschland soll es sein, Juda nicht zu vergessen, aber nur das Deutschland, dessen Nasenspitze nicht über den Alkoven hinausreicht. Handlung im Drama? Ach, das erinnert euphonisch an Handel und Handlungsgehilfe! All die aufs Alltägliche Zugeschnittenen bilden allein die Gegenwart.

Ihre spiessbürgerliche Enge kleinkrämerisch mit der Handwerkselle eines höheren Reportertums auszumessen, diese enge Bude der Alltäglichkeit, das allein ist Wahrheit

und Wirklichkeit. Die Falschmünzerei und Freimaurerei der Presse-Ringe und des Professorenklüngels tut dann das Übrige. Wäre es beiläufig nicht an der Zeit, dass man endlich mal die Dichter selber lese statt über die Dichter, wenn man vom Katheder herab orakelt? Da hat jüngst der rasch berühmt gewordene Historiker Lamprecht, ein sehr schätzenswerter und selbständiger Gelehrter, in einem Zusatzband seiner Geschichte Deutschlands die moderne Geistentwicklung besprochen. Nicht ohne eigenartige Gesichtspunkte. Doch Lamprechts Sucht, alles unter bestimmte Gesetze zu bringen, spielt ihm manchen Streich. Indem er alle moderne Kunst im Begriff des Impressionismus einschachtelt, tut er den Tatsachen Gewalt an. So zu sagen secessionistisch, verliert er den Zusammenhang mit historisch Gewordenem. „Bleibtreu der hochbegabte, aber überaus wandelbare Vertreter des frühsten Impressionismus"? Als Gründer des neuen Impressionismus „ist da wohl an erster Stelle Bleibtreus Roman ‚Grössenwahn' zu nennen . . ." „Da tritt uns nun an erster Stelle wiederum der Name Bleibtreu entgegen. Schon längst . . . hatte er die Technik der impressionistischen Skizze zu hoher Kunst zu entfalten begonnen. Dies vor allem in einer bis darin unerreichten Meisterschaft und Treue zugleich der Schlachtenschilderung u. s. w. „Als Dichter eines möglichst starken Handlungsstyls trat wohl Bleibtreu zur Zeit der Anfänge am meisten hervor. Er suchte als dramatische Unterlage gern ausgedehnte geschichtliche Entwicklungsreihen auf und diese schob er dann so wuchtig in den Vordergrund, dass die Personen fast verschwanden(?), sie wären denn ausnahmsweise verkörperte Träger des furchtbar und im Grunde unpersönlich dahinschreitenden Schicksals u. s. w." Wenn man's so hört, könnt's leidlich scheinen, als sei hier geistvoll passende Formel geprägt. Doch dunkel ist der Rede Sinn, sobald man die Originale vergleicht, und der Verdacht keimt, dass Lamprecht einfach aus einigen Auszügen in A. von Hansteins Buch über das Jüngste Deutschland seine Weisheit sog, da sogar eine von Lamprecht angeführte Gedichtstrophe, wonach ein Unkundiger auf Selbstlektüre schliessen müsste, einfach so im Hanstein steht. Anderes

geht wieder auf eine Literaturgeschichte fürs jüdische Tiergartenviertel zurück, die ein gewisser Moses Meyer Goetheleben verzapfte. Dieser von allen Seiten verurteilten oberflächlichen Salonschwätzerei huldigt Lamprecht als „treflich“!

Wie kann ein in seinem Fach so bedeutender Mann sich so prostituieren und üble — in diesem Falle nicht zutreffende — Voreingenommenheit gegen die eigene Trefflichkeit erwecken! Zu schematischer Einkapselung der Einzelerscheinungen kam ohnehin noch nicht die Zeit inmitten der blinden Suggestion und Autosuggestion des verworfenen Modeschwindels. Hält er doch idyllische Elendstöne des angeblichen Mitleidssängers Hauptmann, die mit Nachtigallschluchzen zu vergleichen noch allenfalls anginge, für Adlerschreie — Genieoffenbarung! In einem Heft der ‚Preussischen Jahrbücher‘ zergliederte M. Lorenz vernichtend jene theatralische Industrie, die uns bis aufs „Weisse Rössl“ herunterbrachte, dem man binnen zwei Jahren 600000 Mark Tantièmen bescheert habe. „In der Theaterwelt ist das entscheidende Kriterium eines Stückes nicht sein dramatischer Wert, sondern sein in Geld umzusetzender Gefallwert beim Publikum. Ob ein Stück und wie oft es aufgeführt wird, hängt nie von seiner literarischen Bedeutung ab.“ Das Merkmal der modernen Theaterschriftsteller sei „ihr erschreckender Mangel an Geistesbildung“. Keiner sei fähig „auch nur zehn Seiten Geisteswissenschaft su produzieren“. „Ihre gesellschaftlichen Beziehungen tendieren nach einer Richtung: der Welt der Börse.“ Ihr ganzes Treiben Illusion und Spekulation. Und doch stellt der Theaterschwindel heute allein den Altar des Dichterruhms vor. Der undurchdringliche Ring jüdischer Kliquenwirtschaft schnürt jeder Selbständigkeit die Kehle zu. Wo edle Absicht mal sich ankündigt, das Theater als Bildungsstätte zu verwerten, wird sie bald verwässert und vergiftet. Ein Plebiscit des Pöbels, einen Aufstand der plumpen Masse nannte Nietzsche treffend die heutige Alleingeltung des Theaters, für die er Richard Wagner, der ein Inbegriff des Komödiantischen gewesen sei, verantwortlich macht. Beiläufig hat Wagner auch noch darin verderblich geschadet, dass seine Bedeutung aufs Konto der Musik gesetzt wurde, während sie hauptsächlich in seinem

Dichterdenkertum beruht. Hierdurch hat sich der Grössenwahn der Musik, als oberste Hauptkunst gelten zu wollen, erst die volle Unterlage geschaffen. Was der Dichter und Denker Wagner als Dramatiker schafft, wird dem Musiker gutgeschrieben.

Wenn einzelne Musiker wie Berlioz und neuerdings Weingartner (in geistvoller Studie über den interessanten Schweizer Spitteler, einen epischen Allegoriker von barocker Urwüchsigkeit) höhere Bildung und literarische Begabung kundtaten, so hebt dies unser Allgemeinurteil über das Musikantentum im früheren Wagnerkapitel nicht auf. Zwischen Theater und Musik besteht innere Wahlverwandtschaft vorlauter Aufdringlichkeit einer sinnlich reizenden Pöbelkunst.

Kunst? Sieh', das Gute liegt so nah: ach, wie bald schwinden Schönheit und Gestalt, heute noch auf hohen Rossen, morgen auf dem ‚Weissen Rössl'. So enden bei den Deutschen alle Ideale. Und nichts, sagt Shakespeare, stinkt so übel wie eine verfaulte Lilie. Was man heut die Moderne nennt, bedeutet eine rein negative polemische Subjektivität, die ohne historische Wurzeln als exotische Schmarotzerpflanze in leerer Luft umherrankt. Nur wer Vergangenheit begreift und geistig beherrscht, versteht wirklich Gegenwart. Zukunft freilich zu ahnen und in ihr vorausschauend zu leben, sicherer Fortsetzung aus Vergangenheit und Gegenwart gewiss, vermag nur der Geniale.

Das Historische sollte jedem Dichter und Denker als Voraussetzung und Vorschule dienen, um zum eigentlich Sozialen aufzusteigen. Dem koketten Augenblicksrealismus, der auf festem Boden zu stehen meint, verschiebt sich dieser Boden fortwährend unter den Füssen. So bleibt dem modernen Roman und Theaterstück als trauriges Erbteil seine rasche Vergänglichkeit. Seine Zeitdokumente geniesst in späterer Epoche nur noch der Kenner. Das innere naturgemässe Werden, der Gährungs- und Umhäutungsprozess genetischen Entstehens, hat andere Bedingungen und braucht tiefere Forscheraugen, als der plumpe Gegenwartsrealismus sie mitbringt. Erst historisch geschulter Sinn schöpft neue Wärme für die verkümmernden Gemütskräfte, indem er Bestehendes nicht ungeschmälert und unantastbar belässt, aber auch nicht

alle Beziehungen löst, die uns eng Vergangenem verknüpfen.

Alles bleibt ein notwendiger Teil unsrer Geistesgeschichte, keineswegs bloss das Gegenwärtige, von dessen regsameren Strömungen sich grade der wirklich Moderne abwendet, um vielmehr aus der Vergangenheit zur Zukunft Brücken zu schlagen. Die Gegenwart ist nur Episode. Auch der eingeborenen nationalen Sesshaftigkeit auf heimischer Scholle, wie eine sogenannte Heimatkunst es heute heischt, soll zwar an sich kein Abbruch geschehen, aber derlei Kirchturmspatriotismus des Augenblicks, ob noch so echt von ernster Liebe zum Deutschtum getragen, hat uns blutwenig für die Zukunft zu sagen, wo die Zersplitterung der Völker aus verflachtem Rassenkult zu ungeahntem Neuerstarken des wahren kosmopolitischen Menschheitsprinzips hinüberretten wird. Vergangenheit und Zukunft verschmelzen, ohne der Gegenwart einseitig zugespitzter Härte zu verfallen, ist Aufgabe kommender Dichtung. Alle blossen Zeitgemälde verblassen, und was sich an Zeitliches bindet, veraltet im Fluge.

Literarische Balgereien, negierende Ausgelassenheit, Milieu-Weitschweifigkeit, Psychologieüberfrachtung — wozu das alles in der literarischen Moderne! Es gibt ein Ewiges, unabänderlich Gleiches des Menschentums, und nur wer sich an dieses wendet, bleibt allezeit modern mit unzerstörbarem Übergewicht. Tiefes Wissen vergangener Dinge setzt sich weit leichter in klare Kunstgebilde um, als Herumstochern in Gegenwartsmisèren, freilich mit kluger Berechnung der eigenen Reporterfähigkeiten. Über solche Schranken des bloss sinnfällig dem äusseren Beobachter sich Darbietenden hat der wahre Dichter weit hinauszuschreiten, ohne sich von gefährlichen Gipfeln abseits zu halten. Die Scheu, Schicksalträger der Geschichte dichterisch zu verwerten, entspringt nur Misstrauen ins eigene Nachempfinden. Schiller wählte den misslungenen Bismarck des dreissigjährigen Krieges, Wallenstein, zum Stoff: Freytag weiss uns aus dieser düsteren Gewaltzeit nur eine kümmerliche Nebenhandlung herauszuschneiden, wo nur ein kümmerlicher Epigone wie Königsmark an historische Überlieferung mahnt. An Friedrich dem Grossen, an den Helden der Befreiungskriege,

geht der Ahnensänger scheu vorüber. Lauter knorrige Gestalten kaum mittlerer Grösse, klein und kleinlich sind hier alle Ziele und Mittel der Dichtung, und wie Freytag kein Nationalepos begrabener Grösse sang, so spürt man überhaupt in all unsern modernen Gesellschaftsgeschichten keinen Hauch des neuen Geistes, der ein neues Deutschland frühlingskräftig durchwehte. Alles aufs Genrehafte zugeschnitten, Kolorit so bleiern grau, höchstens hier und da von zartsilberiger Herbststimmung übergossen, so dass man sich nach den grellsten satten Farbentönen aufdringlicher Romantik zurücksehnt. Und wenn man nur das Kleine liebevoll behandelt, so möchten wir wünschen, dass man wenigstens hierin mehr in die Breite ginge.

Der geniale Michelet erklärt: „Möge mein Name in der Zukunft darauf beruhen, das Ziel der Geschichtschreibung nicht erreicht, aber ihr einen Namen verliehen zu haben, Thierry nannte sie Erzählung, Guizot Analyse, ich nannte sie Wiederbelebung." Auf solche Wiederbelebung im Gewande historischer Dichtung wird man in Deutschland erst hoffen dürfen, wenn jede Spur des sogenannten Professorenromans getilgt, wo ein so glatter geleckter Salongelehrter wie Ebers gleichzeitig die deutsche Sprache misshandelte wie in dem Satze seines Homo Sum: „. . die sich mit der Grundeinsicht deckt, zu welcher mich . . . auch derer, die . . . ., die in den Himmel leitet, erklommen zu haben meinen, geführt hat." Die Spezialismusverbildung gab erst den geschwätzigen Elstern des deutschen Universitätsprofessorentums ihre volle fachmännische Weihe. Gänsemast, den Magen überladen mit unverdaulichen Nudeln und dann umsonst dursten lassen nach frischem Labungsquell allgemeiner Bildung und möglichst dazu ärgern — so schwillt die intellektuelle Gänseleber zu unnatürlicher Ausdehnung an und wir erhalten die Gänseleberpastete des Spezialismus jeder Art, sei es in Wissenschaft, Kunst, Literatur. Grade der technische Spezialismus wird ein Brutbett philiströser Anmassung. Betrachtet man z. B. die beweihräucherten sinnigen Kunstgärtner der modernen Novelle wie Storm, Keller, Heyse u. s. w. und ihre Gemeinden, so hat man die saure Wahl . . nämlich nur, worüber man mehr

lächeln soll: die edle Dreistigkeit, womit diese netten Spezialtechniker des Kleingenres sich gegenseitig zum „Shakespeare der Novelle“ ernennen (contradictio in adjecto, da ein Grosser eben sich niemals dazu herablässt, derlei erotische Herzensstöffchen in sauberem Rähmchen zu malen), oder die Einfalt des von goetheisierendem Professorentum benebelten Lesepöbels, der solche Unverschämtheit weihevoll mitmacht und ein Männlein, wie Keller, als Kunstgiganten anstaunt. Dies verbildete Thorenvolk sieht immer den Zwerg als Riesen, den Riesen als Zwerg, sieht den Berg nicht, wenn Wolken ihn umhüllen, begreift mit stumpfen Sinnen nichts als formale Glätte.

„Above all, o be not witty!“ warnt Carlyle, und die Schweinetrog- und Kleidersymbolik seines ‚Sartor Resartus passt sich dem wahren Corpus unsrer Gesellschaft an. Die literarische Moderne aber witzelt nur an den Kleidern herum und will vor allem selber am Schweinetrog ihren Rüssel atzen. Daher denn Schweinernes auf dem Literaturmarkt gar hoch in Nachfrage steht. Der harmlose Stubendecadent Mallarmé, dessen „L'Après-Midi d'un Faune“ etwas intime Reize auslöst, phantasiert: „Je crois, que la literature, reprise à sa source, qui est l'art et la science, nous fournira un théatre, dont les répresentations sout le vrai culte moderne“. Das Theater möchten wir kennen lernen! O heilige Einfalt!

Alle Klassen und Stände sind nichts als Kleiderständer und der literarische Realismus versieht das Amt, als Hofnarr der Moderne diesen Kleidern das Ungeziefer auszuklopfen und sie mit etlichem Kampfer zu bestreuen. Pfui Teufel, wie riecht es hier nach Kampfer!

B. Ich-Herrschaft und Milieusklaverei.

Wenn wir über Nietzsche hart und lieblos den Stab brechen müssen, so meinen wir damit wahrlich nicht den unseligen Menschen, der unser schonendes Mitleid und Anerkennung seiner reichen Sprachgaben verdient, sondern den

neuen Weisen, der eine alberne Mode in seinen Phantasien zu entdecken glaubte und dessen angebliche neue Gesetzestafeln so viel Unheil in unreifen Köpfen angerichtet. Nach Morgenröte und fröhlicher Wissenschaft lechzte ein Umdüsterter, und seine prahlerischen Schmerzensschreie nahm man für göttlichen Übermut. Aber dionysische Ausgelassenheit ist hier nur gespielte Komödie, kaum noch Selbstbetrug, und der Prediger harter Übermenschen war ein schwacher, allzu zartbesaiteter Weichling, der sich aus Mangel an Lebensmut in den Hochmut flüchtete. Nichts ist hier Wille, alles nur Vorstellung. Statt eine Welt, vor der man knieen kann, suchte er einen Götzen, in dem er schon 1888 selber aufzugehen wähnte. Leutselig und schamhaft umschleiert im Anfang, ward die Zarathustraanbetung vor sich selber ihm ein letztes Bedürfnis, an das seine Ängste sich klammerten. Denn schon 1885 bekannte er einem Freunde (P. Lanzky) offen, dass er auf Irrsinn vorbereitet sei, und schon 1889 sagten Irrenärzte sein Los voraus. Dreihundert wolkenlose Tage, wo man frei über alles Menschliche reden kann, wie der Mistral voll Übermut darüber wegfegt — derlei behauptete er im Süden zu besitzen, während er in Wahrheit die trübsten Nachtgedanken nährte und bei jedem Unwohlsein seiner chronischen Anfälle wie ein Knabe winselte. Willensschwäche posierte Verwegenheit, ein zu zärtlichem Menschenverkehr gestimmtes Gemüt verdorrte in einer aus Feigheit gesuchten Einsamkeit. Dieser Zwiespalt eines durch Einöden Wandelnden mit seinem eigenem Grauen vor wahnloser Einicht brachte den krankhaften Reiz seiner hin und her schillernden Gedankenflucht hervor. Dass aber dieser Unglückliche, der sich nie eine Villa Wahnfried bauen durfte, und dessen Wähnen niemals Frieden fand, noch gar als Vertreter einer neuen lachenden Stärke bestaunt werden konnte, das gehörte zu den traurigsten Possen des possenhaften Jahrhunderts.

Auch bei Taine, dem Milieuphantasten, haben wir schriftstellerische Bedeutung nicht schmälern wollen, denn selbst in französischer Sprache findet sein Stil wenig Ebenbürtiges. Das schillert und funkelt in tausend eindrucksvollen Farben, das belebt sich wie ein pantominisches Gemälde. Wir sehen

und hören mit ihm, freilich geblendet und betäubt von einem Zuviel. Aber diese gelehrten Spielereien haben ihre Zeit. Schon liest man Renan nicht mehr, weil sein unklarer Rationalismus nichts bewies, bald wird man auch Taines statistische Zahlen und Dokumente nur noch stilistisch würdigen. Beide schliessen typisch einen Abschnitt der Jahrhundertentwickelung. Als man von Phrasen deduktiver Synthese übergenug hatte, kam die induktive Analyse an die Reihe, und dass die zeitgenössische Gesellschaft verständnisvoll solcher systematischen Auflösung alles Grossen in Milieubestandteile zujubelte, begreift man schon. Ausschliesslich das Kleine und Kleinliche bevorzugend, ward Taine Verfechter der Masseninstinkte, gleichzeitig aber Verketzerer der Demokartie, sobald sie als Jakobinismus selbstschöpferisch und herrenmenschlich auftritt. Dieser scheinbare Widerspruch ist also logischer, als es den Anschein hat, denn in beiden Fällen negiert Taine das gleiche: die auf sich selbst gestellte heroische oder geniale Kraft. Hierzu stehen aber wieder Äusserungen seiner philosophischen Nebenschriften in unlöslichem Gegensatz und genau wie bei Renan befinden wir uns bei ihm in steter Unklarheit über das Warum und Wohin seiner kritischen Vorstösse. Stets erinnert er uns an Talleyrands Bonmot: „Er hat zu viel Geist d. h. zu wenig!" Mal müssen wir ihm gerne seine Marotte schenken, dass Napoleon Abkömmling von Renaissancedespötlein sei, mal beschattet diese wenig beneidenswerte Entdeckung die neue minder sinnlose Marotte, der Korse sei ein Bruder von Dante und Michel Angelo. Ja, was ist er denn nun eigentlich? Das Positivistische und der romanische Formensinn in Napoleons Staatsgebäude ziehen Taine, den philologischen Exaktheitsschwärmer, natürlich an. Gleichwohl kann er sich nicht enthalten, es diesmal zur Abwechslung vom ideologischen Standpunkt aus schlecht zu machen, sowie er umgekehrt die Revolution vom positivistischen Standpunkt aus zerfaserte. In beiden Fällen bekommen wir ein haltloses Zerrbild. Unser Urteil über den historischkritischen Wert solcher Schriften kann nicht anders als verdammend lauten. Zu oft hat Taine die Ethik höherer geschichtsphilosophischer Anschauung verletzt und

besudelt, und er, dessen Milieusystem doch am wenigsten Philistermoral zulassen dürfte, riecht oft genug danach.

Seine Tendenzlosigkeit ist nur eine scheinbare. Grade weil in grossen Bewegungen eins aus dem andern hervorwächst in logischem Verflechten der Begebenheiten, dünkt es uns seltsame Überhebung und vollendeter Widerspruch, wenn Taine an natürlichen Elementarereignissen nachträgliche Kritik üben will wie an verfehlter Pfuscherarbeit. Er gleicht dem alten König Alfonso, der sich beschwerte, dass man ihn bei Schöpfung der Welt nicht um Rat gefragt. Sogar ein englisches Buch („France of to-day") pürschte liebevoll den Spuren nach, welche die grandiose Arbeit des Konvents in so kurzer Spanne Frist hinterliess. Nur ein Unwissender verkennt jene praktischen Segnungen, mit denen Taines geschmähte revolutionäre Regierung die Fluren zu neuem Leben düngte, wenn auch die Frucht erst durch Napoleons Wirtschaft aufging.

In der „Revue des deux Mondes" warnte ein namhafter Gelehrter mit deutlicher Bezugnahme auf Taine vor jener Einseitigkeit, die nur Wahnsinn und Greuel, nicht Heroismus und Begeisterung sieht. Diese fieberhafte Raserei, unter deren Elektrizität auch der Unbedeutendste über sich selbst hinanswuchs, mochte ansteckend, gefährlich sein, unedel und gemein war sie nicht. Zugleich erbittert und belustigt über das geflissentliche Ausscheiden des Lichts und Verstärken jedes Schattens in Taines Gemälde, begreifen wir sehr wohl, warum er grade über Robespierre die ältesten Ammenmärchen auffrischt, ihn als bluttriefende Hyäne einsalbt und den sittenstrengen St. Just mit Caligula vergleicht. St. Just und Caligula, es ist ausgezeichnet! Kennt Taine überhaupt die Erinnerungen von Nodier, wie St. Just das Elsass von der Caligulawut des Wüstlings Eulogius Schneider befreite? Dagegen der Lump Mirabeau, dem seine Reden so wenig als Eigentum gehörten wie seine käufliche Ehre mit dem fixen Marktpreis, über den wird von Taine wie von Carlyle noch ein Mantel christlicher Liebe gebreitet.

Überall schreiende Porträtunähnlichkeit aus Unkenntnis oder gewaltsame Zurechtschraubung — und da sollen wir die Milieuforschung als ausschlaggebend hinnehmen? Nein, wo

sich diese Analysengeschichte, von innen heraus gesehen, spreizt, da fügen wir boshaft hinzu: nämlich gesehen mit den besonderen Augen des Herrn Taine, gemäss seinem Milieu und seiner Individualität. Dieser Nachsatz enthält alles, was wir über den objektiven Wert der Milieustudien zu sagen hätten.

Verkettung sozialer Verhältnisse ändert vielleicht den äusseren Schein, niemals das innere Sein. Dass ein Gutgearteter seine Milch der frommen Denkungsart zeitweilig in gährend Drachengift verwandelt unterm Druck unheilvoller Umstände oder dass ein Schlechtgearteter, durch Glück in seinen Trieben scheinbar gezähmt, als korrekter Biedergreis in die Grube fährt, ändert gar nichts am angeborenen Wesen. Wenn also Milieu bei weitem nicht den Einfluss der Vererbung erreicht, durch welche dies Wesen zur Welt kam, so erkannte man doch längst, dass es auch mit Herrschaft der Vererbung ein eigen Ding sei. Neuere englische Forscher leugneten sie gradezu und schoben der Geburt einen unbekannten dritten Faktor unter, der ganz ausserhalb der materiellen Vererbung liegt: selbst die Naturwissenschaft fängt also an, die Lehre vom Karma zu ahnen.

Nun handelt aber Taine grade von jener unergründlichen Kraft, die man Genialität oder Dämonismus nennt, sei es, dass sie sich in Personen entladet, sei es, dass sie als fieberhafte Zeitidee flammt. Will man die sozusagen chemisch-geologischen Grundlagen solcher Kräfte aufspüren und sie anatomisch in ihre Teile zerlegen, wird solch Unterfangen bedenklich. Alle Entdeckungen über Teilfunktionen des Hirns brachten uns keinen Schritt weiter, so lange sich das leitende Hirnnerven-Zentrum, das diese Teile in abgewogene Bewegung setzt, dem Einblick entzieht. Taines feingeschnittenes Gelehrtenhaupt schüttelt sich mit skeptischem Murmeln: Ich finde nirgends die elektrische Idee im Revolutionskadaver, den ich durchwühle, und auch kein Genie, sondern nur automatische Lebensäusserungen sensitiver Individuen, die ihr Milieu ihnen abpresst. — Am liebsten möchte er in grader Linie von den Vätern der Chemie wie Lavoisier abstammen oder wie Buffon klassifizieren. Wo einst hierarchischer Grössenwahn eines Bossuet als Alp-

lastete, da trampeln heut kurzsichtige Milieupfadfinder mit gleicher anrempelnder Herrschsucht. Jeder Grössemassstab, jede Fernsicht geht verloren. Zu Mosaikgemälden wählte man grellbunteste Steine und die Gegenstände erinnern mit Vorliebe an gewisse pompejanische Malereien: das nennt man analytische Zeitschilderung. Schwefelfunken von neupatentierten Streichhölzern geben sich für Blitze aus, und was bleibt übrig? Ein subjektiver Selbstbetrug falscher Objektivität, nicht geringer wie derjenige Nietzschescher Subjektivität. Betrug und Selbstbetrug, dies des Jahrhunderts Signatur, wohin man schaut. Ganz treffend bemerkt auch H. St. Chamberlain, dass Nietzsche anfangs nur Kopist und Erweiterer des Bayreuther Meisters war, sich aber gegen Wagner auflehnte, um seine Unabhängigkeit zu bewahren: das echte Kennzeichen eines innerlich Unfreien.

Um mit den Begriffen Milieu und Rasse zum Abschluss zu kommen, müssen wir noch ein paar neuere Werke von Driesmans betrachten. Dieser Forscher wollte zuerst in einem fesselnden Buche „Das Keltentum in der Europäischen Blutmischung" im Keltoromanen sozusagen das Ewigweibliche, im Germanen das Ewigmännliche im Leben, Handeln, Dichten erkennen. Wahr, nur seine falsche Anwendung dieser Begriffe setzte ungewollt grade das von ihm gefeierte Germanische herab, dem er klipp und klar die Kunstbefähigung abspricht. Was bliebe dann noch geistig an uns zu feiern übrig, wenn Shakespeare, Byron, Goethe, Wagner mehr oder weniger Kelten wären? Lyrik und Reflexion, besonders Tiefsinn und Weltschmerz, sind der Kelten Erbe? Mit nichten! Grade echtlyrische Stimmung, der Philosophie verwandt, und überhaupt alles Reflektive wächst auf urgermanischmännlichem Gefühlsboden. Dies der grundlegende Unterschied zwischen den grossen germanischen Gedankendichtern des Hamlet, Faust, Kain (Byrons keltische Sentimentalität ist eine Driesmansche Entdeckung), die sich auch schon in den Visionen der Edda ankündigten, ja auch in halb romanischen Dante und Calderon, deren reflextive Idealität ganz anti-latinisch und anti-keltisch ihre germanische Blutmischung verrät, im Verhältnis zum Keltentum, wie es besonders in den Franzosen und Iren zu Tage tritt. Der

Kelte darf für sich in Anspruch nehmen: Gesellschaftssatire, Salonkomödie, zierliche Erotik, Familienroman, Schaubühne. Gründer der Salonkomödie in England: Ire Sheridan. Satire: Ire Swift. Erotische Lyrik: Ire Moore. Dazu gesellt sich besondere Pflege der Form (Klassizität in Frankreich, Kult des Prosastyls), die allerdings beim Germanen stets als minderwertig und nebensächlich behandelt — scheinbar, denn grade sein tiefsinniger Gedankengehalt, seine geniale Ursprünglichkeit lösen zuletzt die reinste erhabenste Form aus.

Pflege obiger Gattungen und der Form, jedes l'art pour l'art, ist weiblich-keltisch, dagegen männlich-germanisch Shakespeares formsprengendes Drama, Goethes und Byrons Gedankenpoesie, das gigantisch Weite des Nibelungenliedes. Der „Künstler" ist weiblich: er liebt. Liebt die Lebens-Erscheinungen und die Kunst an sich. Der Germanendichter liebt nur das All, das Ideenbild. Weder Leben noch Kunst nötigen ihm demütige Hingabe ab, geringschätzig steht er als Freier über allen äusseren Formen. Kunst dient ihm nur als Ausdrucksmittel, um seinem Innenleben Luft zu machen. Ein Genrebildchen meisterlich herauszuputzen, das ist keltische Lebensliebe. Das Historisch-Philosophische ist ein Innbegriff des Germanisch-Männlichen, nur dem Germanen erreichbar, daher dem literaturbeherrschenden Judentum völlig unverständlich, das überhaupt zum Keltischen sich hingezogen fühlt.

In einem neuen Opus „Rasse und Milieu" weist Driesmans nun die Phantasmen J. St. Mills und Th. Buckles über die bildende Wirksamkeit des Milieu rundweg von der Hand, wie wir es nicht entschiedener tun könnten. Denn der abschliessende Beweis dafür, dass nur die Energie des Menschen selber und nicht sein Milieu den Ausschlag bei jedem Entwickelungsstadium gibt, liegt in Buckles eigenem Geständnis, das einerseits die Materiekräfte beschränkt und stationär, die des Menschengeistes unbeschränkter Steigerung fähig seien, andrerseits gerade ein ungünstiges Milieu die Energie steigert. Driesmans hätte hier klarer hinzufügen sollen, dass ein ungünstiges Milieu (des Nordens) eben ein „Milieu" von allergeringstem materiellem Einfluss vorstellt, ein günstiges (Tropan) hingegen gerade eins von über-

mächtiger materieller Kraft. Wenn also letzteres den Menschen fast gar nicht modelt, sondern nur das Animalische in ihm stationär erhält, ersteres hingegen die latente Energie freimacht, so folgert logisch, dass das materielle Milieu tatsächlich gar keinen, weil höchstens indirekten, Einfluss übt.

Driesmans schlägt sich mit Buckle herum, hätte aber erst auf Taine einen Blick werfen sollen, der sogar die subtilsten Geistesenergien vom jeweiligen Klima und Boden abhängig macht. Nun sagt Driesmans ferner, die Kultur bewirke eine rückschrittliche Auslese und sei der Antagonist der natürlichen: „Das Christentum ist der Todfeind des naturgesetzlichen Verlaufs der Dinge," weil es der Naturordnung in den Arm falle und ihre Zwecke der Höhenzüchtung durch Ausmerzung alles Schwächlichen und Kranken vereitele.

Ja natürlich, Rasseanbetung von Darwinisten und Nietzscheaner führt notwendig zu schonungsloser Brutalität des Ausmerzens. Aber konnte dem geistvollen Driesmans nicht eine höhere Idee dämmern, ganz im Bann seiner eigenen obigen Auslegung des ‚ungünstigen Milieu'? Ein solches nämlich, ein unangenehmes Zwangsmilieu, bildet jede Gesellschaftsethik für die gemeine Selbstsucht des natürlichen Menschen: es züchtet also zwangsweise ethische Instinkte auf. Da diese aber zugleich Sozialinstinkte sind und auf ihnen jede Möglichkeit der Kultur überhaupt beruht, wie wir an anderer Stelle ausführten, so dient also die Ethik gradeso wie ein hartes klimatisches Milieu zur Höherzüchtung der Energie, indem aus energischer Selbstüberwindung zugleich erhöhte Kulturenergie keimt. Wer sind nun die auszumerzenden Schwächlichen und Kranken mit ihrem Nullwert für die Rasse? Schon die urgesunden Hellenen, deren Schonungslosigkeit Driesmans entzückt, priesen ihre Krüppel Tyrtäos und Aesop und stellten Homer als einen Blinden, also Auszumerzenden, dar. Weshalb bestand denn eine übergrosse Zahl von Geisteshelden und Menschheitsförderern aus solchen Schwachen und Kranken? Kant, Newton, Spinoza, Schiller, Shelley, Mozart, Lenau, Pascal, Leopardi, um nur einige zu nennen, hätten also ausgemerzt werden sollen, im Grunde auch Goethe, der in der Jugend mehrere Blutstürze überstand, oder Byron, dessen Nervensystem einen

wurmstichigen Punkt enthielt, vor allem der schwerkranke Gesundheitsprediger Nietzsche und der blinde Dühring!

Weshalb entwickelt nun die Natur Genie aus Morbidität? Offenbar aus gleichem Gesetz vom ‚ungünstigen Milieu.‘ Ein ungünstigeres gibt es nicht, als pernamente physische Kränklichkeit, aber gerade dies scheint die geistige und sittliche Energie am höchsten zu steigern. Man denke nur an Kants und Spinozas abnorme Willenskraft, ihrer Schwindsucht durch Vernunft Herr zu werden. So wird offenbar, dass Darwinismus und alles, was drum- und dranhängt, mit dem Geschwätz von survival of the fittest nicht nur zu ethisch niedriger Gesinnung, sondern auch alberner kindischer Unvernunft verführt.

Es soll nun ferner die arische Rasse durch die Eiszeit mit Auslese der stärksten Überlebenden heraufgezüchtet sein. Wie kommt es dann, dass die ganz minderwertigen Lappen und Eskimos sowie die höchst verschiedenen Finnen und Nordmongolen durch die nämliche Eiszeit nicht heraufgezüchtet wurden, vielmehr im Eisnorden als kleine schmutzige dümmliche Kulturunfähige sitzen blieben? Dass sie sogar brünett blieben, also die merkwürdige helle Hautfarbe der Arier gar nichts mit nordischem Klima zu tun haben kann? Dass auch der indische Zweig der Arier nicht das Gelb und Tiefbraun der Mongolen, Semiten, Malayen, geschweige denn das Schwarz der Neger annahm, obschon Indiens Äquatorklima notwendig die Haut hätte schwärzen müssen? Die Inder von echter Rasse sind im allgemeinen lichtbraun, oft nur leichtgebräunt, die nördlichen Himalayastämme sogar überraschend hellhäutig und Gesichtstyp echtrassiger Inder erinnert weit eher an Hellenen, als an irgendwelche asiatisch-afrikanische Rasse. Indem hiermit nochmals der geringe Einfluss des Milieu, selbst auf die äussere Erscheinung, bewiesen wird, zeigt sich gleichzeitig, dass die Rasse etwas Konstantes sei, das auch in der Urzeit nicht durch irgendwelches Milieu wie „Eiszeit“ entstanden sein kann.

Wie wäre sonst zu erklären, dass dies Eismilieu das physisch und geistig höchste Arische neben tiefstehendem (Lappen, Eskimos) Menschenmaterial gezüchtet haben soll? Driesmans begeht also derbe Inkonsequenz, wenn er zwar die historisch

gegebene Rasse als etwas festes und über Milieu erhabenes, dagegen vorhistorische Urrasse als Ergebnis eines Milieu ansieht, zumal ja Naturgesetze sich nicht ändern und vorhistorisch das Gleiche zutreffen musste wie historisch. Von Atlantiern und Lemuriern, wovon ein konfus tiefsinniges Buch „Im Schleier der Maja" (von Beowulf, deutschvölkischer Schererverlag) doch einiges zu wissen scheint, träumt natürlich Driesmans nichts, der wohl jede esoterische Überlieferung für unwissenschaftlichen Schwindel hält. Wenn er aber die Arier erst durch Anstoss der hamosemitischen alten Kultur (Ägypten, Babylonien) aus dem Halbschlaf erwachen lässt, wie erklärt sich dann, dass die Ägyptische Geheimlehre, wie sie in Eleusinischen Mysterien nach Hellas verpflanzt, sich geradeso bei den Gallischen Druiden fand, deren Geheimschriften Cäsar in Bibracte verbrennen liess, da die Kelten doch sicher mit Ägypten in keiner Verbindung waren, dass Ähnliches den Azteken in Amerika nicht fremd war und die arischen Inder ohne jede Beziehung mit Hamosemiten die Urweisheit in noch viel höherem Masse erwarben? Die einzig stichhaltige Erklärung bleibt daher die Annahme jener vorhergehenden Urrasse der Atlantier, als deren Überbleibsel die begabtesten und edelsten der historisch beglaubigten Rassen gemeinsam ihr Erbe antraten.

Ob endlich Driesmans theoretisches Steckenpferd, das eben nicht reine Rasse, sondern Blutmischung mit einer andern den alleinigen Kulturanstoss gebe, nicht unkontrollierbare Sprünge macht? [1]) Wir wollen ununtersucht lassen, ob die Slavisierung des östlichen Deutschlands wirklich vollzogen sei, da die germanischen Eroberer massenhaftes Ausrotten systematisch betrieben und ein guter Deutscher sich nie mit Slavinnen paarte. Driesmans weiss vielleicht nicht, dass auch unter der Wendenherrschaft ein unterdrückter Germanenstamm im Lande verblieb, erheblich verschieden von den westelbischen Deutschen, und es wäre leicht möglich, dass wir bei der späteren Vermischung nach Unter-

---

[1]) Beiläufig gesteht Darwin selber, „dass blosser Akt der Kreuzung an und für sich nicht gut tut." Die zu kreuzenden Individuen müssten „unbedeutend von einander verschieden sein." (Schriften über Variieren der Tiere, Selbstbefruchtung im Pflanzenreich.)

gang der Wenden für slavisch halten, was bloss dies verstohlene Germanentum war. Preussens politische Befähigung aus Slavenmischung abzuleiten, scheint uns sehr gewagt. Denn einerseits bedeuten die Hohenzollern, die doch dabei den entscheidenden Faktor bildeten, ein urdeutsch fränkisches Geschlecht, andererseits hielt gerade der Deutsche Orden, die gewaltigste politisch-militärische Institution des Mittelalters, von welchem Königreich Preussen überhaupt erst Namen und politischen Beruf übernahm, am peinlichsten auf Reinerhaltung der Rasse und gründete auch die urdeutsche Kultur der Ostseeprovinzen auf erbarmungslose Abschlachtung aller Esthen und Livländer.

Ausserdem heisst es unsere alte deutsche Herrlichkeit beschimpfen, wenn man das Preussentum in Gegensatz dazu stellt, als ob Ottonen, Salier und Staufer (letztere allerdings mit romantischen Zutaten) nicht die gleiche politische Spannkraft betätigt hätten! Auch die Hansastädte, sowie die Rheinischen und Fränkischen, die sämtlich mit Slavenmischung nichts zu tun hatten, zeigten Unternehmungssinn, Kraft und Härte genug. — Kaum anders stehts mit Keltischem in England. Die Zusammendrängung der Gälen in Irland, Wales, Hochschottland beweist, dass eben eine Blutvermischung nicht stattfand. Wäre dies aber in den Jahrhunderten sächsischer Herrschaft irgendwie der Fall gewesen, so bemerkte man jedenfalls blutwenig von einem Kulturanstoss.

Erst als Wilhelm der Normanne mit strengem Herrscherblick umherschaute: „Per la resplendar De, bei Gottes Glanz! Diesem Zustand werden wir ein Ende machen," begann Englands politisches und künstlerisches Kulturleben, ward ihm das normännische Eroberertum seelisch aufgedrückt. Man könnte nun, obschon Driesmans selber diese Normannen als Germanen auffasst, einwenden, dass sie teilweise mit Franzosen blutvermischt und jedenfalls von einer Menge Nationalfranzosen bei ihrer Wikingfahrt nach England begleitet gewesen seien. Allein, der französische Adel und seine Kriegergefolgschaft war damals noch ganz fränkisch, unkeltisch. Unter Normannen und Franko-Romanen wird schwerlich ein Zehntel keltischen Blutes sich gemischt haben. In jedem Falle aber ergäbe sich im

Gegensatz zur völligen Kulturunfruchtbarkeit der vorherigen jahrhundertlangen Berührung von Sachsen und Gälen, dass der Kulturanstoss nicht von der Fremdrasse selber abhängt, sondern von jeweiligen Bedingungen, unter denen dieser Eintritt eines neuen Blutfaktors sich vollzieht.

Driesmans meint spöttisch: wenn es auf Reinheit der Rasse ankomme, dann hätten gerade die ungemischten Skandinaven höchste Kultur entfalten müssen. Dies scheint grober Trugschluss. Denn deren geringe Teilnahme an Kulturtaten im Verhältnis zu Briten und Deutschen erklärt sich durch geographische Absonderung von Europa, Armut des Landes und so überaus spärliche Bevölkerungsziffer. In Anbetracht dieser haben einst Dänemark und später Schweden (von Gustav Adolf an bis Karl XII., ja sogar noch unter Gustav III.) eine abnorm grosse Rolle gespielt.

Man vergleiche doch mal andre kleine Völker damit: die keltisch gemischten Niederlande und die Schweiz, die portugiesische Mischrasse. Auch in kultureller Hinsicht. Welche Namen hätten diese etwa Thorwaldsen, Holberg, Öhlenschläger, Andersen — Tycho de Brahe, Linné, Bellmann, Tegnér, Strindberg — Ibsen, Björnson — entgegenzustellen? Feldherrn wie Gustav Adolf, Torstensohn, Bannér, Karl X., Karl XII., Staatsmänner wie Oxenstjerna haben sich in Europas Geschichte tiefer eingeschrieben, als sogar englische Männer gleichen Schlages in Beziehung zum Kontinent. Vor allem aber eins: nirgendwo auf der ganzen Welt besteht eine so breite Schicht vornehmer Bildung und ästhetischen Genusslebens wie in Skandinavien. Wer also Geistkultur nicht nach der Zahl einzelner Genialer, im Widerspruch zu endlosen Philistermassen, sondern nach der Zahl wahrhaft Gebildeter misst, muss Skandinavien den Vorrang vor sämtlichen Ländern des Erdballs einräumen. Überhaupt lässt sich Driesmans Mischungstheorie nur deshalb nicht erschöpfend widerlegen, weil die uns bekannten historischen Kulturvölker fast durchweg Mischlinge zu sein scheinen, was wir freilich für Azteken und Chinesen schon verneinen müssen. Höchst merkwürdig, dass die reinmongolischen Chinesen eine selbständige Kultur entfalteten, die so oberflächlich überschätzten Japaner Mischlinge (Chinesen-Malayen)

hingegen nur China oder Europa geschickt nachahmen konnten. Ob die Hellenischen Pelasger wirklich von Semiten (Phönikern oder Ägyptern) befruchtet wurden, scheint mehr als zweifelhaft selbst für die Jonier; jedenfalls fand diese Mischung nur in anscheinend geringem Masse statt, zumal die Hellenen bis zuletzt einen reinrassigen arischen Körpertyp behielten.

Sie, das Urbild aller Lebenskraft und Genialität, dürften also schwerlich zu den Mischrassen gehören; bei den byzantinischen und neugriechischen Mischlingen hat man aber nicht viel Kulturelles wahrgenommen. Und endlich die Inder — betont nicht Driesmans ausdrücklich deren Streben, durch Kastenwesen die Rasse rein zu erhalten? Nun wohl, Indiens Verfall beginnt erst mit Eindringen der Arabo-Parsen (Mahmuds des Gaznaviden Eroberungszüge) und vor allem der Mongolen (Moguls von Delhi), sowie wahrscheinlich späterer Mischung mit der verachteten Urbevölkerung. So lange das reine Ariertum der Brahminen- und der Buddhaepoche sich vornehm als Herrenvolk reinhielt, folgte auf heroisches Kriegertum (siehe Porus gegen Alexander) die holdeste grossartigste Kulturblüte, deren architektonische Reste und prachtvolle Dichtungen neben unvergänglichen Denkerwerken wir noch heut bestaunen, wuchsen die strahlenden Märchenstädte Palimbotra (Pataliputra) und Benares empor, erstand nach Gotamo Buddha der grösste Herrscher als Buddha der Tat, der nie genug zu verehrende Heilskönig Asoka. Kennte Driesmans dessen unsterbliche Felsenedikte, alle auf dieselbe Saite gestimmt: „Es gibt keine Übersättigung in der Arbeit. Die wahre Arbeit aber ist die für das Gemeinwohl", so würde er wohl seine seichte Auslegung unterlassen haben, dass hier ein zu günstiges Milieu die arische Rasse entnervt und ihr als Rettung vorm Versumpfen in Sinnengenuss klägliche Weltentsagungsreligion aufgezwungen habe.

O nein! Dass diese Arier aus hehrster denkerischer Erkenntnis zugleich die erhabenste Heldenkraft der Ichverneinung gewannen, liefert vielmehr umgekehrt erst recht den neuen Beweis, dass weder günstiges noch ungünstiges Milieu das tiefste Wesen der Rasse ändern. Die stolze Todes- und heroische Genussverachtung des Indischen Arya stimmt das Hohelied der Rassenreinheit an, tut aufs neue

dar, dass die Rasse auf einem mystischen Urgrund wurzelt jenseits der uns erkennbaren Materie. Ganz witzig bemerkt der Autor des oben zitierten seltsamen Theosophieversuchs „den Schleier der Maja“: „Könnte der Frosch sicht nicht von Innen heraus grün färben, so könnten Äonen vergehen, und die Nichtgrünen zusammen mit den Garnichtgrünen hätten sich durch die Storchauslese noch immer nicht zu Ganzgrünen herausgepaukt.“ Das Positive des letzten Urgrunds, von unsrer Negierung äusserlicher Milieukausalität unangetastet, entzieht sich völlig unsrer Wahrnehmung. Und so bleibt denn die Rasse — leiten übrigens nicht auch die Juden ihre zähe Widerstandsfähigkeit von ihrer Reinrassigkeit her? — ein ungelöstes Rätsel, alles Milieugeschwätz aber unwissenschaftliche Oberflächlichkeit. Eine Milieuästhetik gibt es nicht. Alle Ästhetik ist, richtig begriffen, nur Ausdruck der Ethik: „Tutti gli amori . . tendono alla divina bellezza“ (Giordano, Eroici fuori).

C. Historische Grössen.

Beim schönen Bedürfnis der Menschennatur, historische Grössen pietätvoll zu ehren, ziemt es sich, fein behutsam vorzugehen. Denn bringt die Welt eine so zartfühlende Rücksicht bei Lebzeiten des Gefeierten nicht immer nur dem äusseren Erfolge entgegen, huldigt der im Erfolge ausgedrückten Macht? Die Menschheit erkennt nicht den Cäsar, falls er in Lumpen vor sie tritt, sondern nur sein Staatsgewand, erkennt die Grösse nur am Lorbeer und Purpur und Kothurn. Und doch macht der Kothurn den Mann nicht grösser, „stell' dich auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer, was du bist“. Der junge Bonaparte, hungernd und als öder Projektenmacher verhöhnt, der gestürzte und beschimpte Gefangene von St. Helena, erfreuten sich des gleichen Riesenwuchses, wie der Obersultan des Dresdener Hoflagers von 1812. Wahren Geisteshelden erblühen keine treugehorsamsten Ehrfurcht-Wallfahrten und ihre Monumente setzt immer nur eine unbefangene Nachwelt. Darum wird

man die wirkliche Wertung historischer Grössen getrost der Zukunft überlassen dürfen, die Gegenwart greift fast immer fehl in Liebe und in Hass. Carlyle versteigt sich in seinem Mirabeau-Essay sogar zu dem kühnen Ausspruche, dass man das Urteil der Zeitgenossen über einen Originalmenschen genau umkehren müsse, um das Richtige zu treffen.

Wie Mancher ist nur unsterblich, so lange er lebt! Überraschend und widerspruchsvoll stehen die Gestalten der Könige und Herrscher zwischen den Parteien ihrer Zeit, von Anbeginn bis Ende ihres Lebens wechseln die Auffassungen. Man vergesse nicht, dass selbst das Urteil der geschichtlichen Kritik lange schwankt; wie viel mehr das der Zeitgenossen, von der Parteien Hass und Gunst getrübt. So hiess z. B. ein älterer König der französischen Geschichte, der eifrige Reformer Ludwig XII., Vater der armen Leute infolge mehrfacher innerer Reformen, die höheren Stände aber hassten ihn als hart und geizig, und in seiner auswärtigen Italien - Politik zeigte er sich als schwachen Phantasten.

Oder nehmen wir ein bedeutenderes Beispiel, Gustav Adolf. Im deutschen Reichstag hat ein Zentrumsredner gewagt, den Schwedenkönig schlankweg „Mordbrenner“ zu schimpfen, und ein Nationalliberaler nannte dies den frechsten Schlag ins Gesicht des evangelischen Deutschland. Der Klerikale bezog sich offenbar auf eine unbewiesene, allerdings auch von Ranke als wahrscheinlich betrachtete Mythe über absichtliche Brandstiftung schwedischer Agenten im eroberten Magdeburg, um hiedurch, etwa im Stil der bekannten 1812-Fabel vom freiwilligen Brande Moskaus, die Erbitterung der Protestanten auf den Siedepunkt zu steigern. Immerhin sollte gerade das Beispiel Magdeburgs, wo Tilly und Pappenheim die schändlichsten Greuel ihrer Kroaten und Wallonen zuliessen, den Vorwurf „Mordbrenner“ im Munde frommer Katholiken ersticken. Aber wirkt es nicht gerade so drollig, wenn Deutschland und sein Kaiser am 9. Dezember 1894 den Gustav Adolf-Tag feierlich begingen?

Umsonst umgibt man diesen angeblichen Befreier Deutschlands mit mystischer Glorie, als habe hier ein selbstloser Don Quixote für ideale Güter die Lanze eingelegt. Der

Enkel normännischer Wikinger stieg zu Rosse, wie sein Nachfahre Karl XII., einfach um Ruhm und Beute zu ergattern. Erst als die Kaiserlichen nach Jütland vordrangen und Wallenstein Stralsund fast eroberte, witterte der Schwedenkönig Morgenluft und rief die evangelische Welt zur Rache auf, weil er seine eigenen Grenzen bedroht sah. Die Etappen seiner weltgeschichtlichen Kriegsfahrt bilden: das kaltblütige Opfern Magdeburgs, zu dessen Entsatz er gelandet zu sein vorgab, ferner das Abnehmen eines Huldigungseides an die Krone Schweden in der ihm heiligen Stadt der „Augsburger Konfession", und endlich das höfliche Mitmachen einer Messe in München nebst traulicher Zwiesprach mit den dortigen Jesuiten. Wenn so der bigotte Lutheraner verfuhr, so wurde die fromme Gesinnung des Glaubenshelden schon dem alten Historiker Gfrörer verdächtig: er habe seine Anhänger „mit solideren Dingen als theologischen Redensarten" an sich gefesselt! Und selbst der Theologe Hagenbach in seinen Vorlesungen über die Reformation (IV., 64) bedauert den weltlichen Ehrgeiz eines Herrschers, von dem übrigens Wallenstein das treffendste Bild entwarf: man müsse bei Dem „mehr auf die Fäuste als auf das Maul sehen", d. h. auf das, was er tat, nicht auf das, was er sagte. Aus den Dokumenten im Geijers Schwedischer Geschichte geht zur Genüge hervor, wie richtig Ranke („Geschichte Wallensteins", 264) urteilt: „Er hatte sein schwedisches Interesse keinen Augenblick aus den Augen verloren." Mit Vergnügen fanden wir das naive Bekenntnis seines Oxenstjerna: der König habe sein Absehen prinzipaliter auf Pommern gerichtet. Er schlug sich anfangs um die Herrschaft der Ostsee, später um Schwedens Protektorat über eine Art norddeutschen Rheinbundes, wo nicht gar über ein deutsches Föderativsystem beiderlei Konfession unter schwedischer Personalunion. Seine Nachfolger wirtschafteten nur in gleichem Sinne fort. (Vergl. Gustav Freytag „Aus dem Jahrhundert des Grossen Krieges", 101.) Wir selbst fügen hinzu, dass Gustav Adolf Mainz und Landshut unerschwingliche Steuern auferlegte, Frankfurt a. d. Oder plünderte. Sein anständigster Nachfolger, Torstenson, ver-

hängte über Leipzig eine unerhörte Kontribution, und Banner, der sonst die Deutschen als die besten Soldaten liebte, hauste wie ein Mongolenchan. Oxenstjerna erliess den vandalischen Befehl, alle deutschen Kunstwerke, Bibliotheken, Kostbarkeiten etc. systematisch nach Upsala zu schaffen, vermutlich weil sie dort sicherer waren. So sehen die „Befreier" der armen Menschheit in der Nähe aus! Der deutsche Michel aber begeht nach wie vor seine schöne Gustav Adolf-Feier und nennt seine protestantische Hauptverbindung ‚Gustav Adolf-Verein'.

Solche Dinge machen stutzig. Wenn man die masslosen Bismarck-Hymnen ernst nimmt, wonach dieser Willensmensch einfach unter die Zahl mythischer Halbgötter versetzt scheint, denen nichts Kleinmenschliches mehr anhaftet, so mag man sich ketzerischer Zweifel nicht erwehren. Inwieferne soll denn beiläufig Bismarck die höchste Potenzierung des Germanentums vorstellen? Sein Vater war ein Märker, seine Mutter aus dem Königreiche Sachsen; beides halbslavische Mischlingsgebiete. Zum Überfluss trägt Bismarcks Physiognomie den unverkennbaren wendischen Typus in Nase und Mund; sein Schädel streift ans Viereckige. Solche Gesichter findet man niemals westlich der Elbe. Darum hat uns auch immer bedünkt, dass der Vergleich mit Peter dem Grossen am nächsten liege, gewiss nicht mit Cromwell, wie Carlyle einmal wollte, allerdings mit dem abschwächenden Zusatz: ein Cromwell niederen Styls, wie er in unsere entartete Epoche passe! Man hat ihn in der Konfliktszeit mit dem starrköpfigen Minister Karls I., Strafford, verglichen; heute wird man diesen geschichtlichen Individualmenschen am besten durch den Vergleich mit dem jüngeren Pitt, dem allmächtigen Reaktionspremier Englands gegen die französische Demokratie, werten können.

Bestimmt von den Schiebungen der Möglichkeiten, sah der kalte Blick des Realisten stets nur das augenblicklich Notwendige. Wohl lebte ihm schon auf dem Frankfurter Bundestag sein Hannibalschwur im Herzen, die deutsche Erbschmach zu sühnen, doch erst 1870 erstarb in ihm der starr in sich abgeschlossene preussische Junker. Wenn er

schon 1861 in einem vertrauten Briefe die konservative Anschauungsweise eine Don-Quixoterie nannte und die Kleinstaaterei ein Treibhaus von Partikularbestrebungen, so hat er sich selbst doch nie völlig von solchem Ideenkreis losgerissen. Seiner Meisterschaft im diplomatischen Schachspiel 1864—70, wo er zuerst Österreich und dann Frankreich düpierte und dabei noch obendrein öffentlich ins Unrecht setzte, wird man geziemende Bewunderung nicht versagen können. Als er 1863 Österreich den guten Rat gab, seinen Schwerpunkt nach Ofen zu verlegen, lachten die pfiffigen Staatsklugen Wiens über solch burschikose Offenheit. „Il est fou", höhnte Napoleon über den preussischen Gesandten in Biarritz, wo Bismarck tatsächlich, laut Mérimées Erinnerungen, den „wilden Mann" simuliert zu haben scheint.

Doch dieser Übersprudelnde, dessen jovialer Wahrheitsdrang oft seiner beredten Zunge nicht Halt gebot, brauchte nicht zu lügen, da er sich zufällig Eins wusste mit der unabwendbaren Logik der Dinge. In der Bismarck-Biographie des „Times"-Korrespondenten Lowe sekundiert dieser seinem Helden sogar in beissendem Spott auf die leeren Charlatanerien britischer Staatsmannschaft, obschon er dann wieder, wie jener in der Versenkung verschwundene Sir Charles Dilke in seinem Buche „Greater Britain", von einer „neuen Ära der englisch redenden Rasse" in den Kolonien fabelt.

In England predigen alte Gladstonianer Anschluss an Frankreich und Russland, doch schon 1887 fiel im Unterhause die Äusserung: „Es wäre äusserster Wahnsinn, auf Erhaltung des britischen Reiches zu hoffen ohne Deutschlands Freundschaft". Solch' heilsame Selbsterkenntnis reisst auch viele englische Schriftsteller, wie z. B. Sidney Whitman, zu Posaunenstössen auf das kaiserliche Deutschland hin. Wenn neuerdings ein Umschwung eintrat und Hass gegen die Deutschen, die ein unverschämter Kipling als „Goten und Hunnen" besingt, ein Losungswort in England wurde, so sieht man recht, wie wenig auf Liebe und Hass, Lob und Tadel des Auslands zu geben.

Im Auslande trüben Beweggründe, die eine volle Unparteilichkeit ausschliessen, das unbefangene Empfinden nicht minder, als im Inlande, gilt es eine Grösse abzuschätzen.

Wir möchten gar keine persönliche Stellungnahme unserem abgewogenen Urteil beimischen, wir konstatieren nur. Da vermeiden wir denn nicht zu betonen, dass Bismarck im Innern die Zerklüftung unseres Parteilebens erweiterte und zur Versöhnungspolitik eines Richelieu nur im Anfangsstadium des Norddeutschen Bundes entsprechende Ansätze machte. Seine allzu hitzigen Anläufe gegen die römische Kurie schnellten in Canossafahrten zurück. In einem als Festgabe gestifteten „Bismarck-Katechismus" findet sich nirgends ein Zeugnis von Unendlichkeitssinn, sondern nur Phrasen von Augenblickspraktiken. In Bismarcks Briefen spricht immer nur der praktische Weltmann, dem sich Welt und Leben um die Tat der Stunde drehen, ohne Ausblick in die Ewigkeit des Vergangenen und Künftigen. Gewiss muss man die rüstige Frische bewundern, mit welcher der Greis dem banausischen Gelobhudel der rührend eifrigen Interessenten standhielt und ihre öden Sprüche mit gehaltvollen Gaben staatsmännischer Erfahrung vergalt. Aber der geistige Umfang dieser an sich vorzüglichen Redeergüsse wird doch wohl bedeutend überschätzt. Bismarck gab hier am Rande des Grabes offenbar alles, was er zu sagen hatte, sein Gedankenkreis bleibt aber eng, selbst in den politischen Realitäten, die auch den Greis allein beschäftigen. Von der pangermanistischen Zukunft der deutschen Rasse und von der sozialen Frage weiss er nichts zu orakeln. Immer und immer wieder die Dynastien, vor denen er das Knie beugt, ein treuer Diener seines Herrn! Von der Monarchie, ja sogar vom deutschen Föderativsystem erwartet der greise Staatsmann noch heute das einzige Heil, wie einst der konservative Junkerheisssporn des preussischen Landtages.

Herbert Spencer führte einmal aus, dass man grossen Tatmännern keinen Dank schulde. In bedingtem Masse wird man dem beipflichten. Nicht aus Opferdrang für die Volksgenossenschaft, sondern aus eigenstem Auslebedrang betätigt sich die historische Grösse. Fremd dem idealen Martyrium des Künstlers und Forschers, beseelt sie nur der Wille zur Macht. Diese Macht aber gehört nur dem Augenblick an.

Unerbittlich geht die logische Entwicklungsmechanik der Geschichte vorwärts. Wer heute die Welt bewegt, ist morgen vergessen.

In seinen taktischen Massnahmen parlamentarischer Kämpfe war er keineswegs unfehlbar. In der Konfliktszeit Mai 1863 erliess er jene Vertagungsordonnanz an die Kammern, für welche, wie Lassale („Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag“) äussert, „viele Fortschrittler Herrn v. Bismarck innerlich auf ihren Knien dankten.“ Wenn er sie hätte immer schwatzen lassen, wären sie der Nation und sich selber vollends zum Ekel geworden, zumal ihre Mehrzahl, wie die Rheinische Zeitung ausplauderte, Neigung zeigte, zu Bismarck überzulaufen. Für diesen bezeugt Lassalle eine aufrichtige Zuneigung: „Dass die Fortschrittsbäume nicht in den Himmel wachsen, dafür wird Herr v. Bismarck schon sorgen.“ „Die Fortschrittler liebäugeln mit den ausserpreussischen Fürsten, um Herrn v. Bismarck bange zu machen. Sie hoffen ihn einzuschüchtern durch Kokettieren! . . Und wenn wir Flintenschüsse mit Bismarck wechselten, so würde die Gerechtigkeit erfordern, noch während der Salven einzugestehen: er ist ein Mann. Jene aber sind alte Weiber! Und noch nie haben alte Weiber einen Mann eingeschüchtert, auch nicht, wenn sie nach andern Seiten liebäugelten.“ Ferner: „Es ist wörtlich wahr, was v. Bismarck nur in sehr milder Form gesagt hat: die Zeitungen werden von Leuten geschrieben, die ihren Beruf verfehlt haben.“ Lassalle glaubte also in Bismarck eine kongeniale Natur zu entdecken. Er verstand sich mit dem ihm befreundeten und damals von der Fortschrittspartei gehätschelten Maler der Befreiungskriege (wie später der Einheitskriege), Georg Bleibtreu, ganz besonders in diesem Punkte der Bismarckverehrung. Der treffliche Major Beitzke, Verfasser jener prächtigen populären Geschichte der Befreiungskriege, damals auch ein Liebling des Fortschrittsrings, erschien einmal als Abgesandter bei Bleibtreu, um dem Staunen und Entsetzen Ausdruck zu geben, dass dieser sich öffentlich zur Hoffnung auf Bismarck bekannt habe; vom schändlichen Lassalle habe man ja nichts anderes erwarten können!

So sehr diese patriotische Ahnung, dem gewalttätigen Junker werde noch eine hohe weltgeschichtliche Rolle zufallen, den Genannten Ehre macht, begreifen wir, offengestanden, solche Voraussicht nicht. Dem Psychologen scheint wundersam, dass der konservative Heisssporn noch in reiferem Alter gegen die holsteinischen „Rebellen" donnerte und dann urplötzlich sein grossdeutsches Herz entdeckte. Dass er erst im preussischen Interesse das Deutsche suchte, wird ihm freilich niemand verübeln und die Sozialdemokratie wird keinen zu ihrer Ansicht bekehren, er habe bloss auf eigene Faust waghalsige Abenteuer betrieben. Aber der innere Prozess, in dem sich Bismarck zu einem Grossdeutschen häutete, liegt noch völlig im Dunkel, die Lesarten widersprechen sich sehr. Keudell spottet in seinen Erinnerungen über das Bismarck beim Anhören der Asdur-Sonate untergeschobene Wort: „So als Held unterzugehen wäre schön!", worauf er die entscheidende Depesche nach Wien gesandt habe: „Nie hat Bismarck sich ein Untergehen schön gedacht!" Ei ja, das möchten wir beschwören. „Zu einem Entschlusse sich durch ein Musikstück bewegen zu lassen, wäre seiner Eigenart unmöglich gewesen. Wenn ich ihm abends vorspielte, so hatte das mit Politik nichts zu tun." Das heisst zu deutsch: Idealheroische Regungen lagen seiner im Grunde nüchternen und kaltprosaischen Natur ganz fern.

Man stellt sich gerne den Alten im Sachsenwalde vor, wie er die Bäume mit pantheistischen Augen ansieht, da er im vollen Widerspruch zu sonstigen christlichorthodoxen Äusserungen sich in seinen Memoiren zu pantheistischer Denkart ebenso bekennt wie zur ursprünglich republikanischen. Doch wir fürchten, er sah sich die Bäume wohl mehr als Holzhändler auf ihren Geldwert an!

Ja, diese Memoiren! Sie enthalten mancherlei politische Feinheit, sind auch gut geschrieben, wahrscheinlich von Lothar Bucher gefeilt. Diesen Freund Lassalles, einen feinen Kopf, einstigen roten Revolutionär (wie unser jüdischer Finanzminister Miquel) sich als Geh. Legationsrat beigebogen zu haben, zeugt von Bismarcks Vorurteilslosigkeit. Bucher, obschon eine nichts weniger als ethisch veranlagte Natur, nimmt sich sonst recht vorteilhaft unter ‚Seinen Leuten' aus.

Der pfiffige Busch, die Herren Schweninger und Lenbach, machen keinen Anspruch auf Tugendpreise und diesen Strebern reihte sich der famose Harden an, der glänzendste Publizist des Fin-de-Siécle, ein Herrchen von vielen Gaben und Geschicklichkeiten, der mit semitischem Geschäftssinn die Bismarcksituation auszubeuten verstand und als Bismarckianer sich im Stile seines Meisters gleichzeitig eine Rückversicherung mit der Sozialdemokratie anzubahnen hoffte.

Nie ward ein heimlicher Wunsch unheimlicher enttäuscht. Immerhin erfreut solche Diplomatie aus Bismarcks Schule. Auch dass er als grimmer Polenhasser sich lange etwas ausgesprochen Polnisches zum Lebenskameraden wählte, entsprach der Vielseitigkeit dieses Apostels für geistig Unbemittelte und notleidende Agrarier, die tief im dunkelsten Mecklenburg Hardens profunde volkswirtschaftliche Kenntnis des Ackerbaues ‚ohne Ar und Halm' bewundern.

Herr Felix Wittkowski-Harden — um Gotteswillen nicht ‚Isidor', da er jeden zu belangen drohte, der behauptete, er habe je ‚Isidor Wittkowski, geheissen, ganz recht: Felix, der Glückliche, was natürlich ungeheueren Unterschied macht und seine wahrheitsliebende Entrüstung rechtfertigt — brachte zuerst, wie er sich lieblich ausdrückt, seinen Vorgänger Paul Lindau zur Strecke. Diesem ward heuchlerisch eine Privatsache zur Last gelegt, die unter hundert Berliner Literaten in seiner Stellung kaum einer anders verübt hätte. Der schauerliche Mehring stellte den unglücklichen Paul an den Pranger als ‚einen von Seinen Leuten', weil allerdings Lindau vorher zu Bismarcks intimsten Hausfreunden zählte und der reizvolle ‚Bill' Jung-Bismarck Gefallen an Lindaus häuslichem Leben fand. Und siehe da, kaum war einer von ‚seinen Leuten' gestürzt, da kam just an seine Stelle der andere, der ihm's Bein stellte Nun, Harden ist ja ein lieber guter Übermensch und gegen ihn als bemerksamen Jahrhunderttyp haben wir nichts einzuwenden, zumal wir sein journalistisches Lebenswerk hochstellen und seine gewinnende persönliche Liebenswürdigkeit der äusseren Formen schätzen, die uns immer an die gefälligen Ringel einer Schlange gemahnte. Ein Blick in sein von der Seite treuherzig blinzelndes Schlangenauge gab unserem harmlosen Gemüt stets heilsame Anregung zu Studien in ‚komplizierter Psychologie.' Auch berührt wohltuend eine gewisse naive Nonchalance in seinen Briefen, deren spitze Schriftzüge so charaktervoll als lauter Dolchstösse sich ausprägen. Wie er in jenem Brief an den Literaten Hartleben, den dieser Gemütsmensch sorgfältig aufhob, bis er ihn an geeigneter Stelle publizieren konnte, „lieber ein Schurke als ein Dummkopf" sein wollte, so trieb er auf offener Postkarte an uns aus Friedrichsruh hohe Politik: Wie denken Sie über Russland? und schwärmte von Bismarcks feinhäutiger zartsinniger Seelenan-

mut. Diese nervöse Offenheit schlägt ja natürlich gegebenorts auch in masslose Erregbarkeit um, wie er uns denn brieflich „ergebenst“ anpöbelte: er habe sich von uns weder Ermahnungen noch Ungezogenheiten gefallen zu lassen — weil wir trocken und höflich seine Zustutzung von „Selbstanzeigen“ (eine schlaue Hardensche Erfindung) uns zu bemängeln erlaubten. Unter Kameraden ist ja so was ganz egal und wir trugen dem lieben guten Übermenschen nicht mal privatim nach, als er einst sich dreiste Unwahrheiten — wir hätten ihn meuchlings angegriffen — aus den Fingern sog. Ach, nur gewissen jüngeren Vertretern ward er gefährlich, wenn er ihnen vernichtende Freundschaftsvorreden schrieb. Wir haben keinen Grund zum Hassen.

Harden interessiert uns insofern, als er dem alten Herrn als Handlanger diente, um aufgespeicherten Groll gegen Wilhelm II. und viele andere zu entladen. Schon Busch leistete an versteckten Majestätsbeleidigungen Ungeheuerliches, nicht mal Friedrich Wilhelm III. blieb ungeschoren. Und Bismarcks eigene Memoiren verraten deutlich das gleiche Bestreben, immer nur Sich als Allvadur aller Deutschen lobzupreisen. Seine Äusserungen über seinen alten Herrn, dem er doch so besondere Mannentreue geschworen haben will, strotzen in ihrer herablassenden halbironischen Färbung von tiefgewurzelter Pietätlosigkeit. Bismarck weiss ja, dass er sich alles erlauben darf, vor jeder Abwehr gefeit bleibt. Kaiser Wilhelm II. wusste sich nicht anders zu helfen, als dass er umgekehrt vielfache Misstimmung durch sein oft wiederholtes Wort vom ‚Handlanger‘ wachrief. Wahrlich ein Schauspiel für Götter, wie die Mordspatrioten ihren Nationalheros zuletzt als Mehrer antimonarchischer Gesinnung kennen lernten. Man fälsche doch nicht, Bismarck habe je getreuer Altkonservativer und Thronanbeter sein können, wenn er mit solch brutaler Geringschätzung sich über alle monarchischen Personen wegsetzte, gar wenig von dankbarer Anhänglichkeit getrübt. Deshalb begreifen wir hinlänglich die gereizte und zornmütige Stimmung des Kaisers, der seinen Grossvater mit Recht über Alles verehrt, nicht nur menschlich, sondern wir entschuldigen das vielberufene Wort ‚Handlanger‘ auch halb und halb im Interesse historischer Wahrheit. Der Kaiser weiss oder ahnt, dass Deutschland durchweg den wahren Verdiensten Wilhelms I. nicht genügend Rechnung trägt, dass man alles und jedes aufs Konto Bismarcks und Moltkes setzt, sofern nicht offizielle Reden und

Toaste höfische Schmeichelei verlangen. Nun, den Beinamen ‚der Grosse‘ wird man ihm wohl nicht schmälern dürfen, da auch die Franzosen von Louis-le-Grand reden und der Monarch hier gleichsam als Repräsentant einer grossen Epoche ein Grosser heisst. Das Herrschertalent Wilhelms I. übertraf aber noch weit den Instinkt Louis XIV. für geeignete Persönlichkeiten, und wenn es ihm an eigentlich schöpferischer Genialität gebrach, erhob er sich doch sicher hoch über jedes Durchschnittsmass der Intelligenz durch seinen festen klaren Verstand und sein vornehm männliches Pflichtgefühl. Auch dünkt uns keine Kleinigkeit, dass dieser hohe Herr ein hohes Vorbild gentlemanliker Gesinnung, liebenswürdigen Wohlwollens und schlichter Menschlichkeit gewesen ist. Während unter der Lupe historischer Forschung nur zu oft ein legendärer Nimbus zerstiebt und grade die Fürsten diesem Prüfstein der Nachwelt so selten stichhalten, kann man hier nur ein für allemal feststellen, dass Wilhelm I. die Liebe und Zuneigung ganz Deutschlands in vollem Masse verdiente.

Seine rührende Bescheidenheit und vornehme Zurückhaltung trugen viel dazu bei, die törichte Fälschung zu verbreiten, die ihn gleichsam zur willenlosen Puppe seiner ‚Handlanger‘ erniedrigt. Lange ehe ein Herr v. Bismarck auf der Bildfläche erschien, nährte der Prinz von Preussen heimlich grossdeutsche Gesinnung. Dass man grade ihn als unentwegten Feind jeder liberalen Verfassung verfehmte, welche historische Legende noch im Volke lebt, griff gänzlich fehl, das Umgekehrte traf zu. Und lange ehe es einen Roon und Moltke gab, plante er jene Armeereorganisation, aus welcher Preussen in Wahrheit weit mehr seine Erfolge ableiten darf, als aus Bismarcks Staatskunst und Moltkes Strategie. Es rührt tief, dass der poetisch angelegte Prinz (er selber hat Verse gemacht) dem von ihm gefeierten Schlachtendichter Scherenberg als schlichte Gegengabe, die wohl wenig interessieren werde, jene Schrift überreichte, worin Wilhelm I. seine heeresbildenden Pläne zuerst ankündigte. Gewiss, er war nicht geistreich wie Prinz Karl, nicht exzentrisch genial wie Prinz Friedrich Karl, nicht kunstliebend wie Kaiser Friedrich, aber er war etwas Besseres: der Mann und Fürst, der auf diesem

Posten grade nottat und der obendrein durch seine musterhafte Lebenshaltung menschlich dem monarchischen Prinzip neue Verehrer gewann. Es bedarf kaum der Erörterung, dass schlechterdings keine Persönlichkeit gedacht werden kann, die sich ähnlich oder gar besser zu grade dieser welthistorischen Repräsentativrolle eignete. Nur dieser greise schlichte und doch so unendlich vornehme Mann war prädestiniert zum neuen Barbarossa der Deutschen. Hält man schon alleine diese Tatsache fest, so steht das historische Verdienst des vom Schicksal erkorenen Hohenzollern so begründet, dass man das offene und heimliche Nörgeln und Herabdrücken seiner Erscheinung, wie es so ziemlich alle Bismarckianer unter Vorantritt des Herrn Harden Apostata belieben, nur mit Verachtung strafen kann. Ausserdem liegt der Fall auch ganz anders, als diese naiven Heroenanbeter glauben, und läuft einfach auf das bekannte militärische Streitobjekt hinaus, wieviel dem Stabschef eines Armeeführers am Erfolge zukomme. Darüber hat der geistvolle und feldherrlich bedeutende Erzherzog Albrecht Beherzigenswertes gesagt, gegenüber dem Bestreben, die Custozzaoperation vornehmlich dem Stabschef John gutzuschreiben. Schon bei Blücher versuchte man, die Erfolge ausschliesslich Gneisenau anzukreiden, obschon jeder Kundige weiss, dass Blüchers fortreissende Heldenkraft unumgänglich nötig war, um Gneisenaus Ideen Eingang zu verschaffen. Wenn man nun Blücher trotz alles Genörgels als Nationalhelden ehrt, wenn der Custozzasieg sich an Erzherzog Albrechts Namen knüpft — hier machte die Sucht, fürstliche Helden grundsätzlich als ‚Handlanger' ihrer Beiräte zu stempeln, nicht mal davor Halt, dass Erzherzog Karls begabter Sohn auch das schriftstellerisch-theoretische Talent seines Vaters erbte und seinem Stabschef John an Wissen völlig gleichstand —, so trifft dies mit gleichem oder grösserem Recht für den Erfolganteil zu, den an Wilhelm I. ein gerechtes geschichtliches Urteil abzutreten hat bezüglich aller politischen und militärischen Massnahmen seiner Regierung. Denn Er trug eben die Verantwortung, wie der Kommandierende gegenüber dem Stabschef, den er mit seinem Ansehen und Namen deckt, und nur wenige ahnen, was dies besagen will. Wer übrigens

je das Glück hatte, den alten Herrn improvisierte oder vorbereitete Reden halten zu hören — ebenso musterhaft in der Form, wie oft edel und fein im Inhalt —, wer aus einiger Nähe in dies nachdenklich ernste ausgearbeitete Gesicht gesehen hat, wird die alberne Mythe von dem ‚Unbedeutenden‘ nur herzlich belachen. Nein, ebensowenig Bismarck ein blosser Handlanger des Monarchen, ebensowenig der Monarch ein blosser Handlanger seines Ministers. Beide ergänzten sich einfach mit unbefangenem Takt in glücklicher Weise. Wo aber trug der Jupiter tonans von Friedrichsruh je diesem Verhältnis ehrlich Rechnung, wo gab er dem Kaiser, was des Kaisers ist?

Und wie der Herr, so der Knecht. Hardens Bismarckorgan verfolgte hauptsächlich den Zweck, alle andern Erscheinungen der Bismarckära dem Volke zu verekeln, mit erhabenem Biedermaierpathos wider alle abhängigen Tintenkulis sich brüstend. Bah, lästige Vorurteile eines unschlauen Idealismus stören nur den Frieden des Menschengemüts, aber geschwollene Phrasen von Männerstolz vor Fürstenthronen sind eine brauchbare fable convenue. Das Interesse des zahlenden Publikums an journalistischen Heldentaten sänke auf Zero, wenn wir uns nicht Hardens gediegene Gesinnungspracht in unsrer Mitte erhielten. Es wäre unvernünftig, wenn wir für das Vergnügen seiner Ausrottung uns einem solchen Verluste aussetzen sollten. Einigen wir uns über den Typ eines Zukunftsjournalisten, wie die Gegenwart ihn heischt. Immer spiele er kaltblütig Komödie im Leben, um sich für das Vorbinden wechselnder Masken im Federberuf in steter Übung zu erhalten. Doch Komödienspiel wird Maximilian fälschlich vorgeworfen, wo seine stille unglückliche Liebe für Kreuzritter ihn ködert. Hier ist die Stelle, wo er sterblich ist, ein bezauberter Snob. Überwältigend scholl einst sein ergebungsvolles Geklage, als der famose Hammerstein den getreuen Agrarier mit schnödem Fusstritt bei Seite stiess — kein Tintenkuli, sondern ein Freiherr (Zuchthäusler)! Diese köstliche Logik verriet aber nur hochstrebende Sehnsucht nach Vornehmheit in des Jüdchens parfümiertem Gemüte. Weil er sich eben selbst als Junker nnd Herrenmensch fühlte, hat er auch's aristo-

kratisch edle Weidwerk des Kritisierens zur nobeln Passion erkoren. Als er noch ein ganz kleines Literaturjungchen war und dem Mossetageblatt feuilletonistische Handlangerdienste frohndete, hat er mit einigen Noveletten seine Unfähigkeit zu gehirnschweisszehrender Produktion beweisen wollen. Dies gelang ihm völlig und niemand wird ihn mehr im Verdacht haben, dass sein Kritiksport je so weit heruntersteigen werde. Auf allerlei Steckenpferden als flotter Causeur hin und her rasselnd, spritzt sein gewalttätiger Stil sein wohltätiges Gift nach „oben“ hinauf und wieder hinab bis zum untertänigsten Dichter. Dabei zeigt seine sittliche Makellosigkeit ihr blütenweisses Vorhemd: seht her, ich habe reine Wäsche an! Sein Patentverfahren dafür interessiert gewiss alle chemischen Waschanstalten. Dieser Cato, dessen Spezialdomaine sittliches Pathos, vollzieht seine Zickzackkurse, chamäleontisch vom Radikalrot bis zum Ultrablau schillernden Schwenkungen, deren Menge noch mehr als ihre Kunst besticht, mit leichtbeschwingter Schreibfertigkeit. Wie Bismarck immer einen gegen den andern ausspielte, so verteilt Meister Harden, der gleich dem ‚heimlichen Kaiser‘ des tollen Rembrandtdeutschen (Ich als Erzieher) unsere Geschicke lenkt, sein journalistisches Wohlwollen je nach Bedarf des Augenblicks. Die mit affenartiger Geschwindigkeit annektierten Belesenheitsdokumente zur symmetrischen Ausschmückung des Artikelgebäudes umrahmen, wie die Papierschnitzel der Citatenhatz es grade an die Hand reichen, beliebige Ergüsse über echtmonarchisches Gefühl, Trüffelpurée und andere nahrhafte böhmische Dörfer. Schade, dass unser Tausendsasa als waschechter Konservativer den Maximilian Robespierre nicht leiden mag! Denn auch er ist der Unbestechliche, der Arme, der in strenger Dürftigkeit nur dem Wohle der Menschheit lebt, das reine Opferlamm, gegen das sich alle Tintenkulis verschworen haben. „Ich bin noch immer arm“, winkte er mal seinen Verläumdern, obschon man ihm ausrechnen kann, dass er just eine halbe Million der Zukunft abgewann. Mit kleinem Pfunde schlau zu wuchern, das können nur Missgünstige verargen. Angst vor Polypenarmen des Strafgesetzes? Hatte er doch die Riesenfigur des grollenden Reichsgründers im Rückhalt, der über sein zierliches

Figürchen den deckenden Schatten warf! „Seit ausser Kurs die Tugend ist, kurisirt der Rubel sehr,“ solche Platensche Versmünze gehört der Vergangenheit an, nicht den alten und neuen Kursen der Jetztzeit, und Harden hatte sich sogar von der „Gegenwart“ abgewendet, um einer schönern Zukunft entgegen zu wallen. So wie Bismarcks Wandlungen nur vom Zweck der Nationaleinheit gelenkt, so hält sein treuer Knappe unverbrüchlich einheitliches Ziel vor Augen, nämlich seine Zukunft. Sein Meister verriet zwar in Unterredung mit Jokai, dass ihm das Slaventum nicht sonderlich behage; Harden aber, als Nietzscheaner zum blondbestialen Knutentum hingezogen, begeistert sich nicht freiwillig-gouvernemental, sondern edelmenschlich für juchtenduftiges Zartum. Doch einen so monarchischen Geist darf man nur mit Monarchen vergleichen, wir huldigen ihm daher als Maximilian dem Letzten Ritter. So hiess unser braver alter Kaiser Max, weil er in hochtrabenden Redeübungen sein elendes Zeitalter beschimpfte. War aber dabei ein verdammt praktischer Kerl, der eine brillante Heiratspartie machte, bei Reichsständen und Verbündeten schnorren ging und wegen schäbigen Geizes verrufen war. Wie Maximilian der Letzte Ritter, nüchtern klugen Erwerbssinn mit idealem Pathos verschmelzend, kühn die Tiroler Alp durchpirschte, so kraxelt auch unser zierlicher Salontiroler mit der Feder als Bergstock immer höher zur Zugspitze des Erfolges, der „zieht.“ Manchmal zieht es aber dort oben von gefährlichen Winden und man versteigt sich dabei. Auch Kaiser Max verstieg sich an der Martinswand, doch siehe da, er kam heil davon, und aalglatter Spürsinn findet immer ein Loch zum Durchschlupf.

Wehe, wer mit Harden anbindet! Das sahen Bebel und Genossen. Wie schusssicher spickt der grollende Philoktet sein Opfer mit Giftpfeilen, wie wählerisch in den Mitteln durchbohrt er's von hinten mit bekannter Selbstzucht und strengem Anstande! Er hat sich das beste Teil erwählt: immer die verfolgte Unschuld, die allein ein Monopol auf Kränkung anderer besitzt und überall versteckte Attaken auf seine Majestät wittert, auch wo der Unfehlbare solche erfinden muss. Lass fahren dahin! Wir haben uns zu

seiner Verherrlichung ermannt und hoffen auf seinen Undank. Wie Anastasius Grün seinen Koaser Maxl besang, so brachen wir für unsern Letzten Ritter eine Lanze, dass die Splitter nur so herumfliegen. Und nun im wohltuenden Bewusstsein tiefgefühlter erfüllter Mannenpflicht waschen wir unsere Hände — in Unschuld.

Der dialektische Taschenspieler, der so virtuos seine Bismarckverzückungen spielte — „Der Gütigste" nennt er Ihn wiederholt —, bereichert uns um ein neues Blatt in der Wundergeschichte geckenhafter Heuchelei. Er hat zu viel Respekt vor seiner werten Person, um nicht nach Bismarcks Tode sich nun selber als Beispiel verkannter Reinheit vorzudrängen. Wie so mancher Dichterling Gottes Namen familiär in jeder Strophe missbrauchte, um nachher zur Abwechselung von Freiheit und Menschenrechten zu donnern, so hatte dieser kundige Weltling erst Bismarck als Vorspann angeschirrt und wollte nun auch noch die Sozialdemokratie als Hintergespann seines Triumphwagens verwerten. Als dies vorbeigelang, sang er Elegieen über viel Jugendelend, das er durchgemacht, wobei er wie Loths Töchter des Vaters Scham entblösste. Dies hat uns anfangs ergriffen, dann aber gewahrten wir renommistische Komödianterei dahinter. Höchstens als mildernden Umstand, seine Gehässigkeit als Verbitterung erklärend, könnten wir diese Berufung auf erlittene Trübsal gelten lassen und auch das nicht mal. Denn jeder Psychologe weiss, dass derlei Einflüsse das innere Wesen kaum ändern, vollends aber ein irgendwie Gutartiger alles Frühere vergessen würde, wenn das Glück zehn Jahre lang sein Füllhorn über ihn ausschüttet. Nein, die Bosheit, die kalte Nörgelsucht, ist eben Hardens eigenste Natur in Glück wie Unglück. Er erzählte ferner, warum er seinen Namen wechselte, schmuggelt aber fälschlich hinein, dass man auf Bemakelung des ursprünglichen Namens geschlossen habe. Das fiel niemandem ein, sondern jede Anspielung auf den „Wittkowski" zielte dahin, dass der Urgermane Harden (in Vorstellung der Provinzmichels) eben auch zur echten Berliner Mischpoche gehöre.

Endlich die Behauptung, er habe sein Blatt aus Idealität gegründet, da mit Bismarck kein Geld zu machen gewesen

sei, können wir nicht ernstnehmen. Die Tagespresse, bei welcher hier die liberale oder gouvernementale ohnehin ausschied, gehorcht anderen Erwerbsbedingungen und konnte allerdings kaum viel mit Bismarckrummel gewinnen, immerhin haben mehrere konservative Zeitungen damit gleichfalls Seide gesponnen. Eine unabhängige Bismarck - Zeitschrift aber lag sozusagen in der Luft und Harden dürfte anderen nur zuvorgekommen sein, da die geschäftliche Konstellation gar zu naheliegend lockte, als sich die allgemeine Sympathie Deutschlands für den grossen Gestürzten klar genug zeigte und dieser sozusagen den Gegenkaiser spielen durfte. Nein, seine geschäftliche Tüchtigkeit sollte der Faiseur nicht so gering veranschlagen!

Man werfe uns nicht vor, dass wir zu lange bei diesem Typ verweilen, da seine geistige Bedeutung doch keinen Anspruch erheben könne, als Jahrhundertvertreter beachtet zu werden. Von jeder äusserlichen Wertung halten wir uns frei und unbeirrt, doch erkennen in diesem Mimen, dem die Nachwelt keine Kränze flicht, alle Kennzeichen jener posierenden Streberei, die unserm Zeitalter wie angegossen sitzt. Man muss mit angesehen haben, wie um diesen grossen Mann eine Korona ehrfürchtig Lauschender sich sammelt und an seinen Lippen hängt: Wird er nu sprechen Brillanten? und wie das Beiwort „genial“ einen Artikelschreiber schmücken soll, der nie im Leben das geringste Positive auf geistigem Gebiet geleistet. Unverdiente Ehren, unverdienter Ruhm und leicht verdientes Geld in Masse — und der Mann möchte uns durch elegische Versicherung weichstimmen, dass auch Er, der grosse Harden, Elend gekannt habe! Das haben Unzählige vor ihm und mit ihm, so gute und bessere und tausendmal bessere Leute als er, Leuchten der Menschheit, ernste Arbeiter, deren Wirken ihren Tod überlebt, und nur äusserst Wenigen lohnte später ein günstigeres Lebensschicksal. Dieser glückgesegnete Bismarckprophet aber, was hat er überhaupt getan? Bissige Aufsätze verzapft, manche davon glänzend geschrieben, andere unerträglich maniriert. Er beklagt, damit man ihm widerspreche, seine Bildungslücken, doch hinderte das nicht, dass er über alles und jedes mit souveräner Suffisance

orakelte. Er liess Hagen an Krimhilds Bahre trauern und Julian das Christentum wiederherstellen — das machte nichts in der Hitze des Gefechts — und er allein nahm den Zeitgenossen das Schneidermass ihrer Geltung. Dass Sudermann ein Kotzebue sei und Hauptmann nur ein Geringer, machte er der Menge plausibel mit vielfacher Übertreibung, aber wann hätte er je einem robusteren Verdienst auch nur mit einem Wörtchen Anerkennung gezollt! Die genialisch angehauchten Perversitäten des assyrobärtigen Wedekind und innerlich hohle Schnitzlerei, das sind ihm willkommene Gaben. Denn nur sowohl das Krankhaft-Unsittliche als das glatte geistreichelnde Formgedrechsel stimmt zu seinem verzärtelt effeminierten Geschmack. Die komischen Klagen der Sudermann und Genossen auf Störung nahrhafter Erwerbstätigkeit und literarischen Handelsbetriebs verwirrten die tiefere Berechtigung solcher Racheschreie, die nur nicht aus solchen Mäulern ertönen durften. Denn wirklich hat Harden nur zersetzend gewirkt, die ruchlose Dreistigkeit des Journalistengeschmeisses gegen die „Schaffenden" noch kecker als Vorbild angespornt und sich natürlich gehütet, jemals verkanntem Werte unter die Arme zu greifen. Mit einer dem Kundigen geflissentlichen Absichtlichkeit ging er in weitem Bogen jeder Gelegenheit aus dem Wege, seine wohl oder übel erworbene Macht je einer guten literarischen Sache dienstbar zu machen und für das ihm tief widerstrebende Echte Zeugnis abzulegen. Er verschmähte sogar nicht jene Gefälligkeitstrics, die er selber bei der Presse-Händewaschung so oft brandmarkte, liess den Spitzer - Lothar über Wiener Theater ganz nach Parteischablone schmieren, und hielt den ihm seelenverwandten Hermann Bahr, einen minder geschickten Faiseur, stets hoch und wert. Das sind seine förderlichen Leistungen auf eigenstem Gebiete und auf politischem befolgt er das einfache System, jeden an Bismarck zu wägen und dann natürlich zu leicht zu finden. Nun wohl, das starke publizistische Talent in Ehren, darüber hinaus versagen wir ihm jede Achtung und konnten nur billigen, als ein theosophisches Blatt („Gnosis") es als Merkmal unsrer Epoche darstellte, dass ein beliebiger „Dutzendjournalist" (diesen Ausdruck missbilligen wir, denn Harden ist kein

beliebiger, sondern der beste lebende Journalist) sogar über Theosophie suffisanten Unsinn vortragen dürfe.

Wohl möglich, dass man, wie er andeutet, ihn durch Ehren und Gewinn habe seinem Bismarckkult entfremden wollen; wenn er ablehnte, so misstraute er vermutlich den Zusicherungen und erkannte jedenfalls, dass „Ruhm" und Geldverdienen doch sicherer auf bisherigem Wege zu holen sei. Ein Idealismus, der so gute Geschäfte macht, hat viel für sich. Aber das Wertvollste an der ganzen Komödie bleibt uns, dass dieser Artikelschreiber tatsächlich eine Grossmacht bedeutet und neben löblichen Theaterfabrikanten die oberste literarische Rolle spielt. Das wäre in keiner andern Zeit möglich gewesen, sondern nur in einer so ungebildet gedankenlosen der brutalsten ordinärsten Masseninstinkte. —

Damit wir aber doppelt vorsichtig werden in Wertung historischer Tagesgrössen, „unsterblicher" Staatsmänner und ihrer „genialen" Interpreten, möchten wir als Kehrseite der Medaille nochmals jenen jüdischen Dichterlord teils als Karikatur des arischen Dichterlords, teils als Urbild politischer Streberei in Augenschein nehmen. Eine Ehrennische im Tempel der Narrheit schien der junge Benjamin Disraeli zu beanspruchen, als er sich an Byrons Rockschösse heftete, um sich zur Berühmtheit hinbugsieren zu lassen, und als „Vivian Grey" dozierte: „Uns fehlt ein Kerl wie Byron." Aber sein Byron war nur ein vergrösserter Benjamin, und dem späteren Beaconsfield erschien dieser blosse Poet höchstens als romantischer Vorläufer Seiner Herrlichkeit, ein Disraeli en miniature. Was Genie! Luftige Errungenschaften, von denen man nichts hat! was ist einem Benjamin Hekuba, was dem jüdischen „Dichter" die Dichtung selber! Diese ist insofern nützlich, als man damit besonders bei den Frauen eine gute Figur spielt. In seiner Testamentbeichte „Endymion" belehrt der jüdische Lord jeden Anfänger, wie ein junger Mann durch alte Frauen Karrière macht.

Der Byronkult dieses Marsyas schund umgekehrt den Apollo durch hohle eitle Nachäffung äusserlicher Lyra-Posen. Sein Opportunismus liess auch bald das Idol seiner Jugend fallen, sobald er erst mit allen Rückständigen als hochtoryistischer Staatslenker auf vertrautem Fusse lebte. Bei

Eröffnung des Byron-Memorial-Komitees 1875 entschuldigte er Byrons Idealität mit dessen — Jugend und bei Enthüllung der Byronstatue 1880 glänzte er durch Abwesenheit. Ehrenmitglied des High Life geworden, seufzte er nicht wie Byron mit Yoriks Staar: „O könnt ich heraus!" Doch die Flunkey-Ziererei dieses Literaten, der in seine Salonromänchen allerlei „Asiatische Geheimnisse" hineinflunkert, brachte es zur Beherrschung des hochmütigsten Germanenstamms.

Nie hat ein Mensch cynischer als Wetterfahne der Parteien gedient, als dieser ewig hin und her sich durchschlängelnde Renegat, mal Radikaler mal Hochtory, mal Schutzzöllner mal Freihändler. Wenn er in ‚Sybil' grossspurig von ‚Zwei Nationen' (nämlich den Besitzenden und Besitzlosen) redet, so gab es für ihn jedenfalls nur eine Nation: Die der Dupierten, der Leute, die nie alle werden. Sein zuchtloses Temperament hielt sich insofern in starrer Selbstzucht, als er jede Überzeugung und jeden Freund augenblicklich über Bord warf, als fanatischer Jude sogar gegen politische Rechte der Juden und als Cyniker für jede bornierte bibelfeste Intoleranz eintrat, sobald ein persönlicher Vorteil ins Spiel kam. Wo bei Peel, Bentink, O'Connell, Cobden, Bright, Palmerston die eigenen Doktrinen zu einer gewissen Starrheit ausarteten, behielt Benjamin die nötige Flüssigkeit und Verschwommenheit, um seine Meinung jedem Systemwechsel anzupassen. Wie anderen kernige Grobheit, blieb ihm perfide Ironie ein formaler Selbstgenuss seiner parlamentarischen Beredsamkeit. Schon seine erste Wahlrede enthielt das beissende Ducrow-Gleichnis über das Reformministerium, freilich ausserdem die einzigen redlichen Geständnisse, die wir in seinen sämtlichen Reden fanden, nämlich: „Ein Staatsmann ist nur eine Kreatur seiner Zeit, ein Kind der Umstände. . Das Volk hat seine Leidenschaften und es ist sogar die Pflicht der Politiker, gelegentlich Gesinnungen sich anzueignen, mit denen sie innerlich nicht sympatisieren, weil eben das Volk Führer haben muss." Dies „weil" ist köstlich. Solcher Maxime lebte Disraeli treulich nach, seine politischen Aussprüche bilden ein endloses Gewebe von Selbstwidersprüchen, die freilich einen nie widersprechen: Dem augenblicklichen Interesse

dieses geborenen Volksführers. Schon 1835 erklärte O'Connell, dass ihm nie solche politische Schufterei (blackguardism) wie die des jüdischen Abenteurers begegnet sei. „Sein Leben ist eine lebendige Lüge, er ist eine Schande seines Geschlechts. . Was für ein Gesellschaftszustand muss das sein, der ein solches Geschöpf duldete!" Armer Oconnell! Grade solche Geschöpfe braucht das 19. Jahrhundert. „Er besitzt die Eigenschaften des verstockten Schächers, der am Kreuze starb, dessen Name wahrscheinlich Disraeli war."

Seine ersten Parlamentsjahre verstrichen unter schamloser Lobhudelei für Peel. Kein Perser konnte die aufgehende Sonne inbrünstiger anbeten. Seine prahlerische Verlogenheit erreichte bald so erstaunlichen Grad, dass er, in London geboren, sich für Eingeborenen seines Wahlorts Wycombe und diesen Flecken als Eigentum seines Vaters, des biedern Buchmachers, ausgab, ja sich ein Adelswappen mit dem Motto „Forti nihil difficile" beilegte. (Zu deutsch: Unverschämtheit scheut vor nichts zurück.) Während der kalte hochmütige Peel mit dem Instinkt des Gentleman den Abenteurer auf Armeslänge von sich fernhielt, erzählte Benjamin seinen Wählern rührende Märchen, wie Peel förmlich als ein Bruder Josef ihn protegiere. Später verriet er Peel nicht nur, sondern vergiftete sein Andenken durch die perfidesten Angriffe, weil Peel angeblich seinen Freund Canning im Stiche liess. In seinem Waffengang mit Palmerstone 1841 sagten freilich beide einander die Wahrheit, dass sie blosse Streber und Stellenjäger seien, und Disraelis Hohn, Palmerston möge ihm doch das Geheimnis verraten, wie man unter sieben verschiedenen Ministerien im Amt bleiben könne, streckte Palmerstons etwas massvollere Ironie in den Sand. Nachdem er die erstaunliche Entdeckung zum Besten gab, Pitt habe 1787 Freihandel eingeführt, warf er sich dem romantischen Blödsinn des aristokratischen Jung-England in die Arme, das in den unsterblichen Versen von Lord Manners weiterlebt: „Let wealth and commerce, laws and learning die, but leave us still our old Nobility." (Mag Handel, Wandel, Bildung untergehn, bleibt nur das Adelsregiment bestehn.) Mit unfreiwilliger Naivetät plauderte nachher Lady Strangford, Gattin des begabtesten dieser

jungen Edelleute aus: „Herr Disraeli erkannte zweifellos seine Benutzbarkeit (usefulness) . ." In ‚Coningsby' 1844 tritt der jüdische Apostel von Jungengland unterm Namen Sidonia schon diktatorisch auf und beschenkt uns u. a. mit der erfreulichen Wahrnehmung, dass alle Genies immer Juden waren. Dabei aduliert er aber kriechend die Güter und Schlösser der Aristokratie, deren männliche und weibliche Mitglieder er mit stinkendem Weihrauch benebelt. (Thackeray schrieb eine anonyme Kritik darüber, die bei allem versteckten Spott seine Milde bewundern lässt.) 1845 versetzt er Peel schon den Dolchstich: der Minister habe auf eine Anfrage „geantwortet mit jener Deutlichkeit, worin er Meister ist, und jener Höflichkeit: die er nur für seine Anhänger aufspart". Lord Derby ward durch meisterhafte Spässchen begünstigt: „Er ist der Prinz Rupert der Parlamentsdiskussion, seine Attacke ist unwiderstehlich, doch kehrt er von Verfolgung zurück, findet er sein Lager im Besitz des Feindes." Peel blieb ihm freilich nichts schuldig. Disraelis Insinuierung, Peel habe in der Corfudebatte Erregung nur simuliert, fertigte er ab: „Ich im Gegenteil will dem ehrenwerten Herrn Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass seine Bosheit nicht simuliert, sondern ganz aufrichtig ist."

Aber wie konnte er gegen den Meister boshafter Debatte aufkommen, der das klassische Gleichnis vorbrachte: „der sehr ehrenwerte Herr überraschte die Whigs beim Baden und brannte mit ihren Kleidern durch. Er verliess sie in vollem Genuss ihrer freien Stellung" (liberal position, das doppelsinnige Wortspiel ist ebenso unübersetzbar wie genial) „und ist selbst ein genauer Konservierer (conservative) ihrer Kleider". „Ich betrachte den hochehrenwerten Herrn als den Zähmer der Widerspenstigen, genannt Liberalismus, durch ihre eigene Taktik. Er ist der politische Petrucchio." Peel hatte gegen Disraeli einen Vers Cannings über falsche Freunde zitiert. Disraeli beglückwünscht den Premierminister, weil seine so häufigen (ermüdenden) Zitate auch so glücklich seien. „Zum Beispiel einige Zeilen über Freundschaft von Canning, zitiert vom sehr ehrenwerten Herrn! Thema — Verfasser — Redner — welch glückliche Verbindung! Mir bleibt nichts übrig als dem Herrn mein

Kompliment zu machen, nicht nur wegen seines regen Gedächtnisses, sondern auch wegen seines mutvollen Gewissens.“ Diese grimme Anspielung auf einen wunden Punkt in Peels Rüstung ward immer heftiger. Ausserdem gabs noch andere Gleichnisse: „Zweifellos ist ein Unterschied zwischen des s. ehr. H. Benehmen als Führer der Opposition und als Minister. Doch man darf nicht die Stunden des Kourschneidens zu stark mit den Jahren des Ehestandes vergleichen . . Wir hören heut nicht mehr viel von den ‚Edelleuten von England‘. Was tuts! Sie haben die Freuden der Erinnerung, den Reiz schöner Andenken. Sie waren seine erste Liebe, und obschon er nicht mehr vor ihnen kniet, dürfen sie sich die Vergangenheit zurückrufen.“ Zuletzt nennt er die konservative Regierung „eine organisierte Heuchelei“. Wie giftig auch der Hohn über Peels Vorliebe für Präzedenzvergleiche: „Er spürt der Dampfmaschine immer bis zur Teekanne nach.“ 1846 ist Peel ein blosser „Beobachter der Atmosphäre. So Einer ist nicht mehr ein Staatsmann, als der Mann, der am Hinterbrett einer Equipage aufspringt, ein guter Kutscher ist.“

Zu seinen feinsten Tricks gehörte es, den Leuten die Worte im Munde zu verdrehen, und vor allem politische Beständigkeit zu fordern . . von andern. Dass er J. St. Mill als Freund des Schutzzolls zitierte — etwa so, als würde man heute Chamberlain als Advokat des Freihandels nennen —, schadete dem Charlatan nichts Das Ergötzlichste an diesem Maskenspiel bleibt aber dessen eigene Entlarvung und Vorausverkündigung im literarischen Erstling „Vivian Grey“, wo schon der Neunzehnjährige seine Menschenverachtung und cynische Gauklerkunst offenbart. „Er betrog England, nachdem er ihm mitgeteilt, er würde es betrügen“, ja sogar Art und Mittel des Betruges zählt er dort auf, wie O'Connors furchtbare Biographie „Lord Beaconsfield“ (2. Auflage, 1879) auf S. 314 es gut zusammenfasst. Und dieser Mensch wagt es Peel zu bezichtigen, dass er „mit den Ideen anderer Handel trieb. Sein Leben war eine einzige Aneignung. Er ist ein Einbrecher (burglar) in fremde Intellekte.“ Aber da mutet ein Zug uns so merkwürdig vertraut an. Als der unverschämte Heuchler eine Diatribe gegen Peel in Sachen

Canning „mit aufrichtigem Schmerz" begann, wo man ihm die Schadenfreude vom Gesicht las, lachte das ganze Haus. Auf der Stelle brach Benjamin los und beschuldigte diesen „miserable sneer", Cannings Andenken verhöhnt zu haben, woran natürlich kein Mensch dachte. Wer war doch jener staatsmännische Debatter im deutschen Reichstag, der jeden Zuruf der Linken missverstand und verdrehte, um sich eine Basis sittlicher Entrüstung zu schaffen? Möge man in der Erinnerung suchen und ihn bei seinem grossen Namen nennen! Auch wenn Disraeli schwülstig Canning lobt, „der das Parlament regierte wie Alexander den Bucephalus, von dem man sagte, dass Ross und Reiter gleich stolz seien", und trotzdem schon 1831 hatte drucken lassen („Young Duke"), dass Canning nur ein gewiegter Rhetoriker ohne jede Originalität gewesen sei, so erinnern wir uns an gewisse öffentliche Lobpreisungen über Moltke, Herzog Ernst von Coburg u. s. w., die zu anderen Äusserungen aus dem gleichen staatsmännischen Munde sehr übel passten.

Man kann nichts Gemeineres lesen, als die schadenfrohe Schilderung von Peels Fall in Disraelis „Leben Bentinks". 1847 nennt er sich schon in einer Wahlrede „Meister meiner eigenen Laufbahn, zum Leiten berufen statt zum Folgen". Und die hochmütige bigotte Aristokratie folgte ihm wirklich, dem Juden, während sie in der Eidfrage des Londoner Parlamentsmitglieds Rothschild alles Jüdische verächtlich beschimpfte. Und ihr jüdischer Führer, der in einer Wahlrede kurz vorher zu sagen wagte: „Ich bin nicht geneigt anzuerkennen, dass mein Stammbaum nicht ebenso gut und sogar besser ist als der eines Cavendisch", der in einer bisher unbekannten Weise jüdische Rassenüberhebung in Schriften proklamierte, er schwieg dazu und pries die bittersten antisemitischen Ausfälle als „die edle Rede des edeln Lords". Nachher aber liess er literarisch der abstrusesten Judenverherrlichung freien Lauf, erfrecht sich, das semitische Prinzip „alles was geistig (spiritual) in unserer Natur ist" zu taufen. Der Papst „ein alter Mann auf semitischem Thron", „die transatlantische Republik ist völlig semitisch", „Österreich hätte sich längst aufgelöst ohne das semitische Prinzip" — Herr, dunkel ist

der Rede Sinn! Man höre folgendes Pröbchen heuchlerischer Frechheit: „Wenn die Juden nicht unsern Herrn und Heiland gekreuzigt hätten, was würde dann aus der Sündenvergebung (atonement)? Kann das ein Verbrechen sein, was für alle Menschen ewige Seligkeit brachte?!“ Mit der elenden Phrase „Ich bin Freihändler, nicht Freischärler“ (freebooter, hier im Sinne von Strassenräuber) gleitet er über sein Abschwenken vom Schutzzoll weg und seine exklusive Judenselbstsucht weiss er famos hinter der spezifisch englischen zu verstecken. Er verhöhnt Palmerstons Unterstützung liberaler Prinzipien im Ausland: „Ihr fasst die englische Konstitution wie eine Musterfarm auf“. Was geht uns das alberne Ausland an! „Dieser traumhaft gefährliche Nonsens, genannt deutsche Nationalität“, ist zum Lachen. „Wenn die deutsche Flagge überall wehen sollte, wo deutsch gesprochen, warum erobern die Deutschen nicht Elsass?“ O si tacuisses, Prophete! In einer selbst für einen Anglohebräer (siehe Kipling) hervorragend unverschämten Rede liess er zuerst das berufene Wort vom „grossen englischen Interesse“ an irgend welcher kontinentalen Angelegenheit fallen. Dass die Bourbons in Neapel und Sizilien, die Habsburger in Norditalien, die Dänen in Schleswig-Holstein herrschen, ist ein grosses englisches Interesse.

Dass Ministerium Derby grade Disraeli zum Finanzminister (Schatzkanzler), also den Bock zum Gärtner machte, erregte Lachen. Doch er schwindelte anfangs so geschickt, dass sogar Gladstone sein Budget lobte, bis er später Disraelis völlige Inkompetenz in Finanzfragen zerpflückte. Seine Eigentumsbegriffe illustrierte Benjamin beiläufig nicht übel, indem er eine vielbewunderte Grabrede auf Wellington wörtlich aus Thiers entlehnte. Aber auch die Grabrede, die Mr. Herbert, Peels überlebender Genosse, der Ehre dieses Abenteurers hielt, falsch als Feind und falscher als Freund, berührte seine gleichgültige Selbstliebe jenseits von Gut und Böse nicht. Wurde er kritisiert, so beleidigte er darauflos wie Bismarck. Den Krimkrieg, wieder ausser Amt und in der Opposition, verdammte er natürlich, nachdem er kurz zuvor engste Allianz mit Napoleon empfahl. Denn wie der

liebe Publizist Harden befolgte er die Methode, immer zu opponieren, selbst wenn man auf seine Anregung einging. In dieser nationalen Krise half er sich mit dem Wortspiel: „Ich will kein Misstrauensvotum gegen Minister vorschlagen, die nicht mal Vertrauen zu einander haben“. Die Minister „brachten enorme Opfer für das Land ... und sich selbst“, besonders Lord Russel, der alle Freunde opferte ... mit dieser Taktik lähmte er die Regierung mitten im Kriege.

Nachdem er Palmerston der Russophobie beschuldigt, sattelte er natürlich später um und widmete als Russophobe der Türkei zärtliche Fürsorge. Als Minister hatte er gegen „Koalitionen“ gedonnert, jetzt rief er sie an, um wieder zur Macht zu kommen. Wer denkt da nicht an unterschiedliche „Kartells“ und Kompromisse in Bismarcks Laufbahn!

Nur zu wahr hielt er sich über Palmerstons nationalem Grössenwahn auf, der sich durch Ohrfeigen der Schwachen, wie China, Persien, Griechenland betätigte, aber „Insulten“ von Russland, Österreich, Frankreich einsteckte. Seine eigene auswärtige Politik zeigte nachher natürlich ähnliche Schwächen. Er spottete, als einmal Palmerston Ruhe gab und man keinerlei Verwicklungen hatte: „Wir sitzen fest (we are in for it) in permanentem Frieden.“ Und doch suchte er selbst später England zu schlimmstem Krieg gegen Russland für türkische Interessen fortzureissen. Pomphaft hatte er in „Coningsby“ behauptet, alle ersten Jesuiten seien Juden gewesen, was man bei der neuen judenfreundlichen Bill 1859 gegen ihn selber zitierte nebst Zitaten aus Schriften seines Papas, die offen bekannten, der Jude kenne keine moralische Verpflichtung gegen Gojim. Das war peinlich.

Aber wenigstens konnte man Disraeli nicht das schöne Vorrecht rauben, selber der schlauste der Jesuiten zu bleiben bis an sein seliges Ende. Nichts glücklicher als das Gleichnis, das Sir James Graham auf ihn anwandte: „Ich betrachte ihn als die Rothaut der Debatte. Mit dem Tomahawk hieb er sich den Weg zur Macht und durchs Skalpierungssystem hofft er sich darin zu erhalten.“

Wundervoll wachte er auch über den Reichstagsrechten: wenn die Regierung je geheime auswärtige Arrangements wagte, schrie er's von allen Dächern. Derselbe, der nachher

als Bismarck Englands alle Parlamentsrechte mit Füssen trat und die wichtigsten auswärtigen Abschlüsse einfach proprio jure auf seine Kappe nahm! Mazzini nannte er öffentlich 1864 „Verbreiter des Meuchelmordes“. literarisch im „Lothair“ schildert er 1870 ihn dafür als Mirafiori äusserst günstig: ein Diplomat hat stets doppelte Buchführung und Brights Hinweis, dass Disraeli selber in seinem kindischen Jugendepos „das Revolutionsepos“ den politischen Mord empfohlen habe, fiel glatt zu Boden. Denn Selbstwidersprüche galten als berechtigte Eigentümlichkeit des grossen Staatsmanns.

Ein General Grey, der ihn einst beim ersten Wahlgang des Parlamentskandidaten besiegt hatte, überbrachte ihm 1867 den Brief der Königin, der ihm zum Premier ernannte, und alsbald fabrizierte er eine neue Errungenschaft: das „historische Gewissen“ (historical conscience). Damals schon warf ihm Lord Salisbury (damals noch Lord Cranborne) ins Gesicht: „Ich masse mir nicht an, die wahrscheinliche Taktik des Regierungshauptes vorauszusehen, denn ebenso leicht könnt ich unternehmen zu melden, welche Richtung der Wetterhahn morgen nehmen wird“. Auf derlei wusste D. keine andere Antwort als Injurien: „Wenn das Gebell laut wird, springt das ehrenwerte Mitglied aus seiner Höhle oder vielleicht einer noch hundemässigeren Behausung.“ Gleichzeitig äusserst reizbar und giftig injuriös zu sein, scheint das Erbteil aller „grossen Staatsmänner“, nicht wahr? Just begann er auch das aus Bismarks Taktik uns so wohlvertraute Spiel, jeden Hass gegen den Minister auf die Krone abzulenken d. h. unablässig geschickt den königlichen Willen zwischen jeder ministeriellen Anmassung durchscheinen zu lassen. „Pomphaft servil“ kennzeichnete Bright den Missbrauch der Königin in Disraelis Reden.

Beiläufig plünderte er wieder rechts und links: wie er in „Venetia“ einen ganzen Abschnitt aus Macaulay abschrieb, so hatte er zu seiner Rede über das Korngesetz 1846 eine Stelle aus Urqueharts „Diplomatic transactions“ entlehnt, und so ging es nun weiter. Selbst bei dem genialen Gleichnis „erschöpfter Vulkan mit gelegentlichen Erdbeben“ für Gladstones Ministerium fand man die fremde Gevatterstelle. Dass der einstige Besinger des Ritualimus (Jungenland) seine

letzte und dauernde Diktatorschaft 1874 mit einer Bill gegen Ritualismus begann, wird bei diesem Proteus niemanden wundernehmen. Noch weniger seine Türkenfreundschaft.

Denn zwischen Judentum und Muhamedanismus, den zwei semitischen Religionen, bestand von jeher eine instinktive Gemeinsamkeit des Hasses gegen das Christentum. Sidonia in „Coningsby", the representative Jew, betont dies wiederholt. Disraelis Politik in der Orientalischen Frage, wo ein Jude als Schiedsrichter über christliche Völker auftrat, war daher eine wissentlich hebräische. „Mit geduldiger Verachtung" schaute er von der Höhe des auserwählten Volkes auf die barbarischen Arier herab. „Und das ist der Standpunkt jedes echten Juden gegenüber dem Volke, unter dem er lebt," fügt O'Connor im obengenannten Buche grausam hinzu. Im „Tancred" spricht Fakredin von den Engländern als „Wilden", auch prahlt der Sephardim Sidonia mit seinem reinen Aristokratenblut gegenüber anderen Juden, die sich durch Mischung mit unreinem Arierblut befleckten!

Die Bulgarischen Greuel von 1876 waren ihm nicht wert die Knochen eines pommerschen Grenadiers — doch wir verwechseln, wir meinen natürlich: eines englischen Grenadiers. Das wäre an sich nicht tadelnswert und als ehrlicher Cynismus ehrenhafter, als Englands Gezeter über jene und die späteren armenischen und mazedonischen Greuel, während Englands eigne Infamie in Transvaal zum Himmel schreit. Aber nein, Beaconsfield wäre durchaus geneigt gewesen, sämtliche Knochen englischer Grenadiere zu opfern, wenn es galt, Türken und Juden vor der russischen Obmacht zu retten. Dass er nunmehr die Prophezeiung im „Tancred": England braucht Cypern und Protektorat über Asien, auf dem Berliner Kongress wahrmachte („the Empress of India .. shall have Alexandria" prophezeite er ferner, siehe die spätere Okkupation von Egypten), das alles diente nur der Orientalisierung Englands, wie sie symbolisch dadurch sich ausdrückte, dass der reiche Handelsjude Moses Montefiore seinen Stammesgenossen bei dessen Triumphheimkehr aus Berlin zuerst begrüsste. „Dieser Tag stellte nicht den Triumph Englands und eines Engländers dar, sondern Judäas und eines Juden," der hinter seinem Jaggernautwagen die

Christenheit herschleppte. O'Connor fragt angesichts dieser kalten, rastlosen Selbstsucht, worüber die Nachwelt sich mehr wundern werde: „the immensity of the worship or the pettiness of the idol?“ Vielleicht fragt die Nachwelt Ähnliches bei einem Grösseren. „Klein“ war der deutsche Götze gewiss nicht, aber die suggestive Höhenabschätzung ging weit über seine Dimensionen hinaus.

Warum haben wir diesen jüdischen Lord als Jahrhundertvertreter nochmals ausführlich vorgenommen? Erstlich weil wir in ihm einen hundertfach vergrösserten Harden erkennen, ähnlich vom Glück und ungeschickten Gegnern begünstigt. Zweitens weil wir zwischen Harden und seinem Meister mehr innere Ähnlichkeit entdecken, als man Wort haben möchte, natürlich sehr cum grano salis gemeint, und deshalb auch zwischen Bismarck und Disraeli keinen sehr tiefgehenden Unterschied finden. Dieser beruht mehr auf Äusserlichem zwischen dem Juden und arischen Junker, der übrigens ähnlich wie Disraeli einmal antisemitisch schimpfte, mal wieder mit Bleichröder Geschäfte machte (Enthüllungen von Diest-Daber). Die Briten halten Disraeli für einen Mehrer des Reichs und schwelgen in Panegyriken auf den grossen Staatsmann. Wenn wir darüber lachen, sollten wir nachdenken, ob wir nicht ähnlich uns täuschen lassen — nicht über die wahren und wirklichen Verdienste Bismarcks, aber in unmässiger Vergötterung. Den genialen Zug in ihm, seine brutale Tatkraft und oft echte Kapazität, verkennt niemand. Aber seien wir ehrlich: hat nicht auch Disraeli diesen grossen Zug, sogar teilweise noch blendender? In dem, was man „Geist“ und „Geist haben“ nennt, stand er unvergleichlich höher.

Wenn der naive unreife Philister natürlich nicht begreift, dass selbst die schlechten Romane Disraelis wenigstens einen selbständigen, obschon extravaganten, Gedankengehalt besitzen, der weit über sogenannte staatsmännische Fähigkeiten weggeht, so wird man wenigstens zugeben müssen, dass die perfide Parteitaktik und ränkevolle Politik dieses Juden das Diplom der Meisterschaft in diplomatischen Künsten verdient. Noch mehr: es steckt viel mehr boshafter Witz und geistreiche Schnoddrigkeit in einer spontanen

Debatte Disraelis, als in sämtlichen mühsam ausgefeilten Artikeln eines Harden, mehr rednerische Gewandtheit und grosszügiger Esprit, als in Bismarcks formal oft ungefügen und inhaltlich nüchternen Reden. Dass wir es also zuletzt geradeheraus sagen: unter ähnlichen Verhältnissen wie Disraeli würde Bismarck so ziemlich der gleiche Taktiker und Staatsmann geworden sein. Soll heissen: die Verschiedenheit steckt hier bloss im äusseren Milieu und in gewissen rassemässigen Zügen. (Denn dass auch Bismarck mütterlicherseits jüdisches Blut in den Adern gehabt habe, halten wir für eine blöde Erfindung.) Das innerste Wesen ihrer „Kunst" deckt sich jedenfalls vollkommen, wie denn Bismarck eine starke Hochachtung für seinen jüdischen Kollegen empfunden haben soll.

Alles, was man Staatskunst nennt, wird aber lächerlich überschätzt, da dies im Grunde nur auf ähnliche Begabung in vergrössertem Massstab hinausläuft, wie sie etwa zum Leiten eines grossen überseeischen Exportgeschäfts oder eines Kruppschen Etablissements gehört. In unsrer herrlich fortgeschrittenen Ära nennt man dergleichen ja auch „Genie", ja wir hörten schon Inhaber von Warenhäusern als „Genie" bezeichnen. An die Spitze solcher „geschäftlichen Genies" gehört der Staatsmann wie Bismarck und Disraeli. Wohl zu unterscheiden von den universalen Imperatorengeistern, deren Politik nur eine Seite ihres Herrschens ausmacht und stets von allgemeinen, in tiefstem Sinne idealen, Plänen ausgeht. Grade das Träumerisch-Exzentrische in solchen Titanen gibt das Merkmal des Genies und grade dessen Abwesenheit in Leuten wie Bismarck das Merkmal des blossen Talents. Es mag seltsam klingen, aber wir können nicht umhin, in Wilhelm II. mehr geniale Instinkte zu entdecken als in dem ‚Grössten Deutschen', mögen jedoch aus guten Gründen dies Urteil und seine dazugehörige notwendige Einschränkung nicht näher erörtern. Aber die Hohenzollern haben ja doch schon einmal eine durch und durch geniale Erscheinung hervorgebracht, welcher in deutscher Geschichte nur noch ein andrer Friedrich II. (Hohenstaufen) nahekommt, und auch im Grossen Kurfürsten stellte dies einzige Dynastengeschlecht, das ein wirkliches Recht zum Herrschen von

Gottes Gnaden bewies, einen Mann von grossem Styl ins Feld. Es scheint uns daher nicht angebracht, an Stelle der durchaus natürlichen und gerechten historischen Pietät für die Hohenzollern einen einseitigen Bismarckkult zu setzen, und zwar unterm Antrieb versteckter demokratischer Gelüste mit konservativer Marke, welche eben immer den Helden allein im Nicht-Fürsten sehen möchten. Dieser Kult, besonders in Süddeutschland genährt, fälscht schädlich auch den wahren Geist des Preussentums, das sich keineswegs in Bismarck, sondern in Friedrich d. Gr. und in gewissem Sinne auch noch in Wilhelm I., ja sogar in Friedrich Wilhelm III. und IV., deren so durchaus verschiedene Art sowohl die vornehm anständige Nüchternheit als die kunstliebende Bildungsschwelgerei der Hohenzollern darstellte, ausgeprägt hat.

Da eine gewisse Heimats- und Stammesliebe in jedem gesunden Arier wurzelt, verhehlen wir nicht, dass wir, grossdeutsch und Todfeind des schneidigen Neupreussentums, gleichwohl preussisch bis in die Knochen fühlen und gerade Preussens Kulturberuf durch Bismarck geschmälert erachten.

„Man kann leicht die Erfahrung machen, dass von den meisten Menschen bei Betrachtung eines mit Patriotismus der Zeitgenossen eng verwachsenen Kunstwerks die Frage, ob vaterländische Bedeutung oder das rein Künstlerische seinen Wert bestimmen solle, auf ungenügende Weise beantwortet wird“, erklärt der Kunsthistoriker H. Riegel im Kapitel „Georg Bleibtreu“ seiner „Deutschen Kunststudien“. Durchaus das Nämliche schiebt sich aber bei Betrachtung eines sozusagen lebendigen patriotischen Kunstwerks, wie es Bismarcks Gestalt zu sein scheint, in die Schätzung ein und aufdringlich in den Vordergrund: wir werden alle patriotischen Anregungen ausschalten müssen, um diesem Gegenstande gerecht zu werden.

Die blossen Gewaltmenschen imponieren uns nicht mehr. Das edle Geschlecht des Grossen Jahrhunderts nahm schon an den Gewaltschlägen des Ideenkaisers Anstoss. Inmitten der Gloire von Austerlitz schrieb Unterleutnant Bugeaud, der spätere Marschall, selber ein Held: „Il faut avoir un coeur de roche, dénué de toute humanité, pour aimer la guerre . . Injustice et barbarie! Le métier du héros est

si fort celui du brigand!“ Ähnlich jammern die berühmten Artilleriegenerale Eblé, Drouot, Sénarmont in ihren Briefen über ihren Kriegerberuf. Solche Feinheit und Weichheit wahrer Krieger- und Heldenherzen darf man von strammen Neupreussen nicht erwarten. Grade Bismarck hat dies Geschlecht schneidiger Streber gezüchtet, erst er in Preussen den Polizeistaat zur Reife gebracht, erst er den richtigen Militarismus erzeugt, erst er dem Dünkel der Bureaukratie und Justiz das unpreussische Strebertum eingeimpft, erst er die brutal banausische Entwertung und Hintansetzung geistiger Güter im Volkstum verbreitet. Wenn bajuvarische Partikularisten vom Schlag des seligen Sigl das Preussentum antideutsch nannten, so logen sie. Stolz aufs echte Preussentum hohenzollernscher Tradition, erklären wir vielmehr das Bismarcksche Neupreussentum für antipreussisch.

Ein Blick auf das Offizierkorps von 1870, diese entweder humangebildeten oder in ihrer stockkonservativen Ehrenhaftigkeit immer noch wohlmeinenden und patriotisch selbstlosen Männer, genügt, um die heutigen Herrendiener, Streber, Genüsslinge, schneidigen Brüsewitze und Hüssener, zu verdammen. Selbst Friedrich Wilhelm III., allem „Genialen“ abgeneigt, worunter er aber instinktiv das Pseudogeniale verstand, und überschwänglichen Ästhetenkult der vornehmen Berliner Gesellschaft missbilligend, tat für Kunst und Wissenschaft in seiner Weise geradesoviel wie Ludwig I. von Bayern. Preussen war allzeit ein Hort deutscher Bildung und Muckerei ihm ebenso fremd wie Servilismus. Die Befreiungsimpulse von 1813 und 1848 entstammten dem gleichen trotzigen Unabhängigkeitssinn, der aber dabei im Glauben an Preussens Beruf auch heimlich Anhänglichkeit an das historisch wohltätige Herrscherhaus bewahrte. Was sehen wir heut? Rohen Kastenübermut, feigen Servilismus und als deren Frucht tägliche Untergrabung des monarchistischen Gefühls.

Es ist fürwahr verhängnisvoller Wahn, jene äussere Regierungspolitik des Augenblicks, die auf der Oberfläche schwimmt, mit dem wahren Entwickelungsleben zu verwechseln, das innen fortarbeitet und dessen reissende Strömung auch die aufquellenden Schaumblasen unwiderstehlich hin- und herreisst. Die Erfindung des Buchdrucks

fiel logisch mit der Reformation zusammen, wie der Theologe Hagenbach in seinen Vorlesungen betont: „Die Presse diente der Reformation, die Reformation der Presse." Jede Überschätzung sogenannter Staatsmänner ist eine Art geistiger Konkursanmeldung, nicht viel bedeutungsloser in den Folgen als ein materieller Staatsbankerott. Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein, und wer auf Allmacht und Weisheit einzelner politischer Quacksalber baut, wird bald geduldig zusehen, wenn man mit brutalen Knüppeln gegen geistige Waffen ficht. In Mommsens römischer Geschichte findet sich III, 421 der bedenkliche Satz: „Unter allen kläglichen Rollen gibt es keine kläglichere, als die, mehr zu gelten, als zu sein, und es ist Verhängnis der Monarchie, da doch kaum alle tausend (?) Jahre ein Mann aufsteht, der König nicht bloss heisst, sondern ist, dass diese Kläglichkeit unvermeidlich an ihr haftet." Nun, dies „Verhängnis" dürften die Hohenzollern im Grossen Kurfürsten, Friedrich dem Grossen und in minderem Sinne auch in Wilhelm I. gründlich vermieden haben und Wilhelm II., der ihr Nachfolger sein will und manchen Ansatz dazu zeigt, sollte nicht des Byzantinismus bedürfen. Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten? Durch Gerichtsbüttel beweist man nichts und jede Unterdrückung erzeugt Gegendruck. Wozu also die Pest der Majestätsbeleidigungsklagen, die garnichts erreichen, als Erbitterung zu steigern? Das ist grade Bismarcks Geist, der heute noch umgeht und von dem eine so selbständige Natur wie Wilhelm II. sich geistig befreien sollte!

Der Sinn für das einfach Heroische kam den Heutigen so abhanden, dass wir uns bass verwundern, Storm an Gottfried Keller über den Rhapsoden Jordan schreiben zu hören: „Was für elendes Zeug! Wir lasen uns sofort Siegfrieds Tod in den alten Nibelungen vor . ." Die ungeheure Mehrzahl der Gebildeten hat Jordans scheussliches Attentat mit Hochgenuss als Grosstat begrüsst. Warum sollte es nicht vorkommen, dass man ähnlich die Grössen der Tatwelt verwechselt! „Wer irgendwas wagte, hüte sich, das Wagen zum dauernden Prinzip zu machen", warnt Renan und auch dies gibt sehr zu denken. Übrigens durchblättere man die jüngste

naive Entschleierung der Politikpythia hinter den Kulissen: „Une vie d'ambassadrice“ (von E. Daudet 1903), wo wir Metternichs und Guizots Geliebte, Prinzessin Liewen, in ihrem verblichenen Glanze schauen. Wie erbärmlich nichtig erscheint diese ganze bemalte Pappewelt der Diplomatie, in der Bismarck so lange die Vorderrampe der Bühne einnahm! Le jeu ne vaut pas la chandelle.

„Ich hatte im Leben nur für England Sympathie, doch die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen“, bekennt derselbe Mann, der 1857 an Gerlach schrieb: „England kann uns keine Chance maritimer Entwicklung in Handel und Wandel gönnen.“ Was besagt dies? Dass Verhältnisse immer mächtiger waren als er und er nicht die Kraft besass, ideale Erkenntnis realem Handeln anzupassen. Denn er hätte vielleicht vermocht, uns mit England in wohlverstandene Interessenfreundschaft zu setzen, die zuguterletzt nach vielen Katzbalgereien doch einmal eintreten muss. Statt dessen liess er uns von Russland ins Schlepptau nehmen, obschon natürlicher Interessenantagonismus hier den kommenden Bruch als sicher voraussagt. Gleichwohl empfahl er im Krimkrieg, sich mit Napoleon zu verbünden, was Preussen sofort eine Hauptstellung verleihen würde: Die Spitze richtete sich dabei nicht nur gegen Russland, sondern auch Österreich und den Deutschen Bund, die Miene machten, dem Nährväterchen Nikolaus beizuspringen. Bismarck war also schon damals skrupellos genug, Deutschland für Preussen über Bord zu werfen. Gerlachs Entrüstung: „Wir werden uns doch nicht mit der Revolution verbinden“, mit „dem Bonaparte - Parvenü“, schien ihm damals kurzsichtig, aber hat Bismarck nicht später gleichfalls den Russophilen als Ultrajunker herausgekehrt?

„Das Aussprechen dessen, was ist“ bezeichnete Fichte als Lieblingsmittel Napoleons. Doch Bismarcks politische Offenherzigkeit ging nie so weit und hielt sich in diplomatischen Schranken. Wenn Roon am 12. September 1862 barsch herauspolterte: „Hauptinhalt der Weltgeschichte sei nichts als Kampf um Macht und Machterweiterung zwischen einzelnen Faktoren“, so bot Bismarck am 7. Oktober dafür eine viel mildere und verstecktere Umschreibung: „Rechts-

fragen pflegen nicht durch Gegenüberstellung widerstreitender Theorien, sondern allmählich durch staatsrechtliche Praxis erledigt zu werden.“ Und andrerseits erkannte er nicht klar genug die Grenzen materieller Macht und hätte Talleyrands tiefes Wort beherzigen sollen: „Man kann alles machen mit den Bajonetten, nur nicht sich daraufsetzen.“ Später als Frondeur jammerte er über Bureaukratie und Polizeistaat, vergass nur ganz, dass grade sein Stabilieren der Autorität diese fossilen Überreste zu neuem Scheinleben galvanisierte. Nicht er hat die Leibeigenschaft der Dinge wie der Menschen aufgehoben. Er ereiferte sich naiv, dass ihn die Köter, die er grosszog, nachher selber in die Wade bissen.

„Man muss Partei ergreifen“, lautet der Titel einer geistvollen Schrift Voltaires. Ja, man muss sich ein für allemal schlüssig werden über das Entwederoder politischer Fragen. Man kann nicht zwei Herren dienen, erst Sklaven züchten und nachher über Sklavengesinnung zetern. Wenden wir uns also vom offiziellen Staatsmann einem andern zu, einem Wagenlenker der inneren Revolutionierung, der trotzdem die denkwürdigen Worte sprach: „Man kann nie Revolution machen und sie machen wollen ist Torheit unreifer Menschen, die von Gesetzen der Geschichte keine Ahnung haben“ (Lassalle).

. . Im Jahrgang 1873 der biedern „Gartenlaube“ findet sich eine Artikelserie des heutigen Genossen Mehring, worin fast alle sozialdemokratischen Koryphäen, mit Ausnahme Bebels und v. Schweitzers, in schwärzesten Farben gemalt. Insbesondere Marx wird als Scheusal dargestellt und tatsächlich hat auch ein Exleutnant in wohlgefügtem Schriftsatz bedauert, dass ein so grosser Intellekt mit so schlechtem Herzen verbunden sei. Das ungeheuerlichste ward dem Gründer der Internationalen Association und des Kommunistenbundes zugemutet, wobei der verschlagene Slave Bakunin das Feuer schürte: Marx sollte sogar den Kommunardlosbruch in Paris künstlich herbeigeführt haben, um seine Parteigegner zu diskreditieren. Vertrauenswürdige, die Marx in London hinreichend zu beobachten Gelegenheit hatten, bestritten uns diese Charakterzeichnung durchaus, vielmehr habe es Marx

keineswegs an Gutmütigkeit gefehlt, und nur missliche Lebenslage ihn reizbar gemacht. Jedenfalls spricht für ihn, dass er, der Rabbinersprössling Mordechai (in Marx umgetauft), seine eigene talmudistische Spitzfindigkeit zu äusserst schroffen und derben Äusserungen über das Judentum hinreissen liess, dessen einzige Religion immer nur das Geld gewesen sei. Der heutige Führer des britischen Sozialismus, Hyndman, hat dies noch dahin erweitert, dass die Finanzjuden alle Kniffe der Jesuiten beherrschten und weit gefährlicher seien als diese. Wenn man übrigens in Mehrings Gartenlaubeartikel a. a. liest, der urgermanische wackere Friedrich Engels, der beiläufig mit sehr unjüdischer Selbstlosigkeit seinen Freund Marx unterstützte — auch als Engels vor dem Tode seines Vaters noch in Gefahr der Enterbung schwebte, wenn er Wechsel für Marx unterschrieb — sei jüdischer Herkunft gewesen, welche überall nachgeschriebene Unwahrheit wir aus bester Quelle verneinen können, so mag man sich vom sachlichen Wert jener Mehringschen Leistung einen Begriff machen.

Über Saulusse und Paulusse, die heut verwerfen, was sie gestern vertraten und umgekehrt, wundern wir uns nicht mehr in unsern Tagen. Und aufs subjektive Urteil von Freund und Feind legen wir noch minder Wert, wenn es sich um eine komplizierte Erscheinung wie Lassalle handelt, der natürlich auch bei Mehring sehr schlecht wegkam. Allein, Paul Lindau hat dafür gesorgt, dass wir einen ganz unverdächtigen Zeugen besitzen, nämlich Lassalle selber über Lassalle, indem Lindau das Tagebuch des jungen Ferdinand (1840/41) veröffentlichte. Man wird uns nicht nachsagen, dass wir Lassalle mit Übelwollen behandelt hätten, eher das Gegenteil. Aber wir müssten die Wahrheit verleugnen, wenn wir nicht eingeständen, dass dies unglaubliche Tagebuch uns nahezu alle Illusionen raubte: Von der Schulzeit ist darin die Rede, aber zugehts wie in einer Judenschule. „Närrcheleben — Ferdinandleben“, sagt der brave Papa, der übrigens ein wahrer Mustertyp eines Schmul gewesen sein soll, sowie Ferdinands Schwester die richtige ‚Kalle‘. Während Lassalle später weidlich auf die Juden schimpfte, wobei ihm im Zorn die Stimme ins niedlichste

jüdische Fisteltönchen umschlug, schreibt der Schüler: „Ich würde selbst das Schafott nicht scheuen, könnte ich sie wieder zu einem geachteten Volke machen. O wenn ich meinen Träumen nachhänge, so ist immer meine Lieblingsidee, an der Spitze der Juden mit den Waffen in der Hand sie selbständig zu machen.“ Das wäre, obschon bezeichnend für seinen unruhigen Grössenwahn, an sich eine ideale Regung, wenn Ferdinandleben nur nicht selber sich als echter Sprössling seines geachteten Volkes offenbarte.

Man glaubt zu träumen. Das ist ja ein Tagebuch des Moses Itzig. Fortwährend pfeift man dazu das Liedlein: Haben Sie nicht den kleinen Cohn gesehn? Die Morgengabe seiner Schwester taxiert er genau, stellt überhaupt die Taxe der Bräute fest: „ist sie hübsch und gebildet, 10000 Taler“. Von einem Mitschüler, der „ein rechter Bösewicht“ ist, heisst es: „sobald er mir etwas verkauft oder von mir etwas kauft, Geschäfte, deren ich viel mit ihm gemacht habe“. . „Kaufte Pinsk für 7½ Groschen Federmesser ab und wollte es meiner Mutter für 10 Groschen verkaufen“. Die Mama will aber nur 5 dafür geben, eine entzückende häusliche Szene gegenseitigen Beschummelns! Haben Sie nicht den kleinen Cohn gesehen? Weniger lieblich, dass Ferdinandleben regelmässig seine Schulzeugnisse fälscht nebst Unterschrift von Vater und Lehrern! Wenn er sich Bücher leiht, verleiht er sie weiter und erpresst dafür Leihgebührgeld. Solche kindliche Schmutzigkeit hindert natürlich nicht, dass er vor sich selber einen übermenschlichen Respekt hat. „Der Esel!“ ruft er von jemand aus, der sich Ihm gleichstellen will. „Als wenn er, wäre er noch dreimal so gross als er ist, zu Mir heraufblicken könnte!“ Und diese wahnsinnige Selbstverliebtheit wird natürlich von der Affenliebe seiner Familie noch genährt. Gottedoch, was is der Ferdinandleben for ein Talent! Kommt ihm aber jemand in die Quere, dann muss man das Rasen seiner jüdischen Rachsucht hören. Rache schwört er bei Jehova, Rache bis zum Tode. Noch schwankt der edle Jüngling, welcher Branche der intellektuellen Handelsschule er sich zuwenden soll. „Ich liebe ihn, diesen Heine, er ist mein zweites Ich!“ (im Munde eines Gymnasiasten nicht übel!). „Wäre ich als Prinz

geboren, ich wäre mit Leib und Leben Aristokrat." (Aha! merkst du was?) „So aber, da ich bloss schlichter Bürgersohn bin, werde ich Demokrat sein". (Welch zwingende Logik!). „Nein, ich will, obschon ich auch dazu Talent habe, kein feiger Hofschranze werden." Gott, wozu hat er nicht Talent! „Ich will den Völkern die Freiheit verkünden und sollt ich im Versuche untergehen. O Frankreich, Land meiner Sehnsucht!" Seien wir gerecht, ein gewisser Idealismus bricht selbst in diesen naiven Selbstbeichten durch: Es ist ebenso ehrlich gemeint, dass er als Freiheitsheld sogar den Untergang nicht scheuen, wie dass er Federmesser von $7^1/_2$ Groschen Wert bei Mama für 10 anbringen will.

Und wenn er 1864 in Elberfeld den Arbeitern zuschrie: „Das haben die Bourgeois der Fortschrittspartei für euch getan. Erhebt eure Arme und verpflichtet euch, dass ihr es ihnen gedenken wollt!", oder wenn er in einer berühmten Rede gleichsam die Etagen des Wirtschaftsgebäudes blosslegte, wie unter einer Hand voll Bemittelter drunten das Volk „in unendlicher Qual" sich krümmen, so trägt seine Leidenschaftlichkeit das Gepräge echter Erregung und ungeheuchelter Überzeugung. Obschon in Neigungen und Lebenshaltung patrizisch, fühlt er aufrichtig für den Proletarier und diese Aufrichtigkeit, diese trotzalledem unter der schmierigen Kruste jüdischer Eitelkeit und Selbstsucht vorhandene Idealität, hat ihm die Gunst der Massen gesichert, so sehr ihr Proletenneid sonst an seinen wohlhabenden Allüren Anstoss nahm. Vor uns liegt ein ganzer Stoss von Brochüren und gedruckten Reden Lassalles (Privatgeschenke), heut wohl sehr rar geworden und verschwunden. Wir wollen daraus zitieren. „Über Verfassungswesen", Vortrag 1862. Eine vorzügliche Arbeit populärer Veranschaulichung. „Denn wahre Wissenschaftlichkeit besteht eben in garnichts anderem, als in jener Klarheit des Denkens, welche, ohne irgend eine Voraussetzung zu machen, Schritt für Schritt alles aus sich selbst ableitet," hebt er vielversprechend an. Zwar wird anfangs etwas zu dialektisch mit dem Begriff „Grundgesetz" gespielt bis zum Wortspiel. Aber gar bald kommt eine Begründung überraschender

Art, worauf sich eine Verfassung allein stützen könne: „Die tatsächlichen Machtverhältnisse, die in einer jeden Gesellschaft bestehen". Mit beissender Ironie wird hier gleichsam das Bismarcksche Leitmotiv, dass Macht und Recht dasselbe seien, derartig ergänzt, dass Kanonen, Herrenhaus, Borsigs Fabriken und Mendelsohns Banken jede für sich ein Stück Verfassung seien. Wie man die Machtverhältnisse zu rechtlichen Einrichtungen macht? „Man schreibt da nicht hinein: Der Herr Borsig, der Herr Mendelsohn ist ein Stück Verfassung, sondern man drückt dies auf viel gebildetere Weise aus." Nämlich durch das Dreiklassensystem von 1849. „Und will man nun weiter, dass der König für sich allein noch weit mehr Macht haben soll als die gesamte Nation, so macht man das so. Man setzt in den Artikel 47 der Verfassung: „Der König besetzt alle Stellen im Heer" und im Artikel 108 sagt man: „Vereidigung des Heeres auf die Verfassung findet nicht statt". Mit furchtbarem Hohn fährt er später fort: „Zudem mangeln der Nation jene so wichtigen Verfassungsgrundlagen: Die Kanonen." Das ist eine Swiftsche Wendung und die bittre Verhöhnung des märzlichen Phrasenliberalismus, der ein Stück Papier verlangte, statt sich der Kanonen zu bemächtigen und das Heer demokratisch umzugestalten, klingt in dem düstern Schlusssatz aus: „Das Fürstentum hat praktische Diener, nicht Schönredner, praktische Diener, wie sie Ihnen zu wünschen wären". Ob Lassalle ein solcher praktischer Diener des Volkes in Revolutionszeit geworden wäre? Er hat es nicht beweisen können. Aber seine Ansprache „an die Arbeiter Berlins" 1863, wo er seinen Solinger Triumph als Präsident des Allgem. Deutsch. Arbeitervereins gegen die Lügen der liberalen „Volkszeitung" schützt, enthält Sätze, deren Wahrheit das riesige Anschwellen der Sozialdemokratie erklärt. „Ohne Leidenschaft wird in der Geschichte kein Stein vom andern gerückt. Das Aufhören politischer Leidenschaften im Volksherzen, sie sind ein Hauptgrund unseres tiefen Verfalles seit 14 Jahren." Sein bedeutendes rechtsphilosophisches Werk ‚Theorie der erworbenen Rechte' hätte sich, wenn die Zeit für seine Umsturzpläne reif gewesen, sehr wohl in eine Praxis der entzogenen

Rechte verwandeln können! Seine Leidenschaft fusste wie diejenige Disraelis und Gambettas — dies ist ein jüdisches Merkmal, aber gleichzeitig eins aller wirklichen Tatnaturen — auf eminent praktischen Mitteln. Und seine masslos leidenschaftliche Wut wider die Fortschrittspartei wird man begreifen, wenn man bedenkt, dass deren Presse ihn mit plumpem und fadem Betrug für ein Werkzeug der Reaktion ausgab! Seine Forderung des allgemeinen und direkten Wahlrechts, wegen deren er mit Bismarck paktieren wollte, hat allerdings die Herrschaft der Fortschrittspartei später zertrümmert, Bismarck und Disraeli waren jedoch dabei die Lackierten, wenn sie hierdurch konservative Interessen gefördert glaubten. Was er vom Staat verlangte: nämlich durch eine Kreditoperation den Arbeitern Kapitalvorschüsse gewähren zur Bildung von Produktiv-Assoziationen, erscheint ausführbar und vielleicht greift man nochmal auf diese Idee zurück. „Diese Staatshülfe, sie ist kein Gegensatz zur Selbsthülfe. Sie gewährt euch im Gegenteil nur die Möglichkeit der Selbsthülfe.“ Das ist in seiner weiteren Ausführung ein grosser Gedanke und Lassalles Staatssozialismus unterscheidet sich gewaltig sowohl von den Abstraktionen des Marx als den Wühlhubereien des Umstürzelns quand même.

„Allen einzelnen durch die Gesamteinrichtungen die reale Möglichkeit zur Selbsthülfe zu gewähren — das gerade ist der innerste Sinn der Freiheit, der wahre Inhalt aller gesellschaftlichen Ordnung, der beste Grund und Zweck des Staates.“ Man wird ihm nicht verübeln, wenn er seinen Aufsatz über die französischen Nationalwerkstätten beginnt: „Die Lüge ist eine europäische Macht“ und seine Rede über das „Arbeiterlesebuch“ in Frankfurt 1863 schliesst: „Sähe ich nur auf meinen natürlichen Lebensegoismus, so würde ich . . . mit traurigem Lächeln über ihre Unreife mich etwa am Golf von Neapel ausstrecken. Ich würde ein Leben voller Qual, Ärger, Aufreibung ersparen.“ Lassalle wurde bereits 1849 in Düsseldorf zu 6 Monat Gefängnis verurteilt und seine Beleuchtung „Das Kriminalurteil wider mich mit kritischen Randnoten“ (als Manuskript gedruckt) gegen das Berliner Urteil vom 16. Januar 1863 gibt allerdings zu schweren Bedenken gegen Klassenjustiz Anlass.

„Ich werde bestraft, weil ich glaube, das die politische Herrschaft der Idee der Bourgeoisie innerlich bereits abgelaufen sei. Wie die Inquisition jeden verurteilte, der nicht an Jesum Christum glaubte, so werde ich verurteilt, weil ich nicht an die Idee der Bourgeoisie glaube." Das Urteil bezieht sich auf den bedeutendsten Vortrag Lassalles „Über besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes" (12. April 1862), in dem sich die ergreifenden und für seitherige Machtentwicklung prophetischen Worte finden: „Die hohe Weltgeschichtliche Ehre dieser Bestimmung muss alle Ihre Gedanken in Anspruch nehmen. Es ziemen Ihnen nicht mehr die Laster der Unterdrückten, noch die müssigen Zerstreuungen der Gedankenlosen, noch selbst der harmlose Leichtsinn der Unbedeutenden." (Diesen Satz lässt Lassalle gesperrt drucken.) „Sie sind der Fels, auf welchen die Kirche der Gegenwart gebaut werden soll. Der hohe sittliche Ernst dieses Gedankens ist es, der sich mit verzehrender Ausschliesslichkeit Ihres Geistes bemächtigen, Ihr Gemüt erfüllen und Ihr gesamtes Leben als ein seiner würdiges, ihm angemessenes und immer auf ihn bezogenes gestalten muss." Über die Maassen lustig wirkt die witzige Begründung des Urteils, weil Lassalle die heilige indirekte Steuer wissenschaftlich vernichtet. Mit Recht sagt Lassalle: „Das Urteil liefert einen staunenswerten Beitrag zu der von mir gezogenen Parallele zwischen Adelsherrschaft im Mittelalter und Kapitalherrschaft der modernen Zeit. Die Kapitalherrschaft erlaubt nicht mal, dass sie kritisiert wird! So weit hat der Adel es nicht getrieben." Und wie zermalmend der Spott, dass sich dies amtliche Urteil in Widerspruch zu Lehren Christi setze! Im obigen Vortrag scheint uns allerdings die Kennzeichnung des Deutschen Bauernkriegs als einer reaktionären Bewegung, weil sie auf dem Prinzip des Grundbesitzes fusste, erkünstelt und im Widerspruch zu Lassalles sonstiger geschichtsphilosophischer Objektivität. Denn bei damaligen Verhältnissen konnte die Revolution keine anderen Formen annehmen. Auch heisst es das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn er die französische Revolution abfertigt: „dass sie an ihrer eigenen Unklarheit zu Grunde

gehen musste“. Doch der Vortrag hat sonst etwas Erhebendes und man begreift seine Wirkung, die faszinierende Persönlichkeit des Redners hinzugenommen. Minder bedeutend ist die zweite Rede über Verfassungswesen. „Was nun?“ (1863 gedruckt), die übrigens auch eine historische Unrichtigkeit bei Empfehlung der Steuerverweigerung auftischt, dass nämlich 1830 die blosse Androhung solcher Massregel durch die Londoner City die Krone zum Nachgeben bewogen habe. Doch sein Nachweis des Schein-Konstitutionalismus bleibt verdienstlich durch seine drastische Schärfe und mit Nachdruck verweisen wir auf den patriotisch-nationalstolzen Ausruf: „Die Existenz der Deutschen ist nicht von so precärer Natur, dass bei ihnen eine Niederlage ihrer Regierungen eine wirkliche Gefahr für die Existenz der Nation in sich schlösse... Die Kulturarbeiten, die unser Volk vollbrachte, sind so riesenhaft, gewaltig, bahnbrechend und dem übrigen Europa vorleuchtend gewesen, dass an der Notwendigkeit und Unverwüstlichkeit unsrer nationalen Existenz gar nicht gezweifelt werden kann.“ Das bekannte Antwortschreiben (1. März 1863) an das Zentralkomitee des Leipziger Arbeiterkongresses enthält grundlegende Wahrheiten, wie z. B. die Abwehr des betrügerischen Fortschrittlerschwatzes, dass Staatsintervention die soziale Selbsthülfe aufhebe: „Es ist nicht wahr, dass ich jemand hindere, durch eigene Kraft ein Feld zu umackern, wenn ich ihm einen Pflug dazu reiche. Es ist nicht wahr, dass ich jemand hindere, durch eigene Kraft den Feind zu schlagen, wenn ich ihm eine Waffe dazu in die Hand drücke.“ Lassalle zeigt sich hier ferner als Feind des platten Kommunismus und erwartet alles von der freien Assoziation mittels Kredit- und Assekuranzverbänden, deren Vorbedingung aber das allgemeine Wahlrecht. Dies „als Magenfrage aufgefasst und daher auch mit der Magenwärme durch den ganzen nationalen Körper hinverbreitet — dies ist das Zeichen, in dem Sie siegen werden“ —, dass das Proletariat solche Prophetenworte nie vergisst, wer kann es ihm verdenken! Dass Leute wie Huber, Foucher, Wirth, Roscher, während immerhin Rodbertus und Wuttke auf seine Seite traten und der spätere Bismarckgehülfe Lothar Bucher ihm wertvolle Dienste leistete, Lassalle nicht bange machen

konnten, zeigt seine bekannte Leipziger Rede „Zur Arbeiterfrage“ (Selbstverlag des Autors). In der Tat wird unumstösslich bestehen bleiben sein geflügeltes Wort: „Das eherne ökonomische Gesetz, welches unter Herrschaft von Angebot und Nachfrage den Arbeitslohn bestimmt, ist dieses: dass der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt reduziert bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmässig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist.“ Alle Versuche angeblicher Revisionisten, dies wegzuleugnen, müssen notwendig scheitern. Widerlegt hat die Entwickelung lediglich Marx' Verelendungstheorie, nicht aber das obige Lohngesetz, wohlgemerkt als „durchschnittlich“, wobei Ausnahmen die Regel bestätigen.

Denn selbst wenn unbedingt wahr wäre, dass die allgemeine Lebenshaltung der Arbeiter sich erheblich besserte, so hängt dies lediglich mit der ungeheuren Vermehrung des Nationalwohlstandes zusammen, der eben ganz von selber den standard of life von oben bis unten hebt: relativ aber blieb die Sache völlig beim Alten, nur dass heut für „Fristung der Existenz“ etwas höhere Ansprüche erhoben werden, die unermessliche Kluft zwischen Erwerbsmöglichkeit des Arbeiters und Arbeitgebers blieb völlig unverändert. In dem Sendschreiben „Macht und Recht“, worin wir die Meisterschaft der liberalen Presse vom Schlage der Tante Voss im Totschweigen und Unterdrücken jedes Missliebigen schon damals in heutiger Blüte bewundern dürfen, wahrt Lassalle sich übrigens gegen die „Ehre, dass Herr von Bismarck als mein Zögling handele.“ Dieser bestätige nur, „was ich historisch als Natur der Wirklichkeit aufgezeigt habe.“ Und weil er eben auf Wirklichkeit fusst, warnt er die Massen vor jedem unlautern Klassenhass, da die Bourgeoisie nur das willenlose Produkt eines langen historischen Prozesses sei. Deshalb wies er in der famosen Verteidigungsrede vor dem Berliner Kriminalgericht „Die Wissenschaft und die Arbeiter“ mit zermalmender Beredsamkeit die Anklage wegen Aufreizung zum Klassenhass zurück. Wie mag der Staatsanwalt von Schelling — später als Justizminister plötzlich abgetreten nach Affäre Sternberg, welchen Stabsarzt er entmündigen liess, weil dieser den hehren Gesetzeshüter

privater Unsittlichkeit bezüchtigte und hiemit allerdings einen hohen Grad von Verrücktheit betätigte, denn um in Preussen einen hohen Beamten anzuklagen, dazu gehört wirklich eine kindliche Geistestrübung — wie mag dieser Schelling gefaucht haben, als Lassalle gegen den kleinen Sohn wiederholt den Geist seines Vaters, des Philosophen zitierte! „Im Griechischen nannte man denjenigen einen Barbar, der unsre Sprache nicht verstand, und so sind wir beide, der Staatsanwalt und ich, Barbaren für einander!"

Welche Töne! Wahrlich, wenn wir auf diese vergilbten Blätter den Blick wenden und vorne die wohlbekannten Schriftzüge lesen: „Seinem Georg Bleibtreu in alter Anhänglichkeit F. L.", beschleicht uns tiefe Rührung. Und wir gedenken seiner Worte in der herrlichen Festrede beim Fichtejubiläum „Die Philosophie Fichtes und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes" (19. Mai 1862): „Jede Feier eines grossen Mannes würde so nur in einer Selbstfeierung des nationalen Geistes seitens dieser Nation bestehen."

Jude oder nicht, was heisst hier Jude! Wie verschwinden selbst die sonst so wichtigen und bestimmenden Rassenfragen im leichten Äther, wohin sich auch Lassalles unsterblich Teil wie Heines in seinen Aufflügen erhob! Und wie bei Heines Dichtertum müssen wir auch bei Lassalles Denkertum die Wahrnehmung machen, dass einerseits bei einem bestimmten Höhenmass des Geistes tatsächlich die Rasse als solche aufhört und alle Höhengeister ein gemeinsames Vaterland besitzen, andrerseits aber solche Persönlichkeiten, die im Reingeistigen weben, nur in ihren sozusagen privaten Lebensbeziehungen noch den Ballast der Rassefehler an sich kleben haben, dagegen in ihrem eigentlichen Kern und Wesen nur Angehörige einer Kultur sind, d. h. der Nationalkultur, mit der sie sich durchsättigten. Es stimmt nachdenklich, dass Gambetta und Disraeli nur verhältnismässig niedrige Funktionen als „Franzose" und „Engländer" erfüllen konnten, dass hingegen die beiden einzigen Juden, welche eine geniale Geisteskraft zur Erscheinung brachten, dies nur vermöge deutscher Kultur vermochten.

Heine feierte die Ehe des deutschen und jüdischen Geistes, wobei er wohl sich selber im Auge hatte, als eine natür-

liche, weil diese beiden Rassen durch Idealismus (!) und Moralität (!) sich einzig wahlverwandt seien. Das mag uns komische Selbsttäuschung bedünken und doch lässt sich eines nicht wegleugnen: die leidenschaftliche Liebe und das tiefe Verständnis, welches manche Juden dem deutschen Wesen entgegenbrachten. Ihnen allen voran neben Heine eben Lassalle, wie er es besonders in dieser Gedächtnisrede auf Fichte bekundet.

Leider begegnen wir seinem Allzumenschlichen nur zu oft, wo besonders seine Liebesabenteuer ihn in Eitelkeiten verstricken. Die grässliche Dönniges und die Hatzfeld haben nach Lassalles Tode erst recht bewiesen, wie unwürdig sie der Gemeinschaft mit diesem unglücklichen Manne waren, der so viel vom Helden und Genialen in sich trug, unsre innige Teilnahme aber in jüdischen Anwandlungen immer wieder verscherzt. Die anonyme Russin fehlte grade noch mit ihrer „Page d'amour de Lassalle", wo man nie recht weiss, ob man diesen empfindlichen überschwänglichen Seladon beklagen oder hinter seiner exaltierten Sentimentalität eine unbewusste Komödie belächeln soll. „Ich habe die Ehre, nicht adelig zu sein . . da mir nichts Geringeres als die ganze Welt gehört, kann ich nicht jene Vorsatzsilbe annehmen, noch will ich meinen Ursprung und Besitzstand durch dies Abzeichen verkleinern." „In Berlin zwang ich Humboldt und Boeckh, mich als ihresgleichen aufzunehmen". „Mein Ruf wird sich noch viel und immer mehr vergrössern". „Unsere ganze Gesellschaft teilt sich in Bezug auf mich in zwei Parteien. Die eine . . fürchtet mich. Die andere . . liebt, achtet, verehrt mich. Für diese bin ich ein Mann von grösstem Genie und von einem fast übermenschlichen Charakter" (!!) „Ich kenne wenig Leute, die so viel Geld wie ich verdienen könnten"!! Spricht so ein stolzer Mensch, als den Lassalle sich bezeichnet? Nur ein eitler. Und wenn er feierlich ruft: „Möge diese Prostitution mir fernbleiben, bei Geistesarbeiten den Gelderwerb als Ziel vor Augen zu haben!", so wird man ironisch glossieren, dass er es ja eben nicht nötig hatte. „Ich habe weder Erbarmen noch Mitleid für meine eigene Existenz, die ich unaufhörlichem Kampfe gewidmet habe". Nun, er liess sich sein

Leben doch schmecken. Und was soll man vollends dazu sagen, wenn er in feierlichster schriftlicher Beichte über sein Leben das Verhältnis zur Hatzfeld als ein völlig platonisches wie von Sohn und Mutter darstellt? Ists wahr, dann lügt die ganze Welt aufs sinnloseste. Ists nicht wahr, und alles spricht dafür, dann fällt ein Schatten auf seine Wahrheitsliebe, nicht so leicht zu tilgen.

Doch dies alles wären schlimmstenfalls nur Schlacken des Individuums, und wenn wir jenes Tagebuch des Fünfzehnjährigen in seinen schweren moralischen Selbstenthüllungen blosslegten, so müssen wir zugestehen, dass wir die dort hervorstechenden gemein-jüdischen Züge im Manne Lassalle nicht mehr wiedererkennen. Es ist, als ob seine Hingabe an eine Idee den schon im Knaben vorhandenen, nur unter jüdischer Eitelkeit und Bosartigkeit versteckten Idealismus übermächtig entwickelt und alles Gemeine ausgemerzt habe. Nochmals: wahrer Geistesschwung wie bei Heine und Lassalle triumphiert über alle Schranken der Rasse, über alle Begrenzung von Vererbung und Milieu, da eben alles Idealgeistige aus dem Unbewussten stammt, wo es weder Milieu noch Vererbung gibt. Man kann den Juden, die verzweifelt aus ihrer Haut fahren möchten, nur zurufen: Werdet würdig als Genies auf die Welt zu kommen, dann hört ihr auf, Juden im übeln Sinne zu sein! Dies mag wie Ironie klingen, enthält aber tieferen Sinn. Denn dies Würdigwerden erwirbt man nur durch leidvolle Hingabe ans Ideale von Inkarnation zu Inkarnation. Ihr behauptet ja, einen idealen Kern in euch zu haben, und immerhin ist eure Hinneigung zu geistigen Werten, gegenüber dem saufenden und skatspielenden deutschen Philister, ein Zeichen, dass solche Anlage in gewisser Richtung nicht fehlt. Also nur vorwärts, macht euch würdig, Stammesgenossen von Heine und Lassalle zu sein, pflegt euren Idealismus, dann wird die wahre Judenfrage verschwinden. Aber davor werdet ihr euch fein hüten, sondern nur durch einschmuggelnde Streberei von Reformjuden wie Stahl und Harden euch dem konservativen Preussentum empfehlen wollen.

D. Der Gesellschaftsvertrag und die soziale Frage.

„Wenn die Zahl der Arbeiter vermehrt wird durch eine vom Steigen der Löhne ermutigte Vermehrung der Bevölkerung, so sinken die Löhne von neuem.“ (Ricardo.) „Nimmt man an, dass .. der Arbeitslohn grösser ist als für diese Wirkung (Wachsen von Angebot und Nachfrage) erforderlich ist, so wird die übermässige Vermehrung der Arbeiter den Lohn bald sinken machen.“ (Adam Smith.)

Dies aber sind die natürlichen Zustände, da die Bevölkerung so rapide wächst: Der umgekehrte Fall, dass infolge Mangels an Arbeitern der Lohn steigt, tritt also höchstens mal als Ausnahme ein. J. St. Mill urteilt im Grunde noch pessimistischer. Dass der Lohn als Existenzminimum sich nach dem Preise der notwendigsten Lebensmittel richtet, hindert nicht, dass die Lage der Arbeiter öfters grosse andauernde Verschlimmerung erfährt. Ja, Mill meint sogar, dass selbst Wohlfeilwerden der Lebensmittel die Lage nicht bessere, da die stete Vermehrung der Proletarierfamilien die Konkurrenz dauernd steigere und hierdurch den Lohn herabdrücke. Selbst relatives Steigen des Existenzminimums ändert, wie wir dies ergänzen möchten, das Verhältnis des Arbeiters zu den wohlhabenderen Klassen kaum, sie werden nicht besser daran sein als vorher. Roscher und Rau stimmen überein, dass nur die herkömmlichen niedrigen Lebensbedürfnisse der Arbeiterfamilien durch den Lohn gedeckt werden können. Es gehört nun zur feinsten Ironie der Geschichte, dass gerade die sogenannten „Liberalen“, d. h. die durch die französische und anderen Revolutionen selbständig gewordene höhere Bürgerkaste, als Geschäftsunternehmer ein weit grösseres Interesse am Niederhalten sozialitärer Bestrebungen haben, als die Konservativen, da Adel, Militär, Beamte mit dieser Industriefrage nichts zu schaffen haben. Man sieht also hier deutlicher denn je, dass in der Politik alle idealen Phrasen nur Vorwände und das wirtschaftliche Moment immer entscheidend ist. Selbst im freien England konnten nur Toryministerien irgendwelche Reformen, wie z. B. Grahams Bill (1843, Zwölfstundentag), durchsetzen gegen das Zetergeschrei der

liberalen Manschestermänner. Niemand aber hat krasser den wirklichen Stand der Dinge festgelegt als St. Mill, indem er alle sogenannten Sozialreformen wie Bismarcks Palliativmittelchen verwirft, da kleine Mittel in solchem Falle nicht kleine Wirkungen, sondern überhaupt keine erzeugen. „Schwache Halbmassregeln verschwenden nur die Hilfsquellen, die weit besser aufbewahrt bleiben, bis die Erziehung Staatsmänner heranbildet, die nicht mehr glauben, dass etwas Grosses nicht ihre Sache sei.“ „Es ist fraglich, ob bisher alle mechanischen Erfindungen die Tagesmühe irgend eines Menschen erleichtert haben . . sie haben bisher nicht einmal angefangen, jene grossen Veränderungen im Geschicke der Menschheit zu bewirken, welche zu vollbringen in ihrem Wesen liegt.“ Gewiss, und während hier ein Fortschritt schlechterdings nicht verspürt wird, hat andererseits das elende verflossene Jahrhundert in allen Beziehungen politischer Rechte die schmählichsten Rückschritte nicht gescheut. Dunkles Mittelalter? Man stelle sich vor, irgend eine Körperschaft erlasse heut an irgend einen König eine drohende Adresse „pour la chose publique“, wie 1412 die Pariser Universität an Karl VI., worin diesem die schwersten Vorhaltungen gemacht, seine Minister und Juristen als Spitzbuben und Rechtsbeuger entlarvt werden! Oder ein Dekret, wie das von 1332 an Papst Johann XXII., worin dessen neues Dogma als Irrtum verworfen wird!

Welche Strafe wäre heut gross genug für solche Missetäter, die damals einfach durch die Gewalt ihrer wissenschaftlichen Wahrheit Recht behielten und König wie Papst niederbeugten! Warum, fragte Fichte, soll das Gedankliche gepflegt werden? „Um zu rechter Zeit das allgemeine Leben und die ganze menschliche Ordnung zu gestalten.“ Und Schelling hoffte Wiederherstellung der kranken Zeit von einer Philosophie, „die mit dem Leben sich messen kann und ihre Kraft aus der Wirklichkeit selbst nimmt.“ Heut erdreistet sich jedes Staatsanwältlein, die Werke Tolstois, der jedenfalls eine solche praktische Philosophie anstrebt, zu konfiszieren. Schelling erklärt es auch für den fruchtbringendsten Akt der Jahrhundertrevolution, „die Freiheit zum Eins und Alles der Philosophie zu machen.“

Obschon er natürlich den Begriff Freiheit nicht im politisch-revolutionärem Sinne fasste, so würde er sich doch wohl schwerlich damit begnügt haben, dass man Freiheit höchstens noch in der Studierstube gestatte und dass selbst wissenschaftliche Korporationen sich durch skandalöse Rechtsbrüche, wie die Entfernung des Privatdozenten Arons von der Berliner Universität blos auf Grund seiner sozialistischen Gesinnung, ihre völlige Unfreiheit bescheinigen. Uns scheint zwar Fichte (Reden an die Deutsche Nation) zu weit zu gehen, wenn er „bisher alle Fortentwickelung vom Volke ausgegangen“ erachtet. Wenn er aber die gebildeten Stände warnt, sie wüssten nicht, wie lange „es noch in ihrer Gewalt stehen würde, sich an die Spitze dieser Angelegenheit zu stellen,“ da das Volk „nach kurzer Zeit ohne alle unsere Beihilfe sich selbst werde helfen können,“ so hat das ungeheure Anschwellen der Sozialdemokratie ihm wahrlich Recht gegeben. Der alte Huber, streng konservativ, hatte schon „gänzliche soziale Reform“ als „sichere Folge der korporativen Entwickelung“ in Aussicht gestellt. Jede natürliche Entwickelung ist aber durch die feige Kriecherei und gemeine Selbstsucht der gebildeten Stände bisher unnatürlich verzögert worden. „Wo der Geist eines Menschen nicht vom Bewusstsein der Freiheit erfüllt ist, ist alle geistige Verbindung unterbrochen, nicht nur mit andern, sondern sogar mit sich selber. Kein Wunder, dass er sich selbst ebensogut als andern unverständlich bleibt.“ Wer sagt so? Abermals Schelling, und so dachte der deutsche Geist noch in der Mitte des Jahrhunderts, inmitten aller Erbärmlichkeit der politischen Reaktion einen inneren Stolz behauptend. Seither aber hat der Bismarcksche Staat alle Bedingungen der inneren Unfreiheit im Menschen herangezüchtet, so dass Schellings Wort für die ganze zweite Jahrhunderthälfte in Deutschland gilt, deren knechtische Art „sich selbst ebensogut als andern unverständlich“ blieb.

Was man in der Märzrevolution als versteinertes Produkt vergangener Jahrhunderte zu beseitigen hoffte, hat höchstens gewisse schroffe Ecken und Kanten abgeschliffen, sich sonst aber trotz alles Bröckelns an der Aussenseite noch massiver verhärtet. „Hergebrachte in Verhältnissen ferner Ver-

gangenheit wurzelnde Formen und Dogmen beherrschen alle Gebiete öffentlichen Lebens, sind in Staat, Relegion, Kunst und bürgerlichem Leben die allein gültigen Normen, welchen sich das Selbstbewusstsein zu unterwerfen hat, ohne sich im geringsten in ihnen bewährt und bejaht zu finden." So sprach Lassalle 1862. Wenn heut sein Geist herniederstiege, was würde er wohl jetzt erst gewahren!

Er nannte die Franzosen das Volk des praktischen Idealismus, die Deutschen des theoretischen. Doch heut entsprechen sich Theorie und Praxis vollkommen: praktischer und theoretischer Materialismus. Was Fichte 1804 in „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" andeutete und 1808 in den Reden an die Deutsche Nation ausführte, dass die Geschichte eine Entwickelung der menschlichen Gattung zur Freiheit darstelle, hat sich bis Ende des 19. Jahrhunderts keineswegs erfüllt, vielmehr befand sich das ideale Freiheitsgefühl in zunehmender Abnahme. Selbst bei der organisierten Arbeiterbewegung, man denke nur an den Dresdener Parteitag, finden wir die erschreckendste Nivellierung, Drilluniformierung, Unselbständigkeit, knechtschaffene Terrorisierung jeder Individualität. Die Selbstbeschauung des deutschen Nationalgeistes in Fichtes massloser Selbstverherrlichung des Deutschtums hat als einzige Frucht bisher nur jenen neudeutschen oder richtiger preussischen Chauvinismus geschaffen, der sich von allen wirklichen Nationaltugenden deutscher Gesittung kannibalisch entfernt. Ihm ist allerdings kannibalisch wohl gleich wie fünfhundert Säuen in seinem stupiden Militarismus, Hurrabyzantinismus, schlauer Streberei und wüstem Profitmachen. Aber hierüber als Tedeum das „Deutschland über Alles" zu brüllen, ist eine wahre Parodie auf Fichtes Prophezeiung (Staatslehre): „Der Einheitsbegriff des deutschen Volkes wird nicht irgend eine gesonderte Volkstümlichkeit zum Ausdruck bringen, sondern den Bürger der Freiheit verwirklichen." O weh! Kein „Postulat der Zukunft" mehr, sondern mit riesigem Barbarossa-Kyffhäuser-Klimbim als neue romantische Feudal-Föderative erfüllt, wie sieht die „Reichseinheit" aus? In den Deutschen „soll das Reich ausgehen von der aus-

gebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt ... Und so wird von ihnen erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten; für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen grossen Zweck da sind und ihm langsam entgegenreifen — ein anderes Element für diese Entwicklung ist in der Menschheit nicht da." O armer Fichte, armes Deutschland, o erhabener Geist des Grossen Jahrhunderts, der hier redet, wie hat das Kleine Jahrhundert diese Prophetie zu Schanden gemacht! Nicht mit edelm Stolze durchschauern heute dem wahrhaft Deutschen diese Worte, sondern mit bitterer Trauer. Wiederholt betont Fichte auch, dass alle anderen Völker durch ihre Geschichte gemacht seien, wir aber „sind gewachsen ohne Geschichte" „über den Staat hinaus". Das trifft zu. Aber wenn Hegel meint, die französische Revolution sei das erste Phänomen, dass der Mensch sich ganz auf den Gedanken stellte und nach diesem die Wirklichkeit erbaute, wie kommt es dann, dass die Deutschen, die laut Fichte „sich mit Bewusstsein machen sollen" und hierzu vor allen anderen Völkern Befähigung besässen, sich so gar nicht machten und statt des Ebenbildes ihrer geistigen Bildung einen brutalen Junker- und Polizeistaat als erfülltes Ideal ihrer Einheits-Sehnsucht verehrten? Das Deutsche Reich ist Bismarcks Ebenbild, nicht des deutschen Geistes.

Und als Lassalle „die Fleischwerdung dieses Geistes, das Geburtsfest des deutschen Staates" im Geiste schaute, ahnte niemand, wie anti-geistig dieser Staat beschaffen sein werde. Um das Bild zu vervollständigen, rufe man sich endlich auch noch Lassalles Donnerworte ins Gedächtnis: „Der Hauptfeind aller gesunden Entwicklung deutschen Geistes und Volkstums ist die Presse ... der gefährlichste, der wahre Feind des Volkes, um so gefährlicher, als er verkappt auftritt. Ihre Lügenhaftigkeit, Verkommenheit, Un-

sittlichkeit werden von nichts überboten, als von ihrer Unwissenheit.“ Er zitiert das köstliche Entschuldigungswort, als die sogenannte Verwarnungsordonnanz Bismarcks die ganze liberale Presse einschüchterte: „Wie kann man Verlegern zumuten, dass sie ihr Kapital riskieren, das in der Zeitung steckt!“ Nun wohl, diese industrielle Kapitalanlage hat sich seither verzehnfacht, der Cynismus des Pressegeschäftes steigert sich von Jahr zu Jahr. Dem Redakteur der damaligen Volkszeitung, Bernstein, warf Lassalle vor, dass er „das sogenannte Jüdisch-Deutsch“ schreibe und dem Volke sogar noch seine Sprache verderbe. Und heute?

„Wenn diese Zeitungspest noch 50 Jahre so fortwütet, so muss unser Volksgeist zu Grunde gerichtet sein bis in seine Tiefen ... Wenn Tausende von Zeitungsschreibern ihren Eunuchenhass gegen alles Wahre und Grosse dem Volke einhauchen, das gläubig und vertrauend nach diesem Gifte greift ... Je schlechter heute ein Blatt, desto grösser sein Abonnentenkreis ... Es zeigte sich, dass Annoncen ein Mittel seien, um immense jährliche Revenüen aus den Zeitungen zu schöpfen ... Unter Beibehaltung des Scheins, Vorkämpfer für geistige Interessen zu sein, wurden sie zu schnöden Augendienern der abonnierenden Bourgeoisie ... zu einem durch und durch heuchlerischen Geschäfte ... Pfaffentum des 19. Jahrhunderts ... rein geschäftliche Konzessionen (Kompromisse mit der Regierung u. s. w.) als neue Standpunkte des allgemeinen Geistes dem Volke vordemonstrieren ... dass man alle Brunnen vergifte und den geistigen Tod täglich aus tausend Röhren kredenze, das ist das höchste Verbrechen ... Das lukrative Annoncengeschäft gab den Zeitungseigentümern die Mittel, ein geistiges Proletariat zu unterhalten, durch welches sie konkurrierend ihren Betrieb zu vergrössern und ihre Einnahmen zu vermehren streben ... Das sind die modernen Landsknechte der Feder, das stehende Heer der Zeitungsschreiber, das dem Volke tiefere Wunden schlug, als das stehende Heer der Soldaten ... Hass und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse! ... Der Augenblick wird kommen, wo wir den Blitz werfen, der diese Presse in ewige Nacht begräbt.“ Vierzig Jahre verflossen, seit er

in leidenschaftlicher Erregung dem Pressegesindel dies Brandmal auf die eherne Stirn drückte, und wie stehen wir heute da? Die Fäulnis griff immer weiter um sich und nur gewaltsamer chirurgischer Schnitt könnte dem Krebsschaden ein Ende bereiten. Gesunder und kräftiger mutet uns heut jene Epoche an trotz der kläglichen politischen Wirrsal, als die heutige Ära allgemeiner Verflachung. Ja, es war viel falsches Pathos in den Märzkämpfern und die Verse Freiligraths sind nicht immer gut. „Die Revolution" jubelt herzlich schwach, das „Lied der Amnestierten im Auslande" fängt schon an Morgenluft zu wittern und „Die Toten an die Lebendigen" grollt verzweifelt aus: „sie waren frei, doch wieder jetzt und ewig sind sie Sklaven". Und rasch darauf sang ein unbekanntes Lied, wie damals in Flugschriftform („Preis 1½ Sgr.") so manches umging, die Deutschen an, weil sie Freiligraths Verfolgung zuliessen: „Armselig und verblendet Volk, Schmach über dich und Schande!" Gewiss, die elende Angst der Bourgeoisie vor dem roten Gespenst lieferte das Volk aufs neue den Feudalen aus und Preussen kroch gradeso vor Österreich (Schmach von Olmütz) zu Kreuze, wie die deutsche Demokratie vor Preussen. Aber wir tun nicht gut, auf diese unreife Zeit herabzulächeln, aus deren Schoss zuguterletzt Bismarck und Lassalle, jeder in seiner Art ein Wegweiser, emportauchten. Ihr Idealismus war also doch nicht so ohnmächtig, wie man heut naserümpfend aburteilt, ihr Märzsturm liess immerhin ein leichtes Pfingst-Wehen des heiligen Geistes verspüren und alles, was man Bismarcks Werk zu nennen sich gewöhnt hat, ward nur möglich durch diese ideale Stimmung der Massen. Aus unserem satten Geschlecht wird weder ein Bismarck noch ein Lassalle hervorgehen!

Wie die Achtundvierziger nur schwache und vielfach klägliche Epigonen ihrer Väter, die auf Fichte lauschten und mit Gneisenau fochten, so waren schon die Siebziger, soweit sie dem jüngeren Geschlecht angehörten, nur auf dem Schlachtfeld brauchbar und kehrten nach dem Siege schon ihre knechtschaffene Erfolgeanbetung und Autoritätenvergötzung hervor. Aber trauriger noch ward das Geschlecht,

das jetzt ins 20. Jahrhuudert hineinwächst. Vor uns liegt eine Flugschrift des alten Fortschrittlers Arnold Ruge, 1866 nach dem Nikolsburger Frieden als „Aufruf zur Einheit" erschienen. Nicht viel besonderes darin, doch immerhin die Forderung: jetzt oder nie eine wirkliche deutsche Einheit zu schaffen. „Bedenkt, was zur Einheit gehört, und vergesst nicht, dass es das nämliche ist, was zur Freiheit gehört ... Lasst euch die Einheit nicht durch Sophisten der Einigkeit, diese Jagdhunde, die nach den Brocken der kleinen Höfe schnappen, wegdisputieren ... Damit das Parlament ein deutsches Parlament werde, muss es alle Parlamente der Einzelstaaten aufheben: Eins sei der Staat, Eins das Volk, Eins die Satzung ... Es ist nicht der Mühe wert, sich mit halben Massregeln zu begnügen ... Es ist um der Existenz der deutschen Nation willen nötig, dass die geehrten Herrn ihre Narrenkappen auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen", nämlich die kleinen Fürsten ihre Souveränität.

Nun, es kam anders, doch man darf den Tag nicht vor dem Abend loben. Wer weiss, ob Bismarcks Föderativstaat den Ansturm der Zukunft überdauert! Wir selber würden durchaus nichts dawider haben: aus guten Gründen Monarchist, wenn darunter ein Gegensatz zu Oligarchie und Ochlokratie verstanden sein soll. Das Zartum beschnitt mit zivilisatorischer Schere den russischen Barbarenbart und wirkte sicher wohltätiger, als die widerliche Pseudodemokratie Nordamerikas. Eine grosszügige Autokratie, ein aufgeklärter Despotismus, der es ernst mit seinem Berufe meint, dünkt uns verhältnismässig die beste Herrschaftsform und auch gegen die Erblichkeit, da sie Bestand verbürgt, hätten wir an sich nichts einzuwenden. Aber wer bürgt dafür, dass Despotismus ein aufgeklärter bleibe, dass auf einen echten König nicht ein erblicher Trottel folge? Auf Friedrich den Grossen folgt Friedrich Wilhelm II.

Das grösste Unglück der Fürsten bleibt aber, dass sie die Wahrheit entweder wegen untergeordneten Bildungs- und Befähigungsstandes nicht hören können oder sie, sofern sie über eigenes geistiges Vermögen gebieten, nicht hören wollen. Denn eine unendliche Kamarilla von Junkern,

Beamten, Offizieren, Pfaffen und Hofprofessoren türmt sich als Scheidewand zwischen sie und die wahre Bildung der Volksgenossenschaft. So lange sie jene morschen Stützen der alten Monarchieen für unentbehrlich halten oder den Erscheinungen des Sozialismus wie des Anarchismus verständnislos gegenüberstehen, zerbröckelt notwendig der Thronbau über kurz oder lang. Worin aber das Wesen des Gesellschaftsvertrags bestehe, werden wir nun selber fragen müssen.

„Man denkt nicht immer daran, dass Regierungsform eben auch einen moralisch-klimatischen Zustand hervorbringe, worin Charaktere auf verschiedene Weise sich ausbilden“ (Goethe, Westöstlicher Divau). Ist Regierungsform aber nicht umgekehrt selbst nur Ausbildung eines Moralklimas der Rassencharaktere?

Von jenem Reifepunkt, wo verbindende Mittelparteien schwinden und nur noch der Gegensatz „Hie Royalist hie Jakobiner“ zum Ausdruck kommt, scheinen wir ausserhalb der romanischen Länder noch ziemlich entfernt. Noch verfügen die kritisch Gemässigten über beträchtliche Machtfülle, die dem Radikalismus der Extremen rechts und links Schranken setzt, da letztere nur bei handelndem Umsturz die günstigste Angriffsposition innehalten und jene Zentralkraft, deren Schwergewicht im Gesellschaftskörper zu schonen das Hauptbestreben gesunder Regierung sein sollte, dann leicht überrumpeln. Wer immer der gemütlichen Auffassung huldigt: Der Staat sind wir, jede Reaktion ist in sich selbst eine Revolution gegen logisches genetisches Wachstum, gradeso wie jede unnatürliche Progressivbewegung zur Zertrümmerung des Historischen. Selbst die gründlichste Umgestaltung der Produktionsverhältnisse und Arbeitsorganisierung wird aber nie dauernd die Rassebedingungen ändern, unter deren natürlicher Ungleichheit die einzelnen Menschengruppen sich sondern.

Rousseau verflucht den Räuber, der zuerst Grundeigentum in Besitz nahm, woraus alles fernere Elend stamme, welche Verwechselung die englische Landrestoration- und deutsche Bodenreform-Liga wieder aufnimmt. Allerdings bestand im Primitivzustand ein kommunistischer Gemeinde-

besitz des Bodens, wie heut noch im russischen ‚Mir‘, aber Beschlagnahme von Grundbesitz für Privatteilung war doch kein einzelner Raubakt, sondern fiel zusammen mit allgemeiner Errichtung persönlichen Eigentums, das sich überhaupt auf alle Werte, also auch Mobilien (Schmucksachen und Geräte), bezogen haben muss. Auch beging er weitere Inkonsequenz durch seinen „Gesellschaftsvertrag“ (Contrat Sozial), da doch jeder Ordnungsvertrag seinem Naturmenschen-System widerspricht. Weil er aber einer Kulturgesellschaft seine Doktrin verständlich machen wollte, musste er also die ursprüngliche Prämisse schon fallen lassen. Da Sozialismus in grösseren Organismen und als Staatsgebilde ihm nicht durchführbar schien, so wusste er sich nur mit Kantönliform autonomer Gemeinden, untereinander föderativ verbunden, zu helfen nach heimatlichem Schweizer Vorbild.

Der wissenschaftliche An-Archismus verblieb bis heut bei diesem Rousseauismus und scheidet sich grade in diesem Punkt vom offiziellen Sozialismus, der sich zu allgemeiner Verstaatung zusammentun will. Es setzt aber entsprechende Einsicht aller Kontrahenten und ethisches Rückgrat voraus, um zweckmässige Gegenseitigkeitsverträge unverletzt zu halten. Genau so gut wie einst aus dem Kommunismus sich das Privateigentum gewaltsam entwickelte, würde der Egoismus der Stärkeren sich auch heut noch der sozialen Gleichheit entwinden wollen. Es wird also jeder aus dem Contrat Social herauslesen, was er für gut findet. Trotz Zornschreien ideologischer Verranntheit wider die „sogenannte Ordnung“, die nur Unterdrückung des Schwachen sanktionire, wurzelte Rousseaus naturwüchsiger Instinkt aber zu sehr im Realen, als dass er sich gewissen logischen Folgerungen hätte verschliessen können. So betont er in seinen apologetischen „Briefen vom Berge“, nachdem doch sein „Vertrag“ die Volkssouveränität proklamierte, dass er ja — nach Genfer Muster — eine aristokratische Regierung empfohlen habe! Ja, er nimmt sogar in seinem eigentümlichen Circulus Viciosus die Religion als unumgängliche Grundlage seines „Vertrags“ zu Hülfe, verstieg sich fast zu pfäffischem Zelotentum. Er dekretiert den Glauben an Gott, Jenseits und — Contrat Social als alleinseligmachende

Staatsreligion und will über jeden Bürger, der gelinde daran zweifeln sollte, im guten alten Stil Calvins die Todesstrafe verhängen! Solcher Gipfel der Unduldsamkeit gibt einen nützlichen Wink, welch unerträgliche Sklaverei man von Allesverstaatung zu erwarten hätte und dass eben kein umstürzender Neuvertrag ohne äusserste Zwangmittel gedeihen kann. Angreifendes Revolutionieren der Volksmassen betreibt man freilich meist in Widerstreben gegen Religiöses; der Ausnahmefall des Puritanismus barg etwas Aristokratisch-Herrschaftgieriges einer Minorität, etwa wie das auserwählte Judenvolk gegen die Heiden vorging. Sobald aber der Sozialistenstaat erst begründet, verschiebt sich nur die Form der Staatsreligion, dann heisst es eben: Glaub an die Vortrefflichkeit der Menschennatur, glaub an den von uns erfundenen Gesellschaftsvertrag oder stirb! Nachdem man das ‚göttliche Recht' der Herrscher abgesägt, eskamotiert man flugs ein neues göttliches Recht hinein, dem jeder Staatsangehörige blind zu gehorchen hat. Zwar schreibt man dies Recht vom Willen der Allgemeinheit her, doch dieser trügerischen Behauptung widerspricht flugs gar mancher andersdenkende Einzelwille, und der Allgemeinwille entpuppt sich als Mehrheitstyrannei der Dummen und Schlechten, deren Schädlichkeit natürlich nur der Beeinflussung einzelner herrschender Leithammel folgt. Das souveräne Volk als Sklave jedes Demagogen, der ihm persönlichste Souveränität als Mandat des Volkswohls aufschwatzt — da sind wir wieder mitten in der schönsten Regiererei und Bevormundung. Bei der bis ins einzelne gehenden Gängelung des Individuums von der Wiege bis zum Grabe wäre auch stete Steigung des Beamtentums nötig. Diese Funktionäre der Gemeinde, von einem höchsten Wohlfahrtsausschuss abhängig, müssten sich gegenseitig überwachen, politisches Spionentum stände in üppigster Blüte. Wir kennen es schon aus der Terreur-Zeit als „Agenten", „Kommissäre", „Volksrepräsententen". Volksrepräsentant nennt man sich nämlich, wenn man Selbstwillen als Sprachrohr eines erdichteten Volkswillens ausspielt. Ein solcher Contrat Social zwischen Exekutivbehörde und Volk beruht also auf täuschender Fiktion. Es würde nicht lange dauern und das entnervende

Verweichlichen des Selbstverantwortungsgefühls im Volke unter einer politisch geschulten Oligarchie, die alle Macht in einer besonderen Kaste aufspeichert, würde neuerdings um sich greifen, indem die Exekutivbehörden einfach eine neue Aristokratie darstellen.

Obschon Schwärmerei für Sparta seinem drakonischen Naturburschentum nahelag, dachte sich Rousseau sein Patriziat als eine Aristo-kratia der Weisesten und Besten, verschwieg uns aber die Methode solcher Auslese! Da sich erworbene Auszeichnung in der Demokratie nicht vererbt noch sonstwie geltend machen soll, so bliebe im sozialen Staat das nämliche Gesetz in Kraft, obschon möglichenfalls die in bourgeoisen Republiken damit verbundene materielle Korruption wegfiele: Das Volk wählt sich zum Führer, was seinen Masseninstinkten schmeichelt, die Kakokratie der Streber. Rousseaus innere Ohnmacht verzweifelte zuletzt daran, einen verbindenden Vertrag für Gleichheit und Freiheit zu finden, und bekundete warnenden Abscheu von jeder Revolution, in der er Anarchie gegenseitiger Banditenzerfleischung vorauszusehen meinte. Es entging ihm freilich dabei, dass solche angestaute chemische Kraft, die elektrisch ihr allzu enges Gebäude sprengt, sich gleichsam ein Sicherheitsventil öffnend, um grösseres Unheil zusammengepresster Überladung zu verhüten, einer noch grösseren Katastrophe durch partielle Explosion vorbeugt. Grade die Revolutionen, in deren explosivem Wesen allerdings bedingt liegt, dass sie an sich nichts Festes schaffen, fördern mit der Wucht eines Naturgesetzes und liefern den Nachfahren neue und handlichere Baumaterialien. Theorieen friedlicher Evolution sind schon deshalb nutzlos, weil eben theoretisch der Stein der Weisen nicht gefunden werden kann und man dabei aus einer künstlichen Konstruktion in die andere stolpert.

Ein allgemeines Vertragsrecht lässt sich nicht aufhalsen, wer dabei verliert, und es entscheidet zuletzt doch nur das einzig zwingende Recht: die Gewalt. Der Bismarcksche Cynismus „Macht geht vor Recht“ wäre minder banal, wenn er unerschrocken lautete: Macht ist Recht. Denn kein Vertrag lässt sich auf ethische Grundlagen stützen, solange die Machtfrage nicht gelöst. Selten werden selbst im Privat-

leben Verträge mit absolut freiem Willen der Kontrahenten geschlossen, sondern meist waltet irgendein Zwang vor, bei dem ein Teil verliert und der andre sich Übervorteilung zu nutze macht. Ausserdem können politische Verträge höchstens auf Zeit binden, sie verjähren mit andern Verhältnissen, und Wille der Ahnen gilt nicht für Nachkommen, zumal wenn der eine Kontrahent sich im Laufe der Zeit Übergriffe gegen den Schwächeren erlaubte und somit den Vertrag schon selber brach. Eugen Dühring klügelt in seiner trefflichen Rousseaustudie („Grössen der Literatur" II 84): „Der Wille kann an sich kein Recht und keine Verbindlichkeit in die Welt setzen, vielmehr besteht die Verbindlichkeit unabhängig von ihm wie eine mathematische Notwendigkeit." Ein Spiel mit Worten! Denn woraus soll Notwendigkeit abstrahiert werden, als aus dem Willen selber? Auf den Willen alleine kommt es an, ob er einen Vertrag als Recht anerkennt.

Was ist denn Anarchismus? Grellleuchtende Fackel, als Warnungssignal weithin aufgesteckt, Toren halten's für fahrlässige Brandstiftung. Wer mit plumpem Fuss den Zündstoff zertreten möchte, läuft nur Gefahr sich zu verbrennen. Und wer den Trieb zu gewaltsamer Erschütterung einfach ignoriert, dem mag im Schlaf das Dach überm Kopfe auflodern.

Wer besonnen mit kalten Wasserstrahlen das Feuer behandelt, mag es vielleicht zum Löschen bringen. Anarchistische d. h. egoistische Lebensauffassung steckt aber so tief in der Menschennatur, dass andere Egoismen, wie Absolutismus, Junkerei, Kapitalismus, ihre eigene anarchische Unordnung vergebens dawider stemmen, wie denn das Vertreiben des Teufels durch Beelzebub einen Zug shakesspearischer Ironie der menschlichen Tragikomödie beimengt. Früher war es der alte Staatsbegriff der Gewalt, der solche anarchischen Gelüste bändigte; in Zukunft muss es der neue sozialistische Staatsbegriff sein, dem man nicht mehr entrinnen kann. Überlebte Geschichtskadaver zu Scheinleben neu zu galvanisieren, wäre nur fruchtloses Beginnen einer „Kontre-Revolution", die auf schwachen Händen das Rad der Zeit zurückzuschrauben hofft. Die Gliederung des

Gesellschaftskörpers nach ideologischer Schablone auf ein einförmiges Prokrustesbett zu schnallen, ist aber gleichfalls ein Wahn, von dem fortgeschrittene Vertreter eines einzig möglichen Sozialismus längst zurückkamen.

1753 erschien Rousseaus Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen, worin er mit direkt anarchistischen Prinzipien im sogenannten Naturmenschen sein Ideal feierte. Diesen atavistischen Rückfall kennt man in der Wissenschaft an den „Isolierten" oder Wildlingen, von denen man hier und da vereinzelte Exemplare als vertierte Waldmenschen vorfindet. Eine Weltanschauung, die jede Bevormundung, also auch die Kultur selber, ablehnt, muss notwendig zu solcher Konsequenz führen. Aber später nahm Rousseau im „Emile" die Arbeit des Bebauers als genügendes Besitzrecht des Bodens an, womit er schon aus dem Kreise des Anarchismus heraustrat und sozialistisch dachte, und den „Gesellschaftsvertrag" (Contrat Social) wollte er auf gegenseitige Verbindlichkeiten gründen. Sein Naturmensch hingegen, die individualistisch-anarchistische Bestie, würde nur List und Gewalt anerkennen, und nur die grosse Futterfrage bewog ihn einst, sich zu assoziativen Genossenschaftsgebilden herbeizulassen. Man musste feindlichen Naturobjekten, z. B. den Riesentieren, Trotz bieten, durch Vereinung der Kräfte grössere Ernährungsfähigkeit erzielen, und die Assoziation (Sozialismus) beginnt schon im Verhältnis der Mutter zu ihren Kindern. Der isolierte An-archist als Naturmensch hat tatsächlich nie existieren können, sondern scheint nur denkbar in idealem Kulturzustand, wo die Natur unbedingt dem Menschen gehorcht und jeder eigentliche Kampf ums Dasein verschwände. Auf die Gegenwart übertragen, wo ein Assoziativvertrag gegenseitiger Verbindlichkeiten sich immer verwickelter gestaltet, je vielfältiger sich die Interessen der Kulturgesellschaft nach zerklüftenden Ständen und Bildungsunterschieden differenzieren, entbehrt der Anarchismus jeder Logik und Möglichkeit, ein Hirngespinst von Tollhäuslern. Die empirische Zerstörungspropaganda erstrebt gewaltsame Zurückschraubung der Menschheit in antizivilisatorische Zustände durch Vernichtung der Kulturproduktion, ist also im tiefsten Sinne reaktionär. Und der sogenannte

wissenschaftliche Anarchismus der Theoretiker à la Stirner, Nietzsche und ihrer Nachbeter, der etwas Neues zu predigen wähnt — das ist nun zum Entzücken gar! Er will das Recht des Stärkeren kundgeben, von jeder Majoritätssimpelei entfesselt, die Einzelpersönlichkeit hegen und pflegen. Ach Gott, dieser aristokratische Individualismus innerlich unfreier Herrenbestien war schon den ältesten Junkern und Despoten bekannt!

In diesem Sinne war Bismarck ein richtiger Anarchist, die geliebte „blonde Bestie" Nietzsches, und die Lehre Macchiavellis war von jeher der üblichen Regiererei in Fleisch und Blut übergegangen. Doch quod licet Jovi, non licet bovi: was bei einem Bismarck und seinesgleichen noch relative Berechtigung hätte, das wird einfach unerträglich und albern, wenn jeder Verbrecher den Namen des Individualismus unnützlich im Munde führt. Ein Raubmörder ist auch ein Gewaltmensch, aber was für einer! Der tollgewordene Anarchismus hat es so weit gebracht, dass jeder Unmensch sich als Übermensch fühlt. Aber beschränkt sich dieser groteske Grössenwahn, diese grossspurige Verbrämung bestialer Selbstsucht, diese Heuchelei auf „Recht des Stärkeren", statt das Kind beim rechten Namen zu nennen, etwa auf die kleine Sekte, die sich wenigstens ehrlich nach ihren anarchischen Gesinnungen betitelt? Im Gegenteil, die sogenannten „Anarchisten" sind im Grunde noch abtrünnig vom wahren Ich-Gerase der Nietzsche-Stirner, denn sie begehen ja ihre Schandtaten nicht für sich, sondern immer noch für eine Idee, während der philosophische „Einzige" über Ideen und Wahrheiten hohnlacht und nichts als sein „Eigentum" sucht. Wo also finden wir die schönste Blüte des echten anarchischen Individualismus, den schärfsten Gegensatz zu allen Assoziativtendenzen? Bei Junkern und Kapitalisten, Geburtsadel und Plutokratie. Hingegen muss theoretisch zugestanden werden, dass der Monarch, sofern er sich als „ersten Diener des Staates" auffasst, sich direkt an sozialen Altruismus anschliesst und sogar als cäsarenwahnsinniger Despot sich nie völlig dieser Assoziativtendenz entwinden kann: bekanntlich stützte sich Nero aufs Volk, um sich gegen die höheren Stände austoben zu können.

Allerdings herrscht das Solidaritätsprinzip auch in Oligarchie einer Kaste, die ihre Herrschaftszwecke mit vereinten Kräften verficht, und wenn dort eine starke Individualität nicht genügenden Spielraum findet und in persönliches Sonderinteresse abirrt, so entledigt sich die Kaste des ungeratenen und ungeberdigen Renegaten, treibt und stösst ihn aus, wie z. B. den Marino Falieri oder Lord Byron, oder frondiert gegen ihn, wie altkonservative Junker gegen Bismarck. Aber diese Versippung einiger weniger Geschlechter untereinander steht im übrigen der Volksgesamtheit vollkommen selbstherrlich - anarchisch gegenüber, und wenn in Bourgeoisrepubliken das alte Spiel der Mittelmässigkeiten anhebt und ein gefälliger Schlauberger ans Ruder kommt, so lässt er sich stets nur durch einseitiges Interesse eines kleinen plutokratischen „Ringes" in die Höhe lotsen. Es ist also absolut nicht stichhaltig, wenn irgend eine „staatserhaltende" Partei gegen Anarchisten ein ethisches Entrüstungsgeschrei anstellt, weil ihre blinde Einfalt nicht ahnt, dass sie nur in maskierter Form eben das als „heiligste Güter" verficht, was der Anarchismus mit zügellosem Cynismus anstrebt: das Gewaltrecht des Egoismus. Als der englische Denker Hobbes nach irgendwelcher byzantinischer Begründung des Gottesgnadentums suchte, wusste er sich nicht anders zu helfen, als dass er einen stillschweigenden Unterwerfungsvertrag zwischen Fürst und Volk annahm, der ursprünglich mal stattgefunden haben müsse. Als ob solcher Zwangsvertrag unter force majeure irgendwie bindend sein könnte! Die Moral des Anarchismus stellt sich einfach auf den gleichen Standpunkt: Er breche oder umgehe auch jeden wirklich geschlossenen Vertrag, respektiere keine Fessel — gerade so wie Fürsten ihre Gelöbnisse brechen, Junker den Umsturz von oben wünschen und die beschworene Verfassung antasten möchten. Er tue, was ihm beliebt, kraft seiner Gewalt; könne man ihn dafür strafen, versuche man es nur — gerade wie den Regierenden ihre Kanonen die suprema lex bedeuten und sie ihrem souveränen Willen völlig ungebundenes Gewaltrecht zuschreiben. Dies soll zwar von Gottes Gnaden stammen — nun, dann werden die Anarchisten mit gleicher Zuverlässigkeit

behaupten, dass sie von Teufels Gnaden mit Dynamit hantieren!

Der erbärmliche Ichwahn verleugnet heuchlerisch das Gesamtwohl, ohne zu bedenken, dass er so nur den verletzten Egoismus der Anderen zu lichten Flammen anbläst. Wenn eine ideallose krass materialistische Ausbeutergesellschaft sich vor Entsetzen über den Nachtisch ihrer Bachanale in Gestalt anarchistischer Knallbomben nicht lassen kann, so ist dies ein Schauspiel für Götter, die sich mal ein herzliches homerisches Gelächter gestatten wollen. Denn diese Verbrecher sind nur gelehrige Schüler des grossen Credos, das die moderne Gesellschaft lehrt: „Stirb Du, damit ich lebe!" Anarchismus ist durchaus nichts anderes, als die Lehre vom schrankenlosen Egoismus, und wider nichts fletscht er wütender die Zähne, als gegen die einzige Lehre des Gegenteils: „Ni dieu ni maitre" nicht Gott noch Herrn fürchtet er, aber wo ihm der Sozialismus begegnet, da faucht er wie die Hyäne unterm Auge des Tierbändigers. Sein reaktionärer Eigennutz krümmt sich unter der altruistischen Strenge, welche gehorsame Unterordnung des Ichs unter das grosse Ganze bedingt. Der Kollektivismus (Sozialismus) ist daher die einzige wirklich anti-anarchische Lebenshaltung, wie er auch die einzige konsequent „religiöse" ist. Denn dass die Staatsanarchisten als Unterschied von ihrem Spiegelbild, den Anti-Staatsanarchisten, aufs Religiöse pochen, ist nichts anderes als bewusste oder unbewusste, raffinierte oder bornierte Heuchelei. Jede Religion ist in sich selbst sozialistisch, indem sie Gleichheit aller Menschen vor Gott zur Voraussetzung hat. So hat sich z. B. im Islam ein eigentlicher Kastengeist nie festsetzen können und jeder beliebige Kameeltreiber hat das Recht, Grossvezier zu werden; der Padischa leitet seine Despotie nur aus Stellvertreterschaft Allahs her, was übrigens die Moslem nie hinderte, sich unbequemer Herscher durch „Königsmord" zu entledigen. Vor Allah sind alle Gläubigen gleich, und Bedürftigen zu helfen, ist oberstes Gebot. Die buddhistische Weltreligion verwirft zwar jedes Löcken wider den Stachel, jedes ausschliessliche Streben nach materieller Besserung; aber ihre

Ethik ist derartig altruistisch bis zum Äussersten, dass sie schon hierdurch alle Ich-Gelüste vernichtet und daher sozialistische Haltung auslöst. Doch vollends das unverfälschte Urchristentum der Evangelien hat die ausgesprochenste sozialistische Tendenz, richtet sich förmlich revolutionär gegen die Gewalthaber und Mammonsknechte, Pharisäer und Hohepriester. Dass also der Kampf für die heiligsten Güter von Junkerei, Kapitalismus, Cäsarismus und Pfaffentum im Namen des Christentums geführt wird, diesen Schamlosen Humbug der Weltgeschichte werden unsere Nachkommen kaum noch begreifen. Wie aber der Fluch der bösen Tat fortzeugend Böses muss gebären, so hat man hiermit nur jede Religion, die der Ungebildete von der „Kirche" nicht zu trennen vermag, dem Volke verekelt und den Heiland der Unterdrückten, den gekreuzigten Weltbefreier, völlig den Massen entfremdet, für die er stritt und litt.

Die konservative und klerikale Presse ruft mit Recht die religiösen Ideen gegen den ichsüchtig rasenden Anarchismus an, aber wohlgemerkt gilt dies dann dem Anti-Sozialismus jeglicher Gestalt, wie sie selber ihn vertreten möchte! Auch wir sind der Meinung, dass Atheismus und Materialismus, wie er ja unter heuchelnder Verkappung die ganze Bourgeoisie beherrscht, notwendig zum Anarchismus führen. Es fragt sich nur, was man unter Atheismus und was unter „Religion" versteht! Denn eine „Kirche", die Weltliches erstrebt und die Interessen der anarchistischen Selbstlinge gegen die Gesamtheit vertritt, ist ganz von selber irreligiös. Dass „Religion Privatsache" sei, wie das Sozialdemokratische Schlagwort verkündet, versteht sich insofern von selber, als unser wahres Denken und Glauben im Herzenskämmerlein ja lediglich vom individuellen Willen abhängt und daher „Privatsache" bleibt zwischen „Gott" und uns. Dass aber kein sozialer Staat auf die religiöse Idee im wahren Sinne verzichten kann, liegt ja schon in der inneren Verwandschaft begründet, da Christentum (Buddhismus) logisch zum Sozialismus führt, somit Sozialismus umgekehrt zur „Religion". Zwar sah sich die Sozialdemokratie geradeso wie die Anbahner der französischen Revolution gezwungen, die Irreligiosität der Massen zu

fördern, da die lautere Quelle des Urchristentums dermassen vom Priesterunrat verstopft ward, dass heut dem Volke und dem Halbgebildeten jede „Religion" nur als Sanktionierung weltlicher Unterdrückung gilt, als ob die Religion gleichsam zu diesem niedrigen Zweck erfunden sei. Aber gerade das Beispiel der französischen Revolution sollte lehren, dass diese Negation nur für destruktive Unterhöhlung taugt und sofort ein Ende nimmt, sobald es ans positive Aufbauen geht.

Der eigentliche Vernichter kirchlichen Aberglaubens, Voltaire, blieb bis zuletzt Deist, obschon er später die teleologisch-optimistische Vorstellung einer persönlichen Vorsehung abschwor und beklagte, dass eben das persönliche Glück des Individuums sich mit den Weltgesetzen nicht zu vertragen scheine. Rousseau vollends wollte im sozialistischen Zukunftsstaat den Glauben an Gott und Jenseits bei Todesstrafe aufrecht erhalten, und der einzig schöpferische Geist unter den Revolutionsmachern machte Ernst damit. Es war der grösste Tag seines Lebens, als Robespierre am 7. Mai 1794 in die Worte ausbrach: „Was gehen Euch die Hypothesen an, mit denen Philosophen die Naturerscheinungen zu erklären suchen! Für den Gesetzgeber ist alles das die Wahrheit, was sich als nützlich für die Welt und gut für die Praxis bewährt. Der Gedanke des höchsten Wesens und der Unsterblichkeit ist eine fortdauernde Beziehung auf die Gerechtigkeit, mithin Gesellschaft bildend und republikanisch." Die encyklopädistischen Naturwissenschafter waren meist Grandseigneurs und ihr „System der Natur" (Helvetius, Holbach und Konsorten) entsprach ihrem eigenen Aristokratentum, das aus sich heraus den Egoismus als Allprinzip ausgab. Ihre eigene Waffe, beissende Ironie, schleuderte Robespierre auf sie zurück, aber zugleich gegen die Kirchenpriester: „die für die Sittlichkeit das sind, was die Quacksalber für die Heilkunde. Ich kenne nichts gottloseres, als ihre Religionen. Sie schufen einen Gott nach ihrem Ebenbilde und verfuhren mit ihm, wie weiland die Hausmeier mit Chlodwigs Nachkommen, um sich an seine Stelle zu setzen. Sie verbannten ihn in den Himmel wie in einen Pallast und riefen ihn nur auf die Erde, damit er für sie den Zehnten verlange." Es tat den

Dunkelmännern wohl recht weh, jenes berühmte Dekret: „Das französische Volk erkennt, dass die einzige Verehrung des höchsten Wesens die Ausübung der Menschenpflichten ist."

In diesem Sinne allerdings bietet sich ein Allheilmittel wider den kulturmörderischen Anarchismus des Egoismus jeglicher Art — Junker und Plutokraten, Zäsareaner und Katilinarier, Verbrecher und Degenerierte: — die Religion des Sozialismus und der Sozialismus der Religion!

Sprechen wir endlich einmal frisch von der Leber weg und lassen wir uns kein X für ein U machen! Zuvörderst soll man die verwischten Begriffe Sozialist und Sozialdemokrat anseinanderhalten. Unzählige Gebildete bekennen sich mit uns als Sozialisten, also als revolutionär einer bestehenden Gesellschaft gegenüber, deren bornierte Selbstsucht sich ausser unfruchtbaren zwecklosen Palliativmittelchen von Klebe-Reformen kein Jota ihrer anarchischen Willkür abringen lassen will und schrankenlos die brutale Alleingeltung einer bevorrechteten oder durch Ausbeutung in die Höhe kommenden winzigen Minorität aufrechthalten möchte. Dass dieser berechtigte Sozialismus bei Vielen, entweder zu lässig im Denken oder durch persönliche Verbitterung gereizt, sich von der sozialdemokratischen Partei ins Schlepptau nehmen lässt, ändert nichts daran, dass alle bürgerlichen Elemente der Partei d. h. die nicht aus der Arbeiterklasse selbst hervorgegangenen sich gegen einen blossen Arbeiterstaat innerlich sträuben müssen. Man tröstet sich wohl mit der Zuversicht, dass nichts so heiss gegessen werde, wie es gekocht wird, und der soziale Staat sich ganz anders ausnehmen werde, als die Arbeitermassen es sich träumen und ihre Führer ihnen vorspiegeln. Dies glauben zwar auch wir, hoffen fest, dass die natürliche historische Entwickelung den Sozialismus zuletzt in wirklich lebensfähiger Form herausarbeiten mag. Doch ob dieser innere Glaube, der sich ja am Ende auch täuschen könnte, nicht durchaus im Widerspruch zu dem Ideale steht, dem doch offenkundig die Arbeiterrevolution zustrebt?

Sozialistische Lehren behaupten, dass äussere Staatsform gleichgültig sei, da es sich wesentlich nur um Umgestaltung

materieller Produktionsbedingungen handle, und jeder in solcher Einschränkung beharrender Sozialist meint es ehrlich so. Man könnte sogar eher der Monarchie manchen Vorzug einräumen vor der heuchlerischen Bourgeoisrepublik, einer Republik ohne Republikaner, wo einfach Geldsack, Vetterliswesen, Koterie und Korruption den ausgeprägtesten Klassenstaat verewigen. Jeder Vernünftige und Reinlichdenkende lässt sich lieber von einem Hohenzollern als einem Rothschild beherrschen, duldet noch lieber unberechtigten Vorrang anständiger Junker, als unanständiger Finanzraubritter. Die Engländer, deren persönliche Freiheit sich mit konservativstem Festhalten an Traditionen paart, halten wohl noch längere Zeit an ihrer Nobility fest, weil einige Reste von noblesse-oblige in ihr noch vorhanden. Allein das unaufhaltsame Anschwellen der Demokratie rasiert zuguterletzt sicher alle alten Formen weg, stellt wenigstens Monarchie und Adel auf völlig neue Grundlagen. Und nur so wäre erfüllbar, was wir unter Sozialismus verstehen. Aber lässt sich das sozialdemokratische Ideal damit vereinbaren? Mit Nichten. Die letzte Konsequenz dieses Radikalsozialismus, der jede Abschwächung und Verwässerung seines Volksabsolutismus als faulen Kompromis verpönt, führt naturgemäss zur völligen Gleichheitsflegelei, nicht nur einer ganzen oder halben Gütergemeinschaft, sondern auch durchgängiger intellektueller Nivellierung. Zwar betonten wir früher einmal, dass der soziale Staat, selbst wenn er den Geistesarbeiter zu zwei- oder vierstündiger Handarbeit nötige, deshalb noch keineswegs die geistige Arbeit hemmen müsse. Im Gegenteil würden nur die Geistesschmarotzer ihren Erwerbsbetrieb von selber einstellen: jene Dutzendliteraten, Pseudokünstler, Brotversorgungsgelehrten, also neun Zehntel heutiger intellektueller Vertreter der Bourgeoisie, deren sogenannte Geistesarbeit entweder wie jedes Handwerk durch Sitzfleisch und Büffeln im ausgetretenen Geleise oder durch geschickte Fabrikspekulation auf banausische Instinkte erworben wird. Nichts komischer, als wenn Juristen, Gymnasialbonzen, Universitätsspezialisten, Offiziere, Polizisten, Beamte, Junker, Fürsten, Dutzendliteraten, Musikanten, Tänzer, Portraitmaler, Pfarrer und Komödianten sich als Vertreter der „Kultur“ gegen

die Sozialdemokratie aufspielen, während sich ihr Kulturtrieb wesentlich mit Bewahrung ihrer Gehälter, Honorare, Kollegiengelder, Gutserträge, Zivillisten genugtut. Wahrhaftig, auch noch Börseaner und Fabrikanten melden sich als Kulturträger gegenüber der barbarischen Masse. Das ist nun zum Entzücken gar! Als ob nicht jeder Vorurteilslose wüsste, wie hoch das Niveau der sozialdemokratischen Presse, des „Vorwärts" insbesondere, sowohl wissenschaftlich als allgemeingeistig das der bürgerlichen überragt, aus welcher doch alle obengenannten Kreise ihr sogenanntes geistiges Leben schöpfen! Es ekelt jeden Vornehmen an, diese liberalen oder konservativen Skandalanzeiger mit ihren byzanthinischen oder kleinbürgerlichen Klatschanekdoten, ihren wichtigen Wochenstubenbulletins aus fürstlichen Häusern oder Theaterskandälchen, in die Hand zu nehmen. Erst in der sozialistischen Presse begegnet man sittlichem Ernst und geistvoller Behandlung wirklich zeitbewegender Fragen, obschon natürlich immer aus höchst einseitigem Sehwinkel mit Parteischeuklappen. Von Notwendigkeit einer Aufrechthaltung dieser Kulturgesellschaft wird sich also ein Unparteilicher ebensowenig überzeugen lassen, zumal die Sozialdemokratie ihre unzähligen bürgerlichen „Mitläufer" grade deshalb gewinnt, weil sie allein noch freiheitliche echte Kultur gegen die offizielle Scheinkultur zu vertreten scheint. So weit also im Negieren gehen wir unbedingt mit, im Positiven aber gräbt unser Denken sofort eine böse Kluft zum Arbeiter-Zukunftsstaat.

Die sozialdemokratische Leitung ist sich übrigens völlig bewusst, dass die notwendige Konsequenz der Gleichheitsflegelei einen ewigen Stein des Anstosses auch für die wenigen wahren Geistesarbeiter, diese natürliche Aristokratie der Menschheit, bilden müsse. Sie würden zwar sich sonst mit bescheidenen materiellen Daseinsbedingungen im Arbeiterstaat gern versöhnen, während all jene oben Gekennzeichneten natürlich ihre „geistige" Beschäftigung zu allen Teufeln wünschen, falls sich nicht besondere materielle Vorteile damit ergattern lassen. Die einzigen wirklichen Idealisten wären gern zufrieden, falls man sie nur im Schaffen, ihrer wahren Lebensbedingung, nicht stört und ihnen im

sozialen Staat wenigstens Schutz vorm Hungertode gewährleistet, während der „Kulturstaat“ bekanntlich wahre geistige Arbeit am schlechtesten entlohnt und nur ihr verderbtes Surrogat als „nützlich“ anerkennt. Die Knechtung der wahren Kulturträger im Klassenstaat geht ja so weit, dass sogar das „akademische“ Examen- und Titelwesen als täuschende Etikette dafür gefordert wird und der mittelmässigste „Professor“ vornehmer gilt, als das titellose Genie, das seinem freien Wesen nach sich in solche Schablone nicht einpassen will und kann. Man muss die Dinge beim rechten Namen nennen und den Finger überall auch in solche Eiterwunden der Pseudokultur legen, die ein fälschender Bildungsschwindel oft selbst Scharfsehenden verhüllt. Gewiss, wir treiben nur Wasser auf die Mühle der Sozialdemokratie, wenn wir die Berechtigung der bestehenden Gesellschaft, sich als Kulturverteidiger gegen den Arbeiterstaat aufzulehnen, rundweg leugnen. Aber wie steht es denn nun mit dem Positiven, das dieser für die wichtigste Hauptfrage, nämlich die wahre Heroenverehrung, die Stellung des genialen Menschen im Staatshaushalt, leisten würde?

Es mag für Shakespeare und Giordono Bruno freilich innerlich gleichgültig sein, ob man ihre natürliche Herrscherwürde gebührend ehrt. Die ihr wahr Gefühl dem Pöbel offenbarten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt, zuckt selbst der erfolgreich mit dem Philistertum paktierende Goethe die Achseln. Ihnen kann also Sozialisierung der Gesellschaft „schnuppe“ sein, da für sie im Klassenstaat geradesowenig bei Lebzeiten Raum war, bis der Bildungsschwindel ihre Heiligsprechung und Denkmalssetzung nach dem Tode fordert. Allein, die alte Gesellschaft besass doch immer einige Elemente, an welche der Genius unter Umständen appellieren konnte. Welchen Grund aber hätten die Geisteshelden, da sie von jeher mit Recht sich als die einzig wahren Vertreter des Menschheitsfortschritts fühlten, eine angebliche sozialistische Verbesserung zu wünschen, die für sie nur eine relativ ärgere Verschlechterung bedeuten würde? Die alte Gesellschaft gab doch wenigstens die Freiheit, für sich selber geistig zu schaffen und zu arbeiten, der Arbeiterstaat aber mischt sich zudringlich

selbst in dies letzte Recht der Persönlichkeit. Es muss so sein, alle sozialdemokratischen Widerreden fruchten nicht, solange sie an ihrem Arbeiterstaat theoretisch festhalten.

Eine Organisierung, in welcher der einzelne garnichts mehr bedeutet und nur das Wohl der Masse gilt, könnte nur mit Verletzung ihrer Grundgesetze auf das Vorrecht des Genialen Rücksicht nehmen, könnte überhaupt geistiges Schaffen nur innerhalb bestimmt gezogener Schranken gestatten. So wie der Monarch nur diejenige „geistige" Arbeit ehrt, die dem monarchischen Staatsbegriff zu gute kommt, so kann der Arbeiterstaat nur solche ehren, ja überhaupt tolerieren, die seinem Masseninteresse behagt.

Die Parteileitung komme uns also nicht mit ihren Parteikalendern, wo sie Geburtstage von Denkern, Dichtern, Entdeckern rot anstreicht, gleichsam für ihre Arbeitergemeinde allein den Kult der Geistesarbeit beansprucht! Wir haben den seligen Züricher Parteitag noch nicht vergessen, wo wir diverse biedre Proletarier poltern hörten, dass hier wohl wieder „die sogenannten geistigen Arbeiter" das grosse Wort führen möchten. Länger als die jungen Herren, die als Führer oder Redakteure ihr sozialdemokratisches Herz entdeckten, sobald die mächtiggewordene Partei Einfluss und gute Versorgung verhiess, haben wir unterm Volke gelebt. Freilich nur italienischem, doch gerade dies und auch das französische besitzt angeborenen Sinn für Kunst und Respekt vor reingeistigen Werten, wie wir es beim Deutschen nicht zu entdecken vermochten. Wir geben gerne zu, dass sozialdemokratische Versammlungen oft bemerkenwerte politische Reife und selbständigen Bildungsgrad bei Arbeitern erkennen lassen, aber man darf sich nicht darüber wegtäuschen, dass hier Beschäftigung mit geistigen Dingen, stets nur einseitig und verbohrt nach Parteischablone zugestutzt, lediglich als Kampf- und Agitationsmittel dient, als eine Gelegenheitswaffe, die man wegwirft sobald man sie nicht mehr braucht.

Die geistigen Arbeiter der Partei sind nur bezahlte Sklaven der Masseninstinkte, mit denen jeder beliebige „Genosse" sich auf einen Fuss stellt, ja auf die er heimlich herabsieht und die er als blosses Eigentum seines Klasseninteresses betrachtet. Als „Genosse" Liebknecht

ein anständiges Gehalt als Chef des „Vorwärts“ heischte, erregte der greise Veterane und Parteimärtyrer allgemeines Missfallen. Was, so 'ne papierne schriftliche Arbeit, wozu man weder Muskeln noch Sehnen anzustrengen braucht und wozu doch gar keine Körperkräfte gehören, soll besser bezahlt werden als die eines Maurerpoliers? Genosse Liebknecht ist wohl nicht bei Troste! Was Genosse Bebel betrifft, so ist dieser freilich ein vermöglicher Mann, aber er war doch wenigstens Drechslermeister. Und Genosse Singer war zwar früher selber Mitinhaber einer berüchtigten Ausbeuterfirma, aber er ist eben Jude und da drückt man ein Auge zu, weil die jüdischen Genossen am meisten der Partei durch Geldspenden nützen können und gleichsam eine bevorrechtete Kaste unter Revolutionskreisen bilden, priesterliche Leviten seit Moses Marx und Josua Lassalle. Im allgemeinen aber wird der Arbeiter immer nur den Arbeiter als Vertreter des Arbeiterstaates gelten lassen und es entsprach nur der inneren Logik, wenn das „Centralcommitté“ der Pariser Kommunezeit im Abschiedsmanifest vor Gründung der eigentlichen Kommune die Arbeiter ermahnte: „Misstrauet Jedem, der nicht aus euren eigenen Reihen hervorging!“ Wir haben hier also ausgesprochenermassen die hassvolle Absonderung des ganzen vierten Standes von allen übrigen Schichten, mit anmassendem Anspruch, später allein auf der Welt übrig zu bleiben.

Denn was lehren ihm seine Führer, diese teils ideologisch verrannten teils streberhaften Volksschmeichler? Dass nur die Arbeiter noch eine geistig und sittlich gesunde Menschenklasse vorstellen, alle übrigen Klassen nur ein minderwertiges verbrauchtes Material. Unter diesen Führern schalten wir von vornherein die alten Bundespropheten Lassalle und Marx aus. Denn erstlich vermuten wir, dass wenigstens Lassalle gerade heute beim Machtzustand der Partei sich mancher Ausschreitungen der Gleichheitsflegelei entäussern würde. Er, der geborene Aristokrat, der geniale Mensch, würde auf den famosen Parteitagen, wo man sogar damals schon gegen seine Superiorität aufmuckte, einen Vorgeschmack davon bekommen haben, wessen sich der leibhafte Vertreter der ewigen geistigen Ungleichheit von der Massenmajorität zu versehen hat. Zweitens befand sich

der Sozialismus damals noch im idealen Stadium eines Kampfmartyriums für allgemeine Freiheitsrechte, er trug ein wesentlich politisches Banner hoch, das sich nur wenig vom alten Konventsjakobinertum unterschied. Ja, die Arbeiter sollten den freien Zukunftsstaat gründen, sie sollten gegenüber dem feigen Bürgertum das Heer der Revolution bilden. Soweit schön und gut. Aber dass der Zukunftsstaat auf blosse Lösung der Magenfrage hinauslaufen und eine Diktatur des Proletariats im ausschliesslichen Sinne eines reinen Proletarierstaates einsetzen solle, in welchem für einen Lassalle selber kein Raum sein würde, davon liess man sich noch nichts träumen.

Genau das nämliche gilt für die Pariser Kommune, dies so lästerlich verschriene und verläumdete Gebilde idealster Befreiungsregungen. Unter ihren bedeutenderen Führern waren nur zwei, Varlin und Malon, Arbeiter gewesen (wohlgemerkt gewesen, jetzt wissenschaftlich gebildet), Vermorel, Frankel und Besley waren nur bürgerliche Sozialisten. Delescluze, Ferré, Rigault, Brunel, Pyat waren bürgerliche Achtundvierziger, Jakobiner, die vom reinen Sozialismus ebensowenig wissen wollten wie vom anarchischen Föderativgedanken der Einzelkommune. Die brave Lehrerin Luise Michel sowie Prinzessin Dmitrief und Madame Lo wird man wohl schwerlich für Arbeiterinnen halten! Unter den Kommunardkämpfern der Masse befand sich ein erheblicher Teil bürgerlicher Idealisten jeder Klasse, darunter wohlhabende Leute aus guter Familie, sogar demokratische Offiziere und Beamte, vornehme Revolutionäre aus aller Herrn Länder. Grade diese bürgerlichen Bildungselemente haben die kriegerische Leistung der Kommune (zwar organisatorisch jämmerlich, aber moralisch im Kampfe bewunderungswürdig) allein ermöglicht, ohne sie wären die bewaffneten Arbeiter noch rascher zersprengt worden, wie bei der achtundvierziger Juniinsurrektion gegen viel geringere Übermacht der Regulären. Nicht nur beweist also der Kommunekampf, dass ohne Teilnahme gutbürgerlicher Elemente eine auch nur vorübergehend erfolgreiche Revolution gar nicht denkbar, weil das Proletariat allein eine undisziplinierbare Masse vorstellt und weder moralisch noch geistig die

nötige Spannkraft besitzt, da bloss passive Kampfzähigkeit nicht dazu ausreicht. Sondern man irrt auch sehr, die Kommune als eine soziale Arbeiterrevolution im heut geläufigen Sinne aufzufassen. Das hat ein jüdischer Sozialist, der zu Lissagarays bekanntem Buch einen übrigens meisterhaften Nachtrag schrieb, auch deutlich herausgefühlt. Freilich erfordert die Gerechtigkeit zu sagen, dass besonders Varlin und auch Malon, also gewesene Arbeiter, zu den edelsten Erscheinungen der Epoche gehören, vor allem dass die „Arbeiterregierung", auch wo sie von wirklichen Arbeitern wie Theiss und Camelinat ausgeübt wurde, ein Muster von Einsicht und Redlichkeit war. Immerhin wird man den trefflichen Jourde wohl keinen Arbeiter nennen, und den gewaltigen bewaffneten Widerstand leiteten allerdings auch Varlin und Malon, aber hauptsächlich Brunel (Grossgrundbesitzer), Vermorel (Literat), Cecilia (Mathematiker), Dombrowski und Wroblewski (revolutionäre Abenteurer von guter Familie), Ranvier (Kunsthandwerker). Dass die Arbeiter sich durchschnittlich sehr tapfer schlugen, ihre Frauen und Knaben desgleichen mit rührender Hingebung, ändert nichts daran, dass sie dies stets nur unter bürgerlichen Führern vermochten. Man hat nicht gehört, dass die Handwerker Trinquet und Johannard kriegerisch erspriesslich eingriffen, und was sich sonst von Klubrednern der Arbeiterschaft bemerkbar machte, stand geistig nicht hoch und moralisch tief unter den bürgerlichen Idealisten.

Die Sozialdemokratie darf sich also keineswegs auf das ehrenvolle, obschon von unsrer fälschenden, Bourgoisgeschichtsschreibung als abschreckend gebrandmarkte, Beispiel jener Pariser Idealistenrevolution berufen, die von strengsozialistischer Tendenz noch weit entfernt war und bezüglich Schonung des Eigentums sogar an übertriebenen Skrupeln litt. Vielmehr dürften die daraus gezogenen Schlüsse gar nicht vorteilhaft für die Möglichkeit einer reinen Arbeiterrevolution ausfallen. Ausserdem können wir mit der beschämenden Vermutung nicht zurückhalten, dass Einst und Jetzt sich hier auch wenig hinsichtlich der moralischen Beschaffenheit des Proletariats gleichen würden. Obschon die Pariser Arbeiter sich unfähig zeigten, einerseits

ihre Demagogenregierung zu zügeln, andrerseits nach Zersprengung derselben im letzten Maikampf selbständig auf eigene Faust den Widerstand durchzuführen, wird man nicht nur ihrem Duldemut, sondern auch ihrer Gutmütigkeit und Mässigung Hochachtung nicht versagen. (Auf Widerlegung der infamen Lügen über „Greuel" der Kommune können wir uns hier nicht einlassen. Unwissenden empfehlen wir, wenn sie sozialistische Aufhellungen nicht lesen wollen, den Roman der Brüder Margueritte, die zwar auch noch vor der vollen Wahrheit zurückscheuen, doch als Nationalisten und Offiziere immerhin das menschenmöglichste taten, die lächerlichen Greuelfabeln zu entkräften und dafür die wirklichen Greuel der Reaktion ins rechte Licht zu setzen.) Aber wir zweifeln sehr stark, ob die heutigen Berliner Arbeiter sich in ähnlichem Falle gleich anständig benehmen würden. Wer oft rohe vertierte Gesichter, oft von Hass und Gier verzerrte Blicke beobachtet, wird wohl die Erschiessung der Geiseln (im ganzen freilich nur sechzig gegenüber zwanzigtausend Morden der Armee) und die (notgedrungene) Brandstiftung der Kommunekämpfe, nicht aber die noble humane Gesinnung jener Pariser Arbeiter ihnen zutrauen. Glauben die Führer wirklich, dass sie durch ihre Weckung des „Klassenbewusstseins" eine Veredelung herbeiführten?

Und wer sind denn diese Führer? Die beiden Idealisten Bebel und Liebknecht nehmen wir aus. Diese alten Achtundvierziger waren und sind, ohne es zu wissen, noch von einem starken Stück bürgerlich idealistischen Sauerteigs erfüllt. Ihnen, die ja auch für ihr Ideal oft genug litten, kann nur borniertes Geschmeiss echtes sittliches Pathos abstreiten. Sintemal aber n u r Idealismus und Ethos Berge versetzen, haben sie allein Lasalles Werk in seinem Geiste fortgesetzt, der Sozialdemokratie einen sittlichen Gehalt gegeben, sie zu einem Enthusiasmuserreger für wahre Befreiung der Menschheit gemacht, sodass eine Unzahl Leute sich zu ihr bekehrten, die vom sozialen Zukunftsstaat an sich nichts wissen mögen. Mit Bebel steht und fällt die ideale Seite dieser inneren Revolution, von seinem diktatorischen Organisierungstalent noch abgesehen. Wer

aber soll ihn ersetzen? Der liebenswürdige feingebildete, aber ein wenig diplomatisch-skeptische und leisetreterische v. Volmar kehrt allzusehr den gemütlichen Bayern hervor, um jemals den zündenden fortreissenden Impuls Bebels gewinnen zu können. Von allen übrigen klugen und wohl meist auch ehrenhaften Führern lässt sich dies noch weniger aussagen. Und der jüngere Nachwuchs macht auf den fernstehenden kühlen Beobachter den Eindruck, als ob hier eine neue Spielart demogogischer Streber auf fette Gelegenheit warte. Nicht bloss das Schimpfen der Parteitage ödet an, denn das ewige Sticheln der bürgerlichen Gesellschaft hierauf steht Leuten nicht gut, die selber wahre Kübel Unrat untereinander entleeren. Aber die vorlaute Sucht jedes Grünlings, sich durch irgend ein Geschwätz über Endziele, Parteitaktik oder Mauserungsevolution bemerkbar zu machen, dazu das Gekeife von Frauenzimmern und Judenschickseln, die mit dem Maul Louise Michel spielen möchten, doch bei der ersten Folterprobe der französischen Heldin in Ohnmacht fallen würden — das alles gruppiert sich zu anstössigem Gesamtbild, wo man eine Menge mittelmässiger Ehrgeiziger am Werke sieht, das Fell des Bären zu teilen, ehe mans hat, und sich zum Antritt der Erbschaft nach dem „grossen Kladderadatsch" bereit zu halten. Bei vielen lauert nur die Sehnsucht und Sorge um ihr Reichstagsmandat im Hintergrund und „Hoch die Diktatur des Proletariats!" heisst ihnen im Herzen schon: „Möglichst hoch wir, die Diktatoren des Proletariats!"

Auch die angebliche Mauserung, das langsame Bohren und Bosseln am revolutionären Programm, scheint verdächtig. Diese Art von Diplomatie, dem Wolfe Schafskleider überzuziehen, kann unter Umständen eine Taktik sein, im Trüben zu fischen und à la Millerand auf Ministersessel hinzuliebäugeln. Hauptsächlich rumoren hier egoistische Eitelkeit und Streberei einer nachdrängenden Schicht, um die altverdienten Parteihäupter als überholte Mummelgreise zu diskreditieren. Mag letztere persönliche Fehde auch Bebels Terrorismus auf dem Dresdener Parteitag mit beeinflusst haben, so tut man ihm doch schweres Unrecht, dies Motiv für ausschlaggebend zu halten. Wir glauben besser in

seiner Seele zu lesen und die Wichte, die hier über wüsten Despotismus ein Zetermordio erhoben, täuschen sich über die wahre Tragweite dieser Vorgänge. Bebel der Idealist und ein paar ältere Fanatiker, ohne Mehrings Renegateneifer zu rechnen, wittern nämlich sehr gut das oben von uns Gesagte, ahnen Gefahr, die ihnen vorschwebende ideale Revolution in einer blossen Erfolgschacherei von Fall zu Fall versanden zu sehen.

Gewiss hat Bebel formal arg vorbeigehauen. Seine masslosen Invektiven gegen Harden waren grade im strittigen Punkte ungerecht, denn dieser kundige Unternehmer hat wirklich der Sozialdemokratie (weil sie eine Macht ist!) stets Wohlwollen bewiesen, auch seine abweichende Meinung in dieser Sache dem „grossen Manne, der mich seinen Freund nannte", schlauerweise gesagt. (Jawohl, Bismarck hat Harden seinen Freund genannt und die berühmte Flasche Steinberger Kabinett mit ihm ausgestochen — hörts, all ihr Wodansgläubigen, geht in euch und denkt a bissel nach!) Es bestand also gar kein Grund, weshalb die vier von Bebel darob verfehmten Jünger nicht an Hardens gediegener Zukunftsspekulation mitarbeiten dürften. Natürlich hat Bebel damit Harden unendlich genützt, der nun mal wieder den Märtyrer mimen konnte, und niemand begriff, dass in Bebel einfach der Instinkt des Idealisten gegen den Geschäftsmann so ungebordig tobte. Dass er nach Hardens geschickten Phrasen öffentlich erklärte, man scheine das Urteil über Harden nachprüfen zu müssen, macht seinem guten Herzen alle Ehre. Unerfreulich ist hierbei der Verdacht, dass er von Hardens Oratio pro domo nur deshalb Notiz nahm, weil der nervös eitle Literat nun selber jene von Bebel Verfehmten, da sie nicht wie Helden sich zu ihrem Gönner Harden bekannten, in brutalster Weise verunglimpfte. Die strafbare Art, wie er dabei vertrauliche Briefe wörtlich abdruckte, wird wohl Jeden warnen, mit diesem Herrn zu korrespondieren, obschon er selber bekanntlich den Treitschkebrief nicht finden konnte, dessen er sich öffentlich berühmt hatte! In diesem Falle gebot ihm offenbar sein Feingefühl Diskretion![1]) Dass Harden fortwährend das „Ehepaar" Braun in die Diskussion zog, als ob einer hochachtbaren, durch und durch idealistischen Dame von vornehmer

[1]) Man erzählt als Kuriosum: Der famose Kerr, ein nicht unbegabter Kopist Hardens, der eine Art stillen Wahnsinns in orginalitätshaschenden Stilorgien simuliert, wurde durch gehässige Angriffe auf sein Vorbild diesem so unbequem, dass Harden ihn um persönliche friedliche Aussprache gebeten und Kerr darauf geantwortet haben soll: „Sehr gern, sobald Sie den Treitschkebrief mitbringen!" Ei, ei, wie hier Concurrenz-Bosheit aufeinanderplatzt! — Im Übrigen konnte Delbrücks öffentliche Erklärung, er habe urkundlichen Beweis für Hardens Infamie in Händen, und seine geradezu läppische Begründung dafür nur Sympathie für Harden im bewussten Prozess erwecken. Der Mensch hat doch immer Glück!

Geburt, die für ihre Überzeugung sich von Stand und Vater trennte, ein sittlicher Makel anhafte, wäre an sich schon bodenlos unanständig. Was aber soll man vollends dazu sagen, wenn hinter den wiederholten Drohungen mit dokumentären Beweisen nichts, absolut nichts stak, wenn die Harden um Aufklärung bittenden Vertrauensmänner von Harden an den Genossen Arons verwiesen wurden und dieser höchsterstaunte Gewährsmann entrüstet versicherte, dass Brauns angebliche Unehrenhaftigkeit bloss in einem Darlehen zur Gründung einer sozialistischen Wochenschrift bestehe! Aber so pervers, so entsittlicht sind unsere Moralbegriffe, dass man über Bebels Schimpferei contra Harden noch heute sich den Mund wischt, über Hardens unglaubliche Verleumdungstaktik aber sofort Gras wuchs! Harden als sittlicher Cato, über ein „Ehepaar" ketzerrichtend, welcher Eingeweihte lacht da nicht aus vollem Halse! Da wir aber nicht ein Harden sind und unser vornehmes Buch nur vorübergehend, wo es zur inneren Beleuchtung leider notwendig, mit solchen Personalien beflecken, so schweigen wir.

Was folgert nun aus solchen Innenreibungen der Sozialdemokratie? Dass auch bei ihr schon ein Zersetzungsprozess beginnt. Wenn die Alten der Partei gegenüber den jüngeren Strebern am idealistisch-revolutionären Kampfprogramm festhalten, werden sie wohl auch praktisch Recht haben. Friedliche Evolution ist eine Phrase. Die Natur ist gar nicht so friedlich und braucht keineswegs nur langsames Reifen im Sonnenschein, sondern auch Orkane und Erdbeben und vulkanische Eruptionen. Dass die soziale Revolution sich auf friedlichem Wege vollziehen werde, glauben wir nimmermehr, und im Falle des Sieges wird der unerträgliche Druck dieser neuen Staatstyrannei neue Kämpfe bringen. „Die verdammte Bedürfnislosigkeit" wird sich dann dort offenbaren, woran Lassalle niemals dachte und wo er sie am wenigsten wünschte: in geistigen Bedürfnissen. Einen Kultur-Arbeiterstaat können wir uns schlechterdings nicht vorstellen, höchstens bringt er eine technische äusserliche Scheinkultur, noch wertloser als die bestehende der Bourgeoisie. Doch wir haben hier wirklich nur ein Amt und keine Meinung, kennen persönlich kein Für und Wider. Der im Geist und in der Wahrheit Lebende verdankt der bestehenden Gesellschaft weniger denn nichts, entwickelt sich nicht w e g e n, sondern t r o t z ihrer. Von der „zukünftigen" aber hat er auch nichts zu erwarten. Diesem Krimskrams fossiler Überreste und Traditionen, diesem Gerümpel längst

überwundener Schablonen, das sich heute Kulturstaat nennt tragen wir keinen Hass, schulden ihm aber weder Mitleid noch Achtung, nur Geringschätzung. Straft der siegende Sozialismus unsre Befürchtung Lügen und würde er freies Ausleben des Geistes gewährleisten, so sollte uns das freuen, vorerst halten wir gar nichts von solchen Tauben aus Schlaraffenland. Der Roman von Hans Hopfen „Die ganze Hand", vielleicht das Bitterste und Beissendste, was je gegen die sozialdemokratische Parteiwirtschaft vorgebracht wurde, hat in aller Übertreibung zu viel innere Wahrheit, als dass man achtlos daran vorübergehen könnte. Ekelhafter als alle konservativen Kulturheuchler, fürwahr, sind Freiheitsheuchler, betrügerische Sozialkomödianten und ihr albernes Stimmvieh, das nach Freiheit und Gleichheit blökt, während es als Hammelherde den Schäferhunden folgt, die ihrerseits jeder Laune ihrer höchsten Gebieter folgten. Ein paar treue Schäfer darunter, gewiss, doch die Mehrzahl nur den Marktwert ihrer Parteischafe im Auge. Und das Gleichnis hinkt ja obendrein, denn diese millionenfache Gefolgschaft der Leithämmel besteht nicht aus frommen Schafen, sondern würde sich gegebenfalls in riesige Rudel bissiger Köter, sogar reissender Wölfe verwandeln. Oder nicht? Wer kann es voraus wissen! Prophezeien ist misslich und alles entwickelt sich karmamässig vorausbestimmt. Nur dass die Arbeiterschaft keinen Staat bilden kann, dass ohne Eingriff bürgerlicher, vielleicht sogar sehr hochstehender Elemente ihre Revolution niemals gelingen wird, das entspricht jeder Logik der Wahrscheinlichkeit. Und ist denn die Sozialdemokratie überhaupt noch eine Arbeiterpartei, ist sie nicht ganz und gar mit bürgerlichen Stürmern und Drängern durchsetzt, allgemeine Partei der Unzufriedenen? Wahrscheinlich würde sie in sich zerfallen, langsam abbrökeln, wenn diese stupide Klassenherrschaft, während sie jeden Tag angstvoll den Teufel an die Wand malt und den grossen Kladderadatsch schon nahe glaubt, nicht mit einer Beharrlichkeit, die einer bessern Sache würdig wäre, an ihrer verbohrten Dummheit und Gemeinheit festhielte. Kein Tag vergeht, wo nicht eine neue Eiterbeule platzt, wo nicht die verstockte Ordnungsretterei durch heuchlerisches Vertuschen

oder gradezu freches Herausfordern alle anständigen Menschen in Harnisch brächte. Statt kindische Bünde gegen die Sozialdemokratie zu stiften, die dabei auch nur seitwärts aufs Knopfloch schielen, sollten äusserste Reinlichkeit, vornehme Bescheidenheit, weitgehendste geflissentliche Fürsorge für geistige Dinge, grosszügiges Wegsetzen über konventionelle Kleinlichkeiten und bureaukratischen Schlendrian, kurz eine gründliche Selbstreinigung und Reformation an Haupt und Gliedern eine Verjüngung dieser anscheinend zum Tode verurteilten Gesellschaft besorgen. Aber davor behüte uns der liebe Herrgott des Kirchenbaukurses! Nein, wenn 350000 Mark einer betrügerischen Bank sehr nach oben hin verschwinden, stürzt die Justiz herbei, um eiligst den Brunnen zuzudecken, aus dem man beileibe nicht durch Zeugeneid hochgestellter Personen das klare Wasser der trüben Wahrheit schöpfen will. O ihr Toren, das Kind ist darum nicht weniger in den Brunnen gefallen.

So sägt man sich selber alle Äste durch, auf denen man noch sitzen könnte, ohne Einkehr und Busse immer tiefer in die eigene schamlose Selbstsucht verstrickt, indess man über selbstsüchtige Begehrlichkeit der zum Futtertrog herangrunzenden Massen jammert. Alle wirklichen Schaffenskräfte, die man förmlich abstösst und für sie nirgendwo nach Schema F Platz findet, treibt man gewaltsam dem Umsturz in die Arme. Nicht die Sozialdemokraten aus eigener Kraft, nein, die unfreiwilligen „Genossen“ der oberen Zehntausend führen uns täglich dem Ende näher. Alles mit dem einzigen Hoffnungstroste, dass die „Armee“ wacker morden kann, siehe Dezemberputsch und Kommunekampf, dass sie „schiessen“ wird. So malte sich noch der weise Wotan Bismarck kindlich die Dinge. Ach, die Geschichte lehrt etwas anderes.

Wo blieb das grosse Versailler Heer Marie-Antoinettes, anfangs durchaus zum Schiessen entschlossen? Historiker zerbrechen sich darüber den Kopf. Verschwunden, zerronnen, man weiss nicht wohin, es konnte den Anblick des ersten Schiessens auf Mitbürger einfach nicht vertragen! Wer aber hat denn jene weltumwälzende Revolution damals gemacht? Etwa das „Volk“? Durchaus nicht, sondern die Elite der wirklich Gebildeten. Nun, ob diese heut auf Seiten der

Sozialdemokraten stehen, ist zweifelhaft. Nicht umsonst findet ein Riecher hinter die Kulissen das intellektuelle Hauptquartier der sogenannten Arbeiterpartei in anrüchiger Intimität mit jener Juden-Moderne der Mode-Kasperletheater, mit ausbeuterischen Armeleutelend-Wucherern der Pseudokunst-Brahminenschaft. Sogar instinktive Abneigung gegen Höhergeartetes lässt sich dort nicht verkennen. Wir wollen es bei solcher Andeutung bewenden lassen. Doch was merkt die arme törichte Menge der Gebildetseinwollenden von dem literarischen Pleitegeschäft in allerlei dunkeln Stoffen, das hier Ehrliche und Komödianten in gemeinsamem Mauschelmilieu amalgamiert, sich gegenseitig mit vorzüglicher Hochachtung die schmutzigen Rebbach-Pfoten wäscht! Ethische Kultur, Friedensliga, Weberelend, Villa in Agnetendorf, daitscher Theaterklüngel mit feisten Tantiėmen, lauter Genossen der sozialen Befreiung . . ja, vorwärts!

— — Auch leistet Rein-Kultur niederer Instinkte durch die Presse der allgemeinen Verpöbelung Vorschub.

Der selige Sozialismusführer Liebknecht erging sich mal in schriftlicher Betrachtung: Die Presse sei nicht die siebente, sondern die erste und einzige Grossmacht. Sie missbrauche gründlich ihre Hypnotisierungsfähigkeit, huldige vulgärsten Herdeninstinkten und mit Vorliebe jedem äusseren Erfolg. Nun, schon Goethe prophezeite, die Presse werde die Literatur töten. Sehr richtig fragt Leo Berg in seiner Broschüre „Gefesselte Kunst“, was wohl Goethe und Schiller heut anfangen sollten, wenn die Aufnahme ihrer Gedichte von einem modernen Redakteur, das Schicksal ihrer Stücke von einem Pressekritiker abhinge. Presse und Theater dienen als Präventivmassregel, damit überhaupt nichts Vornehmes an die Öffentlichkeit tritt. Die Konkurrenz der Schlechten läuft sich auf geistigen Gebieten den Rang ab, wer nach unten an Dummheit und Feigheit überbietet. Die Presse sollte als Waffe des Schriftstellers gegen die Masse dienen, doch der Pfeil prallte auf den Schützen zurück. Heut beeinflusst nicht der unabhängige Autor die Vielzuvielen, sondern diese öffentliche Meinung der Banausen ward zur Presse, obendrein durch fälschende Zusätze des

hinter den Koulissen die Marionetten drehenden Kapitalismus noch mehr verdummt.

Sehen wir uns den Packen bedruckter Lumpen, der sich Tageszeitung nennt, einmal näher auf seine Bestandteile an. Vorne prangt der politische Leitartikel. Er entbehrt insofern nicht unfreiwilliger Komik, als einesteils die Regierenden sich blutwenig ums Zeitungsgewäsch kümmern und die wahren politischen Mächte mit dem Erguss irgendeines Schmoks nichts zu schaffen haben, andrerseits der Schmok überhaupt nicht in der Lage wäre, die hinter den äusseren Vorgängen wirkenden Faktoren zu kennen, ihm also sein gravitätisches „Wir" gegenüber den grossen Machtfragen gar drollig zu Gesichte steht. Allein, Schmok will ja auch gar nicht die öffentliche Meinung (seines Verlegers) objektiv vertreten, sondern lediglich den Parteistandpunkt gemeinster materieller Interessen. Der politische Teil der Zeitung dient also zur Fälschung und gehässigen Verzerrung des öffentlichen Lebens, schürt vor allem den Hader der sich befehdenden Stände und Gruppen. — Unterm Strich finden wir sodann den sogenannten literarischen Teil, der von „Kunst" zu handeln vorgibt Kunst, wo denn? Für Besprechung der Bücher und Gemälde nirgendwo Raum, höchstens in verstohlenen Winkeln. Die Rubrik „Kunst und Literatur" wirkt wie eine Parodie, da sie mit nichts als Personalklatsch sich füllt: „X. erhielt einen Orden, J. eine Medaille, Z. ward zum Professor ernannt." Doch siehe da, es scheint doch eine hübsche Masse Druckpapior den Kunstdingen gewidmet — ach so, Theater! Ja, unter Kunst versteht die Presse nur dies löbliche Geschäftsinstitut, zu welchem sie tiefe Wahlverwandschaft gemeinsamer Lebenshaltung auch dann schon hinzöge, wenn nicht ohnehin verhüllte materielle Gründe ihre lebhafte Anteilnahme am Theaterdreck erklärten. Auch hier aber bilden die Referate der sogenannten Kritik, worin wiederum wüsteste Parteibestechung der Kliquen und persönlichen Sym- und Antipathieen sich austobt, nur das Hors d'Oeuvre. Den fetten Braten liefert erbärmlicher Klatsch. Selbst dem eitelsten Komödianten würde am Ende vor seiner Gottähnlichkeit bange werden, wenn er sieht, dass der Plebs doch ebenso feurig dem Zirkusclown und Schulreiter zujauchzt. Und wenn er sich „Künstler" tauft, so muss er ja leiden, dass jeder Akrobat sogar offiziell so heisst, denn die geschminkte Kulturbarbarei der deutschen Gesellschaft lässt ungestraft den heiligen Namen „Künstler" missbrauchen. Aber da springt die Presse ein, die ein geheimes Korruptionsvergnügen daran hat, den Theaterschwindel zu nähren, und da siehts ja der Histrione Schwarz auf Weiss, dass er eine Grundsäule der Dinge vorstellt. Fräulein A. hat geniest, der „berühmte" Komiker B. hat gerülpst — morgen stehts in allen Zeitungen. Als ein gewisser Schlenther, der die vornehmste deutsche Bühne verunziert, als Direktor mit einem Schauspieler vierter Güte in nichtigen Konflikt geriet, brachten Berliner Blätter über diese Wiener Haupt- und Staatsaktion Telegramme unter „Letzte Nachrichten" dicht neben politischen Vorfällen!!

Was bleibt nun noch übrig? Vielleicht das Romanfeuilleton abgelagerten Schundabhubs, um den Geschmack der Masse vollends auf

den Hund zu bringen? Doch halt, all diese angeblich ernsteren Teile des erhabenen Ganzen füllen ja nur ein Drittel; bleiben zwei Drittel „Lokales". Dieser Nachrichtenbetrieb dient entweder der niedrigsten Klatschsucht — auch Sensation genannt — oder der niedrigsten Eitelkeit — jeden Tag begeht ja irgendwo irgendwer ein Jubiläum oder eine Schützengilde ein Stiftungsfest — oder gar den bestialen Instinkten: Verbrechen und Unglücksfälle ersetzen gleichsam Gladiator- und Stiergefechte. Zur Ausmalung solcher Gräuel unterhalten gewisse Blätter besondere hochbezahlte „Korrespondenten", die aus allen Erdwinkeln treulich depeschieren, wenn ein Lustmord oder eine Explosion passierte. Natürlich denke man bei dieser Vorliebe für Kriminalistik nicht etwa an Literarisches von Gaboriau und Connan Doyle, nein, selbst auf ihrem Lieblingsgebiet fördert die Presse nur elenden dummen Tratsch zu Tage.

Was seh ich? Noch ein endloser Schweif bedruckten Papiers, so lang oder länger wie vorne die Journalmaske? Denn eine Maske formt ja nur dieser ganze Journalbetrieb für den eigentlichen Kern der Presse: die Inserate. In diese Senkgrube den Kopf zu stecken, mute man uns nicht zu. Die Annoncen der „Neuen Freien Presse" mit ihren geographischen Ausflügen nach Lesbos und Anklängen an Villa Krupp sind ja ebenso berühmt, wie die Schadjen-Inserate der „Vossischen Zeitung", wo ein mosaischer Jüngling eine Kalle mit Mitgift sucht.

Fragt man, welchen Wert für Aufklärung und Bildung der Massen die Presse bedeute, so antworte man getrost: Null — welchen Schaden sie bringe: unermesslich, unübersehbar. Theaterdirektoren pflegen zu sagen: Lobt sie, nutzts wenig und selten; verreisst sie, schadets immer. Diesen Stossseufzer verallgemeinere man ruhig auf alle Gebiete, in welche die Presse ihre schmutzigen Pfoten steckt, als symptomatisch für die unausrottbare angeborene Schädigungssucht des ganzen herrlichen Instituts.

O Gutenberg, du hast der Menschheit neue Ketten des Aberglaubens geschmiedet! Aber ebensowenig wie der Pfaffen wird man je der Journaille Herr werden. Denn alle menschliche Weisheit ist beschränkt, Dummheit ist grenzenlos, drum bleibe du, o Presse, die ewige Grossmacht!

— — Unser braver alter Historiker Schlosser erboste sich, dass die Deutschen aus Goethe ihren „Götzen" machten, und die Goethepfafferei schadete ja mehr als billig. Aber in solchem Kultus, wie ihn die Franzosen gar mit Victor Hugo treiben, steckt doch grosszügige Anbetung der reinen Geistesgrösse und ein Trieb nach vornehmerer Lebensart, als die gemeine Wirklichkeit sie bietet. Doch was soll man zu einem Zeitgeschlechte sagen, das einen Realpolitiker als sein höchstes Ideal, als Vorbild aller Menschengrösse, auf den Schild hebt! Ist Bismarck „der

grösste Deutsche", dann wäre Deutschland keinen Schuss Pulver wert. Wie bezeichnend, dass die realistischen Engländer wohl ihren Shakespeare, nie aber ihren Pitt und Wellington als „grössten Briten" ehrten, ja dass sie leider ihrem grössten Tatenmenschen Cromwell, unvergleichlich hoch über Bismarck erhaben, noch heut die gebührende Stellung versagen! Und doch schuf Cromwell und er allein die englische Weltmacht, während Bismarck nur mit tausend offenen und geheimen Beihülfen ein von der ganzen Nation miterarbeitetes Werk auf seinen Namen taufte. Wie bezeichnend vollends für die allgemeine Verrohung des heutigen feudalverdummten oder cynischbrutalen Geschlechts, dass man diese Bismarckvergötzung wagen darf angesichts des wahren Schöpfers von Preussen-Deutschland, des erhabensten Heldenmenschen der europäischen Geschichte, sofern man bloss das reinweg Menschliche in Betracht zieht, das bei Napoleons Ausnahmeerscheinung wegfällt! Eine Nation, die Friedrich den Grossen ihr Eigen nannte, hält Bismarck für ihren Nationalgott: kann man klarer den Abstand des kleinen vom grossen Jahrhundert kennzeichnen?

Heut allgemeines Wahlrecht, morgen Klassencensus, heut Kulturkampf, morgen Kanossafahrt . . und wer sich in solch verwirrenden Widersprüchen der „Realpolitik" nicht zurechtfindet, nun, der kann eben nicht „reiten"! Eine drolligere Mischung von Frivolität und Grössenwahn schmeckte man selten. Welchen Tiefstand literarischer und historischpolitischer Bildung verrät es, dass Bismarcks Memoiren als stilistisches Meisterstück tiefsinniger Weisheit angestaunt wurden! Gewiss, hier und da findet er feine Wendungen, auch wohl gute Lehren praktischer Staatsmannschaft, wie in seiner Jenenser Rede. Aber darum Räuber und Mörder! In jedem beliebigen Werk besserer Historiker trifft man Gleiches oder Besseres. Doch die Menschen sind ja unverbesserlich. Als Grants Memoiren erschienen, kaufte Amerika 400000 Exemplare auf einen Hieb. Das öde Geschreibsel bewies nichts weiter, als dass Grant eben der mittelmässige Esel war, den er schon als „Feldherr" spielte. Aber wenn solch ein Zufallserfolgsmensch seine Grosstaten beschreibt, interessiert dies den

dummen Haufen natürlich über alle Maassen, weil er darin Geist von seinem Geist, nicht vornehm fremde Adelsseelen, sondern Durchschnittsleute von etwas höherem Wuchs erkennt.

Dass die Nationalitätenfrage nur eine Zwischenetappe und sogar in gewissem Sinne eine täuschende Attrappe sei, das ahnte man schon bei den Zuckungen Frankreichs, ehe Bismarck als Vollstrecker des deutschen Volkswillens gerechterweise den alten bourbonischen Länderraub für uns zurückholte. Während Deutschland über das Neuerstarken der Feudalität und seine steigende Einbusse an freiheitlicher Entwickelung, wie Bismarck sie ihm auferlegte, mit nationaler Gloire und sogenannter Einheit (eines Föderativstaats grosser und kleiner Fürsten) sich tröstete, erhob sich in Frankreich schon riesengross hinter der ‚Nationalverteidigung' die wahre Zukunftsfrage. Der republikanische Präfekt von Calvados bat die Regierung, ihm ein ausdrückliches Verbot zu schicken, weil ihm die Bewohner von Seine-et-Oise allen Überschuss an Waffen zur Selbstbewaffnung abverlangten. Regierungskommissar Testelin berichtete sogar, dass die Arbeiter in Douay, Valenciennes, Dünkirchen sich jeder Verlängerung des Krieges widersetzten. Mit welcher scheuen Angst man in Paris die Nationalgarde bewaffnete, berichteten nachher Generale und Minister. Der elende Jules Favre, gerichtsnotorischer Fälscher, Bigamist, Unterschlager von Staatsgeldern, wovon natürlich in allen bourgeoisen Geschichtschreibungen kein Wort zu lesen steht, bat weinerlich die Menschheit um Verzeihung, weil er die Stärke des Sozialismus nicht geahnt habe. Aber ahnte Bismarck vielleicht, was er mit Verleihung des allgemeinen Wahlrechts angerichtet? 1867 äusserte er zu Diest-Daber, er betrachte dies nur als Schachzug gegen Österreich, um durch so volkstümliche und anscheinend freiheitliche Politik zu hindern, dass man neue Sympathie für Hegemonie der Habsburger gewinne. Auch in seinem Erinnerungsbuche bekennt er offen: „Die Annahme des allgemeinen Wahlrechts war eine Waffe im Kampfe gegen Österreich und weiteres Ausland, eine Drohung mit letzten Mitteln im Kampfe gegen Koalitionen. In einem

Kampfe derart, wo es auf Tod und Leben geht, sieht man die Waffe, zu der man greift, und die Werte, die man durch ihre Benutzung zerstört, nicht an: der einzige Ratgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfes.“ Natürlich unterschlägt er hier wieder, dass er das Stimmrecht der Arbeiter auch als Waffe gegen den bürgerlichen Liberalismus benutzen wollte: weil ihm dies vorbeigeglückt, schweigt davon des Sängers Höflichkeit. Jedenfalls betont aber sein Korybante Dr. Liman nur zu richtig, mit jener drolligen Einfalt der Berufspolitiker, die sich jedes Abstreifen idealer Ziele noch als Verdienst anrechnen: „Es war also nicht idealistische Schwärmerei (!) und kein Doktrinarismus, die als Paten an der Wiege des allgemeinen Stimmrechts standen, sondern ausschliesslich realpolitisches Bedürfnis“!! Ei ja, das glauben wir schon!

Zu Diest-Daber soll Bismarck ferner gesagt haben, er sei „entschlossen, das System der direkten geheimen Urwahl wieder zu ändern“, wies aber noch 1871 Diests Mahnung an dies Versprechen ab. Angeblich hielt er bis zum Tode daran fest, nur die Heimlichkeit der Wahlen beseitigt wissen zu wollen. Allein, grade grade diese macht erst das allgemeine Wahlrecht zu dem, was es sein soll: Ausdruck der wahren innersten Gesinnung, ohne Rücksicht auf materielle Schädigung durch Ruchbarwerden des Wahlzettels. In seinem Buche aber schreibt er ganz offen, dass „das deutsche Volk (!), sobald es einsieht, dass das bestehende Wahlrecht ein schädliches Institut sei, stark und klug genug sein wird, sich davon frei (!) zu machen.“ Sonst sei die Wendung, dass es reiten könne, wenn es erst im Sattel sitze, ein Irrtum!

In diesem Taschenspielersätzchen haben wir den ganzen Bismarck. „Das deutsche Volk“, worunter er offenbar die vereinten Fürsten, Junker, Offiziere, Beamten, Polizisten, Kommerzienräte und beliebigen Ausbeuter versteht, wird sich „frei machen“, nämlich von seiner Freiheit! Geht es auf diesen Vorschlag zur Güte nicht ein, von heute auf morgen auf allerhöchsten Befehl sein wertvollstes Gut zu opfern, das ihm vordem der selbe Bismarck als Honig ums Maul schmierte, dann erklärt es sich für geistig bankerott, kann nicht „reiten“. Als ob es, das Volk nämlich, überhaupt je im Sattel Bismarcks gesessen hätte! „Ach, seiner lauten

Stimme Schall bewies nur, dass wir reiten", wen hat denn Bismarck in den Sattel gesetzt? Die nationale Einheit, nun ja! Aber diese ist doch noch keine Reitschule, und wenn man einen Gaul recht störrig machen will, dann muss man ihn nur heut futtern, morgen prügeln, und immerzu das Futter wechseln. Das dauerndste Werk Bismarcks ist — die Sozialdemokratie!

Realpolitik bleibt immer ein böses Wort. Auch Gambetta erkaufte seine Nationalverteidigung durch Kompromisse mit der Reaktion, deren Folge die Kommunekämpfe. Der Jude Cremieux wohnte in Tours beim ultramontanen Erzbischof Guibert und leistete dem Klerus Gefälligkeiten. Der Jude Gambetta war zufrieden, wenn die Generale wie Schuljungen vor ihm nicht die Augen aufzuschlagen wagten, liess überall reaktionäre Militärs und Beamte in ihren Stellen, paktierte mit Legitimisten und Bonapartisten. Statt einer revolutionären Levée von 1793, wie sie allein der nationalen Tradition entsprach, gestattete er ein frömmelndes Gepräge der Generalität. Der Kommandeur der I. Loirearmee sprach vom lieben Gott der guten Katholiken, um seine republikanischen Milizen anzufeuern, seinen Aufbruch von Orleans begleitete er bloss mit Anrufung des Bischofs: „Ew. Eminenz, beten Sie für Frankreichs Wohl!" Bald führten verbissene Royalisten die Moblots und erklärten offen: „Wir schlagen uns nicht für einen Herrn Gambetta." Das hatte er nun davon. Zuletzt entstand die berüchtigte Nationalversammlung des Herrn Thiers, wo auf 750 Mitglieder 450 geborene Monarchisten kamen. Sie hatte nichts Eiligeres zu tun, als Gambetta an die Wand zu drücken. Und dieser, um sich zu rehabilitieren, schämte sich nicht, über Thiers' Kommuneschlächterei zu frohlocken.

So rächt sich jede Realpolitik mit Verleugnung eigener idealer Grundsätze. Sie ist nur gut für solche Männer von Blut und Eisen, die überhaupt keine wahren Ideale haben und durch ihre Erziehung dem wahren Milieu der Realpolitik, dem Staatsgötzentum und der Krautjunkerei, angehören. Selbst der boshafte Zwerg und Geschichtsprofessor Thiers, der sich als Werkzeug der borniertesten Gesellschaftsretter missbrauchen liess und sich gleichwohl

für Reinkarnation seines Idols Napoleon hielt, weil seine kleine leibliche Statur ihm ähnelte, büsste später seinen Abfall vom Schein-Liberalismus zur offenen Reaktion.

Dieser schlechte Mensch hatte als Staatsmann nur einen Geschäftsmann grossen Stils vorgestellt, entfaltete aber als Zivilstratege einen gewissen realen Wert und bewies den trottelhaften Berufsgeneralen, dass theoretisches Studium, selbst wenn mit gar keiner ursprünglichen Feldherrnbegabung verbunden, militärisch immer noch fachmännischer vorbereitet, als öder Kasernendrill. Denn er allein hat das Paris der Kommune zu Falle gebracht, allerdings mit beispielloser Brutalität, verbunden mit geradezu pfäffischer Heuchelei und Verlogenheit. Bah, auf Kleinigkeiten wie Gewissen und Menschlichkeit soll ein Realpolitiker mit Blut und Eisen nicht achten, über soziale Aspirationen des Volkes denkt ein Scheinliberaler genau so borniert wie ein Bismarck. Doch was war das Ende vom Lied? Dass der ehrgeiztolle Greis plötzlich kaltgestellt wurde von den Mächten, die er gross gemacht. Thiers, der Massenmörder, der freche Erfinder der Petroleusenfabeln gegen die geradezu kindisch humane Kommune, endete wie Bismarck. Sein in Galle schwimmendes Herz brach über solchen Undank, selbst ein Idiot wie Mac Mahon führte ihn an der Nase herum. So verfängt sich jede realpolitische Geschichtsmacherei ohne hohe allgemeine Ziele stets in der eigenen Schlinge. Das Ideale lässt seiner nicht spotten.

Wenngleich die Kommune an ihrer masslosen Ideologie zu Grunde ging und realpolitisch sich traurig blamierte, so werden ihre Totenkränze auf dem Père Lachaise nicht verwelken. Ja, wir begreifen, dass nur das elende 19. Jahrhundert so himmelschreiende barbarische Massenverbrechen als richtige Frucht seiner widerlichen Pseudokultur hervorbringen konnte, wie die 20000 Morde der Armee in den schrecklichen Maitagen. Wir begreifen, dass nur unser Zeitalter der Lüge eine so freche Geschichtsfälschung fertig bringen konnte, wie die von ordengeschmückten patriotisch-loyalen ‚Historikern‘ noch heut nachgeschwätzte Mythe von den Kommunegreueln, während noch nie eine Revolution

sich so lächerlich sanft benahm, so ängstlich lange Leben und Eigentum schonte Und doch! was kam denn bei diesem Sieg der Realpolitik (zu deutsch: der menschlichen Bestie) auf die Dauer heraus? Die Mächte, die damals triumphierten, sind schon heut innerlich verfault und gebrochen, riesenhaft wuchs der Sozialismus aus den Gräbern der Kommunemärtyrer empor.

Nicht viel mehr als 30 Jahre trennen uns von dieser ungeheuren Begebenheit, wo die Bourgeoisie in feigem Entsetzen die Macht des vierten Standes ahnen lernte, und schon wissen wir heut, dass diese ‚Episode' unendlich bedeutsamer für Geschichte, Menschheit, wahre Realpolitik der wirklichen Machtverhältnisse, als jene Militärrauferei der beiden Nationen, die Bismarcks bewundertes Werk vorstellte. Was bedeutet denn die Errichtung eines feudalen Reiches für die Interessen der Menschheitsentwickelung? Null. Die in Blut und Eisen erstickte, unter die Füsse gestampfte Idee der Kommune aber schreitet unaufhaltsam durch die Welt. Denn nicht um die akademische Doktorfrage, ob der soziale Arbeiterstaat möglich sei, was wir ja bezweifeln, handelte es sich hier, sondern um ewige ethische Prinzipien des Rechts, um einmütigen Kampf aller freien Seelen gegen die Mächte der Finsternis, die alte Dreieinigkeit des Klassenstaats.

Realpolitik ist nur ein anderes Wort für Schwindel und Schein, ewig real bleibt nur das Ideale.

Dies Ideal heisst heute Sozialismus.

Sozialismus wohlverstanden, nicht sozialdemokratischer Parteitag von Gleichheitsflegeln. Jener Staatssozialismus, der schon August Boeckh 1862 in einer Universitätsrede vorschwebte: „Der Begriff des Staates ist notwendig dahin zu erweitern, dass der Staat die Einrichtung sei, in welcher die ganze Tugend der Menschheit sich verwirklichen soll." Diesem Ideal widerstrebt jedoch grade die Massendemokratie, so lange Artikel 19 der ‚Droits de l'homme' in Kraft bleiben soll: „Jede Institution ist fehlerhaft, die nicht voraussieht, dass die Obrigkeit bestechlich und das Volk

gut sei." Nicht jede Obrigkeit ist bestechlich, nicht jede Aristokratie menschheitsfeindlich, und das Volk ist selten gut.

Bemerkenswert, dass Voltaire, aus einer erträumten und in verschönerndem Licht gesehenen englischen Verfassung wie Montesquieu seine „Republikanischen Ideen" schöpfend, wonach die Regierung nur den Willen aller durchführen soll, zwar die Adelsvorrechte mit der bescheidenen Anfrage aushöhnt, ob die Ritter schon mit Sporen an den Fersen geboren würden — aber in den „Gedanken über öffentliche Administration" unumwunden einräumt, dass Gleichheit sich nur auf Gleichheit vor dem Gesetz, nicht aber auf Gliederung des Gemeinwesens beziehen könne. Seine gelehrigen Schüler, die Reformminister Ludwigs XVI. und die liberalen Grandseigneurs, begriffen nicht die Unmöglichkeit, von oben abzudämmen, indes von unten schon in der breiten Grundschicht die Revolution emporwühlte. Friedliche Reform „von oben" kommt ja fast immer zu spät, nachdem unter müssigem Zuschauen das Übel zu weit um sich frass. Doch es sollte nicht unbeachtet bleiben, dass Voltaire und Rousseau, die geistigen Väter der modernen Demokratie, zuletzt gewaltsame Gleichheit als naturwidrig verwarfen. Wer, in den Harnisch lauterer Rechtschaffenheit gehüllt, seine Seele keusch erhält, kann eben nicht ins aufdringlich lästige Utopiengeschwätz verfallen, das, angefressen von Gier nach augenblicklicher materieller Befriedigung, wie ein betrunkener Landsknecht lallt, der ans Plündern denkt. Wenn F. A. Lange in seiner „Geschichte des Materialismus" von der sozialen Frage meint, dass in ihr „alle revolutionären Elemente der Wissenschaft, Religion, Politik ihren Kampfplatz für Entscheidungsschlacht gefunden haben" und andererseits J. G. Vogt wähnt: „Mit jeder neuen Erfindung . . war Anregung zu neuer höherer Kulturstufe gegeben", so fehlt uns solch naive Zuversicht. „In einem nach Angebot und Nachfrage geregelten Staat werden reich die Fleissigen, Habsüchtigen, Gefühllosen, Unwissenden, arm bleiben die ganz Dummen und die ganz Weisen" (Ruskin). Wird diese Erfolgteilung wirklich nur auf die bestehende Gesellschaft passen?

Wird die Ungleichheit der Wesen nicht überhaupt immer ihren Gesellschaftswert bestimmen?

Was also die soziale Revolution auch erreichen mag, in welche Formen der neue Gesellschaftsvertrag sich krystallisiert, die kommunistische Gleichheitsherrlichkeit ist von vornherein verdammt und totgeboren. Ob der Sozialismus sich als Sozialmonarchie gestalten kann und noch einigermassen innerhalb der bestehenden Ordnung sein Werk tut, was unter allen Zielen aufs innigste zu wünschen, dies alles hängt hauptsächlich von der Weltanschauung ab, zu welcher das 20. Jahrhundert sich herausarbeitet. „Das Einzige absolut Wichtige der ganzen Welt ist die Eigenart des menschlichen Innern", sagt Heinrich von Stein treffend in seiner „Entstehung der neueren Ästhetik". Wenn aber Stein den Aphorismus losliess: „Freude ist die Leidenschaft, durch die wir besser werden", so werden wir bekennen, dass Freude eben nirgends grünt und blüht, wo Mensch und Menschheit sich auf ein materielles Dasein isolieren. Nicht nur die Reibungen der äusseren Kausalität verwehren diese Freude, sondern das Leben überhaupt, vom ‚Jenseitswahn' (Dühring) entblösst, wäre zur Freude kein Gegenstand. Doch tiefsinnig bemerkt auch Stein: „Der Drang, der diese Welt erschaffen, ist jedem unendlich bewusst", und diesem Drange nach Erkenntnis wollen wir nun nachgehen.

E. Die Entwickelung der Philosophie.

Wir wollen hier rein objektiv, ohne vorgefasste Entscheidung, etwa so wie ein materialistischer Denker vom Schlage Dührings an diese Dinge herantritt, das Feld begrifflichen Denkens ausserhalb der indischen Mystik überschauen. Bis in unser Jahrhundert erhielt sich eine Weltanschauung, die von Überlieferung theologischer Begriffe sich nicht freimachen konnte. Als Comte seinen „Positivismus" stiftete, dessen Nachfolger Mill und Spencer

wiederum in Halbheit zurückschnellten, begann jene neueste Epoche, wo das Denken völlig im Forschen aufging.

Materialistische Anschauung der Dinge ist jedoch nicht neu an sich. Schon Thales nennt das Wasser, Anaximenes die Luft den unbegrenzten Urstoff, aus dem sich alles bildete. Die Vorstellung, dass es sich nur um Verdichtungsprozesse aus einem allgemeinen Gasvolumen gehandelt habe, greift der modernsten Naturwissenschaft vor. Kant und Laplace haben mit ihrem „Urnebel" lediglich jene uralte Welterklärung wieder aufgenommen. Auch Heraklits Gedanke, dass ein ewiger Fluss der Dinge stattfinde, löst das Rätsel des Naturschaffens in ganz ähnlicher Form, wie die moderne Physik.

Heraklit trifft in gewissem Sinne durchaus das Rechte, wenn er einen Wechsel in jedem Augenblick vollzogen sieht und gar nichts Dauerndes (wohlgemerkt in der Materie) anerkennt. Selbst der menschliche Organismus wandelt sich, das Gehirnleben bleibt sich niemals wirklich gleich, wenn auch der zu Grunde liegende Stoff und das ihn bedingende Gesetz beständig bleibt. Dass Heraklit die treibende Schaffenskraft im Feuer erkennt, entspricht gleichfalls unserer Wärmetheorie. Auch möchten wir aufmerksam machen, dass Heraklits Feuer durchaus nicht den Luft- und Wasser-Ideen seiner Vorgänger widerspricht, da es ihm ja nicht um den Urstoff selbst, sondern um die treibende Kraft des Wechsels zu tun ist. In dem flüssigen und dann gasförmigen Zustand der Dinge liegt eben die Fähigkeit zur Licht- und Wärmeerzeugung verborgen. Wir können also das Feuer als eine Entwicklung aus Luftstoffen ansehen. Bedenklicher scheint freilich die Übertragung des Wechselgesetzes auf menschliche Dinge. Den Begriff des unablässigen Werdens aus Entstehen und Vergehen hat Hegel später eingesogen und sein Schüler Lassalle ein lesbares Buch über Herakleitos den Dunkeln geliefert. Es liegt eine verlockende Gefahr in dieser uralten Philosophierichtung des menschlichen Verstandes, die sich zur Leugnung der Identität des Seins zuspitzt. Denn wechseln auch alle Begriffe und Vorstellungen des Menschen ewig, so ergibt sich eine allgemeine Auflösung der Ethik, sogar jeder gültigen Wahrheit.

Über solche Grundanschauung von Entstehen und Sein ging Pythagoras hinaus, indem er die Zahl fürs Wesen aller Dinge erklärte und somit die mathematische Messung quantitativer Beziehungen als massgebend für die Konstruktion des Weltgebäudes ausgab. Dieser sonderbare Schwärmer war auch der erste Frauenrechtler, predigte Gleichberechtigung des Weibes. Seine ethischen Begriffe scheinen den Ägyptern entlehnt gewesen zu sein, er predigte Askese und Seelenwanderung. Wenn wir uns sein Motiv dazu veranschaulichen wollen, dürfen wir vielleicht annehmen, dass seine astronomische Erkenntnis aus der verhältnismässigen Beschränktheit der Erde, welche er sich um ein Zentralfeuer am Himmel drehen lässt, ihm die Beschränktheit des Erdenlebens folgerte. Ebenso idealistisch glaubte Parmenides unter allem scheinbaren Wechsel ein ewig unveränderliches Sein zu erblicken, welchem gegenüber ein Nichtsein gar nicht vorkomme. Da aus dem Nichtsein kein Werden kommen kann, das Sein aber unteilbar in sich selbst beruht und daher auch nicht erst geworden ist, so fällt hier der Begriff einer Schöpfung überhaupt weg, ebenso der Begriff der Vernichtung.[1] Dass die Eleaten wie Zeno den Raum-Begriff verwarfen, hat sich bei Kant wiederholt und die geistreiche Ableugung der Bewegung („der fliegende Pfeil ruht") ist jedem klaren Begriffsvermögen zugänglich. Da tatsächlich die Bewegung in jedem einzelnen Punkte der Bahn sich nur als Ruhelage darstellt, so ruht auch das Sein stets in jedem einzelnen Zeitpunkt und nur die täuschende Ausdehnung von Raum und Zeit ruft den Eindruck einer Bewegung hervor. In dieser kurzen Fassung, die wir dem eleatischen System geben, leuchtet eine grossartige und einfache Wahrheit Auch lässt sich der ewige Wechsel Heraklits sehr wohl damit vereinbaren, indem letzterer nur die äussere Realität richtig auffasst, wovon aber die ruhevolle Identität alles Seins unberührt bleibt. Alle späteren Philosopheme haben diese grossen anschaulichen Grundwahrheiten nur

---

[1]) Gomperz (Griechische Denker) hat aus Parmenides' Lehrgedicht noch andere merkwürdige Wahrheiten herausgelesen.

ausbauen und einen Gottesbegriff hineinzeichnen können, der jenen Urdenkern fern lag.

Bei Empedokles finden wir bereits eine Urtheorie für die Auslese im Kampf ums Dasein bei Entstehung der Arten. Der gewaltige Magus von Agrigent erinnert in seinem dichterisch intuitiven Affekt ein wenig an Giordano Bruno, wenn er Liebe und Hass als Mischung und Trennung der Dinge für die Urmächte der Natur erklärt. Indem er so der Natur eine allgemeine schöpferische Leidenschaft beilegt, nimmt Empedokles offenbar die Schopenhauersche Ansicht eines blindwaltenden Urwillens vorweg. Auch verwirft er hierdurch den teleologischen Zweckbegriff: die Kausalität, wie sie aus „Liebe" und „Hass" sich addiert, ist ihm sich selbst genug. Dagegen stammt von Anaxagoras zuerst die Hypothese her, dass „Verstand" in allen Dingen sei. Hier wurde der höhere Zweck in allen Vorgängen als bewiesen angenommen. Es darf nie vergessen werden, dass auch jede Unzweckmässigkeit und Ziellosigkeit des Naturschaffens, die oft deutlich genug wird, doch dem gleichen Lebensdrange unterworfen bleibt und hierdurch, unbewusst und unbeabsichtigt, eine natürliche Einheitlichkeit der Vorgänge sich ergibt. Solches sieht dann nach einer Verstandesabsicht aus, wie der Mensch sie nach seiner eigenen begrenzten Art leicht voraussetzt, und wäre anscheinend doch nur ein mechanisches Ergebnis der Kausalität. Nichtsdestoweniger wird unbefangenes Urteil bekennen, dass sowohl in der Biologie als in der Menschheitshistorie sich Entwicklungsprozesse offenbaren, die einem verstandesmässigen Zweck verzweifelt ähnlich sehen. Eine entscheidende Widerlegung der Teleologie kann also ebensowenig stattfinden, wie umgekehrt ein erschöpfender Beweis dafür. Empedokles und Anaxagoras werden beide Recht behalten, gerade wie Heraklit und Zeno sich im letzten Grunde nicht zu widersprechen brauchen. Auch würde ein — an sich unmöglicher — Beweis für die automatische Selbstbestimmung der Materie noch keineswegs ausschliessen, dass trotz alledem eine Zentral-Intelligenz sich darin verstecke, ja nicht einmal, dass diese Immanenz zugleich transcendent, d. h. ausserhalb der Weltmaschine stehend, möglich sei. Denn ein Gesetz bleibt

allemal in den Manifestationen der Materie erkennbar und hinter einem Gesetz muss eine Logik stehen, hinter der Logik ein Logos. Nur hüte man sich, an diese höchsten Erkenntnisse kleine menschliche Massstäbe anzulegen.

Nachdem nun synthetisch die Einheit des Seins erfasst worden war, machte sich Demokrit daran, die Vielheit atomistischer Zusammensetzungen zu analysieren. Dieser Denker nimmt im Gegensatz zu den Eleaten ein bestehendes Nichtsein an, das ihm als Leere, als materielles Unerfülltsein, sich darstellt. Dieser leere Raum ist aber in sich selbst ein Sein, sodass das Leere oder Nichtsein nur unserer beschränkten Auffassung als solches erscheint. Hier liegt der Fehler der Atomistik überhaupt. Nach Demokrit bleibt die Materiemasse sich überall völlig gleich, zerlegt sich nur äusserlich in Atome von verschiedener Grösse, Gestalt und Schwere. Die Gruppierung, d. h. die Begrenzung der einzelnen Atome in räumlicher Ausdehnung, erfolgt nach mathematischer Mechanik. Es liesse sich hierbei ein einziges Gravitationsgesetz als Ursache aller Vorgänge und Bildungen folgern. Das allgemeine Gleichgewicht bleibt stets unverändert, das Atom unteilbar als Prinzip des immer gleichartigen Materiestoffes; nur die Gesetze der Annäherung und Entfernung verdichten oder lockern die äussere Gruppierung der an sich unteilbaren Atomefülle. Das Gesetz der Attraktion ist nun freilich eine unzweifelhafte Naturerscheinung, die sich sogar im Anziehen und Abstossen der menschlichen Organismen (Sympathie und Antipathie) zeigt. Die Geschlechtsliebe kann sehr einfach mit einem Anziehen chemisch besonders passender Atome erklärt werden. Hingegen stösst man auf eine andere Schwierigkeit. Die Atomistik beruht auf Annahme einer unablässigen Bewegung, durch die allein ein Aggregat ermöglicht würde. Diese Bewegung kann sich aber nur vollziehen, wenn sie leere Zwischenräume findet, um sich zu erfüllen; in bereits Erfülltes kann sie nicht eindringen. Deshalb Demokrit's Lehre von den leeren Trennungen. Allein, es kann ja auch ein ewiger Wechselwirbel angenommen werden, wobei ein Atom stets mit dem andern den Platz wechselt. Dies ist heraklitisch gedacht und wahrt andererseits die Eleatische immer gleiche Identität

des Seins. Von diesem Platzwechsel könnte der Tod ja ein Beispiel sein.

Um das organische Leben zu erklären, setzt Demokrit eine Einatmung seelischer Atome voraus, welche dem Feuer entstammen. Diese dem Heraklit verwandte Feuererkenntnis lässt vermuten, dass schon die Alten Licht und Wärme als Hauptfaktoren der Existenz erkannten. In der Tat unterhält ja der Luftsauerstoff den Verbrennungsprozess des organischen Lebens, und wenn wir von „Seele" reden, so lässt sogar die neueste englische Astrologie den planetarischen Einfluss durch den Äther vermitteln, dessen Lichtvergeistigung eben die schicksalvorbestimmte „Seele" dem Geborenwerden zuführe. Von Wichtigkeit ist hierbei die Erkenntnis, dass nicht das Innere eines Organismus an sich die nötige Lebensfähigkeit verbürgt, sondern die Beziehung zum übrigen Stoff-Milieu des Universums. Hieraus aber möchte man versucht sein, philosophisch zu folgern, dass also das Leben, weil nicht allein dem Organismus angehörig, mit Zerfall des letzteren auch nicht aufzuhören brauche. Denn die universalen Einflüsse, durch welche das Leben erst lebt, dauern ja ewig fort und der Odem kehrt zu dem Äther zurück, der seinen Atmungsprozess erzeugt hat.

Es steht hiermit in Zusammenhang, dass die Gehirntätigkeit des menschlichen Organismus, wenn ihm nur äussere Mächte die Lebenskraft einbliesen, nicht ausreicht, die Dinge objektiv zu schauen. Deshalb wurde schon Demokrit ein Vorläufer des englischen Sensualismus, er fasste die Dinge als blos subjektive Vorstellungen auf, während letztere andererseits nur reproduzierende Umarbeitungen von Sinneseindrücken seien. Wir sehen hier auch alle späteren Sätze der französischen Enzyklopädisten vorweggenommen. („Juger n'est proprement que sentir.") Jedenfalls befinden wir uns überall bei den alten griechischen Philosophen auf festem Boden gesunder Spekulation. Alles, was später folgt, artet in Scholastik und Sophistik aus; von ersterer zeugen die „Kategorien" des Aristoteles, von letzterer die berühmten „Ideen" Platos. Denn diese dünken jedem Positivisten natürlich ein träumerischer Spuk, bei dem sich nichts Sachliches denken lässt, ein Nebel ohne Kern, der zwischen den

Händen zerflattert. Und sie sind dies wirklich vor strenger Begrifflichkeit, poetisch beweislose Gleichnisse, Phantasmen, für die erst dann logische Realität erwächst, sobald man zu der Urquelle zurückkehrt, aus der Plato sie entlehnte: der Indisch-Ägyptischen Geheimlehre der Atlantier. Auch die Bemühungen der Stoiker, den Eleatischen Tiefsinn, mit pythagoräischer Askese vermischt, auf die sittliche Lebenshaltung zu beziehen, blieben ebenso unfruchtbar, wie das Streben der Epikuräer, den Demokritschen Sensualismus ins Gebiet des Eudämonismus zu übersetzen. Die entgegengesetzte Idee des sittlich Guten als Grundvorstellung bei Sokrates und Plato mag allerdings dem Christentum vorgearbeitet haben. All solche schwärmenden Idealismen hatten aber nur Ausnahmewert als ethische Reizfaktoren. Nüchterne Untersuchung von Dingen und Ursachen, deren Anschauung, so tief sie an den geheimsten Daseinswurzeln bohrt, doch nie in schematisch selbstgezimmertem Wolkenkukuksheim schweift, sondern die Realität der Materie selber unter den Füssen behält, darf man von Platos poetischer Genialität nicht erwarten.

Sie hat nur Wahrheitswert in Diltheys Sinne („Beiträge zum Studium der Individualität"): „In Werken der Dichter .. ist ein Verständnis des Menschen enthalten, hinter dem alle Psychologie zurückbleibt." „Kein Fortschritt der Wissenschaft kann erreichen, was der Künstler über den Inhalt des Lebens zu sagen hat." Noch weniger freilich verdient die rohe Empirie eines Bacon den Namen Philosophie, eine Empirie, die mit brutalem Geprahle alle „Antizipationen" d. h. alle deduktiven Gedankenschlüsse verwirft, mit der eigenen Induktion aber nur deren Ohnmacht und Unfähigkeit anzeigt, durch blosse empirische Dokumentzusammenscharrung auch nur die praktischen Entdeckungen der Naturwissenschaft zu begreifen, wie denn Bacon hauptsächlich Kopernikus und Galilei als Charlatane verspottet hat! Noch Descartes verirrte sich so weit, aus dem an sich nicht unberechtigten Fundamentalsatz „Ich denke, also bin ich" ein unsterblich denkendes Ich der „Seele" zu folgern, als ob das grosse All-Sein nicht unabhängig von dem zufälligen Bewusstsein des Individuums für sich fortbestände. Ja, seine aprioristische Leichtfertigkeit ging so

weit, dass er den persönlichen Gottesbegriff für dem Denken eingeboren hielt, und nun natürlich von dieser Hypothese aus alle möglichen Spekulationen in die leere Luft hineinbaute. Hingegen scheint uns gerade in der tollen Mystik seiner Nachfolger, dem sogenannten „Okkasionalismus“, mehr zu stecken, als man landläufig urteilt. Cartesius hatte sich nämlich als Physiologe nicht der Erkenntnis entziehen können, dass alle äussere Tätigkeit des menschlichen wie des tierischen Organismus maschinenmässig erfolge. Um aber für die „Seele“ Raum zu gewinnen, nahm er sie als ausdehnungslos unteilbar an und wies ihr einen Platz in der Zirbeldrüse zu, wo sie ihre einzige Funktion, nämlich das reine Denken, übe! Bei solch strengem Dualismus von Leib und Seele wäre nun sonderbar, dass sie trotzdem zusammenwirken, und die Cartesianer erklärten daher jegliche Empfindung und Handlung für unmöglich ohne direkten Einfluss Gottes! In solch bizarrer Theorie schimmert ein deutlicher Determinismus durch, eine gründliche Verneinung der Willensfreiheit. Es liegt auf der Hand, dass die „Seele“, da sie notwendigerweise mit einer höheren Macht direkt verknüpft ist, ebenso unfrei denkt, wie der Körper den Materiegesetzen gehorsamt.

Die absolute Notwendigkeit der Dinge betonte auch Spinoza in seiner einheitlichen „Substanz“. Hier finden wir auch die Idee des Parmenides wieder, dass ein Nichtsein gar nicht existieren könne — wenigstens nicht für unser Denkvermögen, das sich in Wahrheit ein Nichts nicht vorzustellen vermag. Spinozas System kommt überhaupt im letzten Grunde wieder auf eleatische Anschauung zurück. Ihm sind Ausdehnung und Denken nur „Attribute“ der Substanz und diese Attribute haben wieder zahllose Existenzweisen („modus“), die an sich sämtlich wandelbar sind. Die ganze sichtbare Realität setzt sich aus solchen besonderen Zuständen und Erregungen zusammen; die „Substanz“ selbst verharrt jedoch, sich selbst genug, in unteilbarer Ruhe. Da nun aber die unteilbar gleiche Substanz zugleich Ausdehnung und Denken in ewiger Form besitzt, so muss bei ihren Modifikationen, speziell beim Menschen, Ausdehnung und Denken gleichfalls in eins zusammenfallen.

Demzufolge fasst Spinoza, im strikten Gegensatz zum Dualismus des Deskartes, Körper und Seele als eine Einerleiheit, als genau die nämliche Manifestation, auf.

Dies universelle „Denken“ der Natur macht einen gequälten Eindruck. Denn die nach solcher Voraussetzung durchaus selbstverständliche Beseelung aller Dinge ist wissenschaftlich unbeweisbar und das subjektive Denken der empfindenden, animalischen Wesen fügt sich dem Spinozaschen Substanz-Bilde nicht logisch ein. Hingegen ist begreiflich, dass die in sich beruhende Substanz nicht dem kleinlich menschlichen Zweckbegriff, sondern nur der inneren Notwendigkeit der Kausalität sich anpasst. Doch sei hierbei erinnert, dass ein Zweck doch eigentlich jeder Verknüpfung der Wirkung mit der Ursache innewohnt, während andererseits freilich das scheinbare Zweck-Wollen des Menschen von unfrei notwendiger Kausalität bestimmt wird.

Wer nur Ursache und Wirkung ohne Zweck anerkennt, muss natürlich auch die Ethik ähnlich auffassen. Es gibt an sich kein Gut und Böse, sondern nur einen erstrebten Nutzen, wonach dem Affekt etwas als Gut oder Schlecht gilt. Die Affekte selber aber sind Naturursachen, die unter bestimmter Notwendigkeit ihre Wirkung üben. Es herrscht also eine logische Mechanik der Affekte, wie bei allen übrigen Naturkräften, und der Gemützustand richtet sich nach gesetzmässigen Vorbedingungen. Das Sein wird entweder freudig bejaht und sieht sich hierdurch gesteigert oder es wird traurig verneint und hierdurch gemindert.

Da Spinoza nun das Sein vergöttert, so muss er natürlich alle, im Leben meist überwiegenden, negativen Hemmungsaffekte verdammen, gegen welche er die Resignation des reinen Denkens als Schutzwehr empfiehlt. Dies ist jedoch ein Widerspruch gegen seine eigne Anerkennung der Naturnotwendigkeit aller Affekte und er hat sich noch nicht zu der Erkenntnis durchgerungen, dass die trüberen Affekte für die Existenz geradeso notwendige Reizfaktoren sind, wie etwa ohne Schatten jedes Licht unerträglich wäre. Die intellektuelle Nerventätigkeit bildet eine Konstante, wo Lust- und Unlustgefühle sich fortwährend ergänzen und aufheben

oder, — um mit dem englischen Sensualisten Hobbes zu reden, der diese Formel auf die blosse Gedankentätigkeit anwendete, — sich addieren und subtrahieren. Da nun die negativen Affekte wie Mitleid, Zorn, Eifer- und Rachsucht sich naturgemäss einstellen in dem steten Widerstreit gegenseitiger Beziehungen, weshalb Hobbes sehr übertrieben den Kampf aller gegen alle als den wahren Zustand der Natur auffasste, da ferner die Leidenschaften sich nur künstlich durch Selbstverneinung ersticken lassen, so muss auch ein sehnsüchtiger Drang nach moralischer Gerechtigkeit sich unwillkürlich als fester Angelpunkt im egoistischen Widerspiel der Einzelkräfte entwickeln. Spinoza, der alles nur auf den Nutzen bezieht, der nur die Machtfrage gelten lässt und dem selbstsüchtigsten Handeln weitesten Spielraum lässt, will nur aus höherer Einsicht des Verstandes die sogenannte Tugend ableiten. Das heisst die Möglichkeit der Triebbeherrschung namenlos überschätzen und eine Naturtatsache übersehen, wonach — unabhängig vom Mass des Verstandes — eine verschieden differenzierte Anlage zu moralischem Stoff in verschiedenen Menschen sich ausprägt und von vornherein bedeutende Unterschiede der Gemütsrichtung schafft. Ein Affekt wird durch einen andern ersetzt, nicht aber durch zergliedernde Verstandesbetrachtung aufgehoben, und es ist ein lächerlicher Wahn Spinozas, dass sich alle Leidenschaften in einen Universalaffekt auflösen sollen, um über sie Herr zu werden. Solche „intellektuelle Liebe zu Gott", d. h. freudiges Empfinden des Naturganzen, wie es Spinoza offenbar dem grossen Dichterdenker Giordano Bruno entlehnte, kann nur für denkbar höchste Menschengebilde in Frage kommen und selbst diese werden solchen Aufschwung nicht durchwegs bewahren können. Ausserdem verwickelt sich dieser künstliche Optimismus eines begeisterten Naturkultus in mannigfache Widersprüche. Denn ein solcher Universalaffekt operiert natürlich mit dem Begriff unbegrenzter Unendlichkeit, wie dies Bruno logisch in seinen Dialogen „dell Infinito" getan hat. Spinoza aber meint allen Vorstellungen nur einen Halt geben zu können, wenn er sie als bestimmt umgrenzt vorstellt. Nun liegt in der Begrenztheit des Einzelmodus doch eine unwillkürliche Ver-

neinung des Unbegrenzten. Sieht der begrenzte Teil sich allerorts leiden, so hilft ihm die verständige Erkenntnis des grenzenlosen Ganzen, dessen Teil er ist, nicht nur nichts, sondern schlägt in persönlichen Pessimismus um, in universellen Hass. Ein solcher gewaltiger Affekt kann als Kulmination der Empfindung in hohen Geistern ebenso naturnotwendig eintreten, wie die von Spinoza empfohlene intellektuale Liebe, und zwar aus der gleichen Ursache eines hochgesteigerten All-Empfindens. Die Behauptung, dass das Sein als sein eigener Masstab sehr gut sei, ist ebenso hinfällig, wie die umgekehrte, das alles schlecht und das belebte Dasein ein Geschäft sei, „das die Kosten nicht deckt", um mit Schopenhauer zu reden. Denn das pessimistische Denken ist doch auch nur eine Modifikation des Seins und also ein berechtigter Teil desselben, sowie die Begriffe Gut und Bös nur eine innere Identität ausmachen. Die Spinozasche Liebe zur Natur leistet also garnichts Positives, sondern führt zur flachen Theodizee eines Leibniz, dessen (aus Bruno plagiert missverstandene) Monadenlehre nebst den nach Descartes und Spinoza verballhornten Dogmen der „prästabilierten Harmonie" und des „zureichenden Grundes" wir füglich ganz bei Seite lassen. Behalf er sich doch mit so hohlen Regeln: „Nos raisonnements sont fondés sur . . la contradiction et . . la raison suffisante." Wenn Spinoza absolute Gemütsruhe zu gewinnen hofft, indem er alle Dinge sub specie aeternitatis betrachtet, so täuscht er sich in seinem nur halben und schielenden Determinismus über die unfreiwillige Notwendigkeit, die auch solche spekulative Erhabenheit entweder ermöglicht oder nicht. Die subjektive Nichtbefriedigung wird durch keine künstlich gewollte und erzwungene Erkenntnis des inneren, ursächlichen Zusammenhanges gesättigt, sondern nur durch das Streben nach Befriedigung, indem der Verstand sich nun bemüht, einen andern stärkern Affekt an Stelle des vorigen Leidensaffektes zu setzen

Man betritt daher erst den Boden einer konsequenteren Weltanschauung, sobald die Erkenntnistheorie Lockes sich nach innen wendete und die Metaphysik in Psychologie umgestaltete.

Nach Locke unterscheidet man im Denken nur zwei Faktoren: die Sensation und die Reflexion, die er als gesondert betrachtet. Die sinnliche Auffassung leitet den Reflexionsprozess ein, welcher nicht nur die sinnlichen Eindrücke wiederspiegelt, sondern auch ausser denselben noch eine Reihe von Vorstellungen auslöst. In der Reflexion wird das Ich gleichsam sich selber bewusst. Erst die sinnliche Erfahrung bringt gedankliche Vorstellungen hervor, alle Gedanken sind also von aussen angeeignet. Angeboren sei nur die Fähigkeit, überhaupt sich etwas vorzustellen, will Locke ungefähr aussprechen. Übrigens sagte im 19. Jahrhundert auch Herbart: „Begierde und Gefühl sind nur Arten, wie unsre Vorstellungen sich im Bewusstsein befinden". Noch später mündete solch sensualistische Dogmatik einer „Psychologie als Wissenschaft" in Wundts eigentümlicher „Aktualitätstheorie".

Sodann richtete er seine Kritik gegen die Spinozistische Substanz. Denn man kenne nur Tatsachen und Merkmale, nicht aber das Ding selbst, dem man dieselben anhefte. Nun scheidet Locke zudem die ursprünglichen, primären Eigenschaften von den sekundären, die nur subjektiv durch Sinneseindruck sich herausstellen. Ausdehnung, Gestalt, Undurchdringlichkeit d. h. feste Umgrenzung eines Körpers sind ursprünglich, hingegen alle Sinneserregungen wie Töne, Farben, Geruch, Geschmack nur subjektiv, obschon offenbar vom Kausalnexus der Materiebewegung bedingt. Letzteres hat Locke nicht genügend beachtet. Denn die Ursachen des subjektiv Empfundenen bleiben stets real, also objektiv. Wenn wir die Hemmung unserer Bewegung durch einen andern Körper bemerken, so ist dies allerdings unsere subjektive Empfindung; die Hemmung selber aber ist real und objektiv.

Interessant ist noch Lockes Auffassung des Denkens als eines steten Vergleichens der Dinge, wodurch Übereinstimmung und Unterschied festgestellt werden und eben hieraus die Begriffe sich bilden. (Anklang hieran: das Wahrnehmungs- und Gedächtnisbild des neueren Psychologen Avenarius.) Bedeutender aber wirkt seine Anregung, dass der Mensch sich die Unendlichkeit nur negativ vorstellen

könne und man daher niemals wie Bruno und Spinoza das Unendliche als etwas Positives voraussetzen dürfe.

Während Locke sich ganz induktiv verhielt, beherrschte der genialere Hume deduktiv den Stoff. Allerdings ging er gleich so weit, dass er Lockes primäre Eigenschaften verwarf und sämtliche Eigenschaften für subjektiv erklärte — also im Sinne sowohl der Skeptiker als der Transcendentalisten à la Berkeley, Fichte, Schelling die Realität der Aussenwelt aufhob. Das Ich sei nur ein Beziehungspunkt für alle Bewusstseinsvorgänge. Mit gleicher Schärfe wird dann die Kausalität untersucht. Unsere Anschauung davon beruhe ausschliesslich auf empirischer Erfahrung. Nur die abstrakten Ideensätze der Logik folgern auseinander kausal, aber die tatsächliche Ursächlichkeit zusammenhängender Naturvorgänge kann durch zergliedernde Beobachtung allein gewonnen werden. Diese Erfahrung nun rechtfertige noch keineswegs die Annahme einer steten Kausalität, nicht einmal stete Wiederholungen derselben Ursachen und Wirkungen. Die angeblich objektive Notwendigkeit sei daher auch nur eine subjektive Vorstellung, zu welcher die Gewohnheit gewisser Ideenassoziationen, die sich durch dauernde Eindrücke gleicher Art bilden, den Verstand nötigt. Eine positive Kenntnis der Kausalität in der Natur bestreitet Hume völlig und hierin dürfte er Recht behalten. Dem menschlichen Denkprozess selber ist der Begriff von Ursache und Wirkung eigen; daraus folgert aber noch nicht, dass dieses der menschlichen Logik immanente Verfahren sich mit der absoluten Wirklichkeit deckt.

Da solche Kritik mit dem früheren Seelenbegriff gründlich aufräumte, so durfte sich Hume schon erlauben, die Kausalvorstellungen der Tiere als analog nachzuweisen. Hingegen legen wir seiner sogenannten Wahrscheinlichkeitstheorie wenig Gewicht bei. Denn allerdings veranschlagt der Verstand notwendig die ihm bekannten Möglichkeiten, sobald man ihm Glauben an Wunderbares zumutet. Allein, da Hume selber den Kausalbegriff nur als subjektive Nötigung des Denkens zulässt, so könnte etwas gegen den scheinbaren Kausalzusammenhang Verstossendes immer noch objektiv möglich sein. Überhaupt betätigt Hume

besonders in seiner History of England eine gewisse Borniertheit, sobald er auf Religiöses zu sprechen kommt. Auch ward das Unreife in Hume, den sein Belobiger Kant nur teilweise las, schon offenbar in seiner deutschen Karikatur Lichtenberg, der sich zu dem denkwürdigen Satze aufschwang: „Es denkt, sollte man sagen“.

Die energische Geisteshaltung dieser britischen Denker muss man gleichwohl um so höher schätzen, als sie teils unwillkürlich, teils absichtlich die Vorurteile ihrer Zeit nicht unberücksichtigt liessen.

Spinoza hat sich bei vielen unklaren Wendungen das Schicksal Giordano Brunos zur Warnung dienen lassen und selbst der radikale Hobbes vermummte seinen Hass gegen die Religion noch einigermassen, um der Anklage des Atheismus zu entgehen. Letzterer war einst Sokrates erlegen, während jene wahrhaft genialen Urdenker der Griechen nichts zu fürchten hatten. Daher die unerreichte Kühnheit und Sicherheit ihrer Spekulation. Alles Spätere wird von theologischen Traditionen getrübt, selbst Kant nicht ganz ausgenommen, dessen Kritizismus oft mit irreführenden Unterschiebungen eingestandenermassen dazu diente, „das Wissen aufzuheben, um für den Glauben Platz zu bekommen“. Doch nur der reine Tor mag andererseits sich mit dem beschränkten Fanatismus der reinen Materialisten, heissen sie nun Condillac, Helvetius, Lamettrie oder Moleschott, Feuerbach, Büchner, Vogt befreunden, denen über spezialistischem Fachwissen jede spekulative Fähigkeit verloren ging und die sich spielend leicht über ungelöste Rätsel hinwegsetzen. Eugen Dühring obschon selbst überzeugter Materialist, schliesst daher seine „Geschichte der Philosophie“ (4. Auflage 1894) mit dem bezeichnenden Ausspruch: „Die Anmassung der Spezialwissenschaften, obwohl sie das allgemeine Denkerische für ihr Gebiet nicht selber leisten, doch souverän bleiben zu wollen, muss zu einer überholten Episode herabsinken“. Das kahl und fahl geratene Fachwissen müsse durch „denkerisch lebendigen Geist veredelt werden“. Und Lange schliesst seine „Geschichte des Materialismus“ mit dem Bekenntnis, dass die religiösen Ideen „nicht für immer verschwinden werden, um einer Gesellschaft Platz zu machen, die ihr

Ziel erreicht hat, wenn sie ihrem Verstand eine bessere Polizei verdankt und ihrem Scharfsinn die Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch neue Erfindungen".

Wir dürfen hier auch nicht Voltaires Vermittlerstellung vergessen, der 1768 in einem Brief versichert, dass ihm die Kirche nicht verhasster sei als die atheistische Richtung seiner Zeitgenossen. Freilich, die Theologie der Ammenstube verspottet sein schneidender Witz, dass die Mäuse Gott preisen, weil die Mauslöcher für sie eingerichtet, und die Esel, weil der Mensch als ihr Aufwärter von der Vorsehung bestellt sei. Er unterscheidet bei den Endursachen (Causes Finales) genau: die Beine seien nicht da, um Stiefel, die Nase, um Brillen, die Hände, um Handschuhe zu tragen, das Meer, um von Schiffen befahren zu werden. Aber wohl hätten alle Geschöpfe Augen, um zu sehen, einen Mund, um zu essen, einen Magen, um zu verdauen. „Nur wenn eine Uhr nicht gemacht, um die Zeit anzugeben, gestehe ich zu, dass Endursachen nur Einbildungen sind." Doch verblendet ihn nicht der falsche Optimismus eines Leibniz, gegen dessen berüchtigte „beste aller Welten" er den blutigen Spott seines ‚Candide' schleudert, und beklagt, dass sich das Glück des Individuums nicht mit den Naturgesetzen vertragen will. Locke's Sensualismus, den er in der Swift nachahmenden Satire „Mikromegas" feiert, leitete ihn zum Leugnen der Willensfreiheit. Nichtsdestoweniger beharrt er bei der Tatsächlichkeit der Sittlichkeitsideen. „Wir werden nicht mit der Fähigkeit zu gehen geboren, doch jeder, der zwei Füsse hat, erlangt diese Fähigkeit." Das Sittengesetz des Gewissens scheint ihm unfehlbar wie die Gravitation, und er findet die ergreifenden Verse: „Sei gerecht, wohltätig, jedem Übermass feind, nachsichtig gegen den Nächsten wie gegen dich selbst! Woher du kommst, wohin du gehst, verzichte es zu wissen, und schaue deinem Ende zu ohne Furcht und ohne Hoffnung." Seinem Deismus blieb er treu und geisselte den Unverstand des Atheismus als vernunftwidrig.

„Such is the world. Understand it, despise it, love it; cheerfully hold on thy way through it with thy eyes on higher loadstars" (Carlyle, „Miscellanies", v. 126). Diese

höheren Leitsterne aber, wo sind sie heut in der chiliastischen Grundstimmung der nach neuen Formen — ob auch nach neuem Inhalt? — gierenden Gesellschaft? Nietzsche fälscht umgekehrt aus seiner eigenen Willenserkrankung heraus: „Glaube ist . . am dringendsten nötig, wo es an Willen fehlt.“ Buddhismus und Christentum hätten durch Fanatismus den Willenserschlafften „eine neue Möglichkeit zu wollen“ geboten. Ein Wollen nämlich, sich einem „Du sollst“ zu unterwerfen. („Fröhliche Wissenschaft“). Ähnlich fasst Eugen Dühring, dessen Bedeutung wir aus mehrfachen Gründen hier noch nicht würdigen dürfen, so lange er lebend unter uns wandelt, das religiöse oder metaphysische Bedürfnis als einen Schwächezustand auf. Er predigt den ‚Wert des Lebens‘, allerdings in ungleich gesunderer und männlicherer Art, als Nietzsches Hysterie sie auslöst, und eine heroische Lebenshaltung, anknüpfend an Giordanos „Eroici Fuori“. Er vergisst nur, dass Giordano selber durchaus metaphysisch dachte und Dührings anmassende Phrase vom ‚Jenseitswahn‘ belächelt haben würde, da eine wahrhaft heroische Weltanschauung nur äusserst schwer selbst in den höchsten Individuen sich behaupten kann, so lange sie ganz auf sich allein gestellt und ohne Anlehnung ans ‚Jenseitige‘ bleibt. Ausserdem ficht man hierbei nur um des Kaisers Bart. Denn im Wollen liegt immer ein Sollen verborgen, ja es ist sogar infolge bedingter Unfreiheit immer nur ein Sollen, und ein atheistisch-materialistischer Edelmensch würde als Held gleichfalls nur einem ‚Du sollst‘ seiner persönlichen Heldenmoral folgen.

Ganz richtig bemerkt Emerson: „Es liegt Adel und Unadel in jedem Tun“. Das günstige Bild, das Riehl in seiner „Naturgeschichte des Volkes“ vom einstigen Handelswesen der deutschen und italienischen Renaissance entwirft — „dann merkt man erst, wie tief sich in der Zopfzeit der soziale Philister in unseren Kaufmannsstand eingewühlt hat“ —, könnte als Beweis dienen, dass es überhaupt nicht auf die Formen der Gesellschaftsgliederung ankommt, sondern den Geist, der sie erfüllt. Handel und Industrie, im weitesten Sinne Kapitalismus, haben die soziale Frage erst dann zu ihrer bittern Schärfe zugespitzt, als gemeine und

niedrige Subjekte Träger der Geldmacht wurden, die in ihrer geistigen und sittlichen Verkommenheit keine Pflichten, sondern nur Rechte auf Ausbeutung der Besitzlosen kennen. Diese Degenerierung der besitzenden Klassen hat sich im eigentlich kapitalistischen Jahrhundert, unserm 19., das auch zuerst den eigentlichen Militarismus erfand, von Geschlecht zu Geschlecht gesteigert und heut ihren Tiefstand erreicht. Dass dies aber mit Absterben des religiösen Gefühls und idealer Geschmacksbildung Hand in Hand ging in gegenseitiger Wechselwirkung, beruht auf natürlicher Kausalität.

Jede edlere Geistkultur, jedes wahrhaft geistige Interesse schwindet, der wissenschaftliche Spezialismus mit rein empirischem Betrieb wird gleichfalls ein einträgliches Handwerk. Ja, Proletarisierung und Plebejisierung drang schon so hoch empor, der vierte Stand gibt unwillkürlich den Ton an, seine soziale Revolution verdrängt bereits geistig den alten vornehmen Styl der wahren Kultur, die freilich niemals gleichheitspöbelnd, sondern herrenmenschlich im wahren Sinne war. Wie der holländische Naturforscher Huyghens sagt: „Jede Einzelwelle eines Schwingungssystems sei stets selbst wieder Mittelpunkt eines neu entstehenden Systems von Wellen", und du Prels hochbedeutende Denkarbeit „Kampf ums Dasein am Himmel" dies bestätigt, so treibt heut jede Bewegung neue Kreise von Schmutzwellen empor. Wir alle tauchen darin unter, niemand bleibt unbespritzt.

Wenn einmal eine urwüchsige denkerische Begabung in unsre Zeit hineingestellt wird, wie O. Weininger mit seinem tiefgründigen Werk „Geschlecht und Charakter", so zieht er die Konsequenz seiner Stellung in einer solchen Ära: er schiesst sich tot! Schade, dass der Vierundzwanzigjährige nicht begriff, warum Karmalehre notwendig den Selbstmord verdammen muss, da laut ihr alle willkürlich sich selbst entzogenen Lebensjahre in nächster Inkarnation einfach wieder zugefügt werden. Es ist dem Individuum nicht gegeben, das Netz der Kausalität willkürlich zu sprengen. Wenn Weininger angeblich den Tod aus „antiken" Gründen (wie die Antike sie nie kannte) wählte, nämlich auf seinen festen Glauben an persönliche Unsterblichkeit einmal die Probe machen wollte, so beleidigt seine Ungeduld, nicht

warten zu können, die ewige Logik der Dinge.[1]) Wer sich solches Selbstrecht zuspricht, dürfte „jenseits“ inne werden, dass er nicht zufällig grade in solches Zeitmilieu gestellt wurde und dass er nun nochmals den nämlichen Kreislauf vollenden muss. Das Genie ist geduldig, weil seiner selbst gewiss, es bedarf nicht so stürmisch eines immateriellen

---

[1]) Er entfloh angeblich dem Leben, weil er selber das von ihm so tief gehasste Antimoralische in sich keinem fühlte. Für jeden auf nüchterne Exaktheit Eingeschworenen verrät dies natürlich krankhaften Hirnzustand, der Theosoph aber wird in dieser Ahnung nur eine Erkenntnis begrüssen, welche freilich W's eigene falsche Theorie angeblicher Willensfreiheit gründlich widerlegt. Wenn so mächtiger Intellekt sich dem inneren Dämon gegenüber ohnmächtig fühlte, hat Determinismus hier wieder mal sein Spiel gewonnen. Wenn etliche Theosophen noch mit Willensfreiheit operieren, so zeigt dies schwere denkerische Verworrenheit oder naives Missverstehen der transcendentalen Freiheit, die mit der empirischen Unfreiheit im irdischen Körperleben gar nichts gemein hat. Doch wir wollen uns hier nicht in okkulte Gebiete verlieren, sondern nur feststellen: Der Selbstmörder vernichtet willkürlich den Schein, ohne das ihn quälende individuelle Sein antasten zu können, das unverändert fortbesteht. Er lehnt sich gegen sein Karma auf, weil es ihm unbequeme Phase der Wiedergeburt bereitet, obschon dies nur strenggerechte Folge seiner Präexistenzen. Damit erreicht er gar nichts, als erneutes Durchlaufen der gleichen Phase in späterer Wiedergeburt. Immerhin darf solcher Selbstmord aus ethischer Verzweiflung nicht mit jener gemein materiellen Verzweiflung verwechselt werden, feigschwächlicher Wut über persönliche missliche Umstände und egoistisch empfundene Leiden. Buddhismus gestattet nur Selbstvernichtung als Opfertod aus ideellen Motiven, z. B. zur Rettung anderer. Aber die „Herren des Karma“ dürften auch den eigentümlichen Entschluss verzeihen, lieber den Tod als Versinken im Lebenswahn zu wählen. Auch verführt philosophische Gewissheit der Unsterblichkeit bei unheilbarem Lebensekel leicht dazu, lieber sofort das unbekannte Land jenseits der Bewusstseinsschwelle aufzusuchen, als sich länger in unserer Niedrigkeit herumzuschlagen. Nun wohl, der junge W. wollte nicht mehr, und gehört nun der Ewigkeit an, in deren Vorstellung er webte. Uns bleibt nur die Pflicht, seine geistigen Werte zu prüfen, uns insbesondere, da er uns sein Werk vor dem Tode sandte und auch sein vom Freund Rappaport gedruckter Nachlass uns wie ein Geisterruf erreichte. Wenn die Theosophie siegreich ihr Banner über die Erde schwingt, wird man gerührt auch dieses jugendlichen Martyrs gedenken, der ähnlich wie sein von ihm verkannter Stammgenosse Heine ein besserer Deutscher war, als biersaufende Bärenhäuter der Urgermanen. Friede und Ehre seinem Andenken!

Jenseits und einer Unsterblichkeitsprobe, weil es sein Jenseits immer bei sich hat und sein Unsterbliches in jeder Stunde fühlt. Deshalb versichert auch alte Geheimsage, dass ein tibetanischer Buddha, der nach dem Freiheitsstande seine Ichsklaverei in der Menschenmaterie nicht ertragen konnte und die Fleischeshülle ablegte, d. d. willkürlichen Selbstmord beging, hierdurch einen jahrhundertlangen Fluch auf die Menschheit herabbeschwor. Denn jeder Inkarnierte hat seine Mission, und vollzieht er sie nicht, stört er die vorbestimmte Kausalität. Freilich ist auch der Selbstmord selber in gewissem Sinne kausal vorbestimmt und wahrscheinlich fügt das unerträglich scheinende Leid, das zum Selbstmord führte. für die nächste Inkarnation eine Kraftvermehrung hinzu (wie sie durch jedes Leid innerlich zuwächst), um so den Mut zum Widerstand gegen das Leben zu erhöhen. Aber Furcht und Fahnenflucht vor dem irdischen Leben, obschon manchmal aus nicht unedeler Hyperidealität stammend, bleibt vor allem als Torheit verdammenswert und ist nur dem Materialisten der Selbstmord sozusagen erlaubt. Wer aber weiss, dass Leben niemals endet, der sollte nicht so naiv aus einem Leben ins andere hinüberstürzen, da ihn auf der höheren Daseinsebene, die er sucht, der Daseinsbegriff mit gleicher Strenge empfängt.

Wenn Weininger am Schluss seines glänzenden Kapitels „Logik, Ethik und das Ich“, worin er Ethik aus Logik ableitet mit einem uns unmittelbar verwandten Ideengang, im Anschluss an Kant behauptet: „Der Mensch ist allein im All in ewiger Einsamkeit. Nicht die Sinnlosigkeit einer Welt von ‚ohngefähr‘ ist ihm Pflicht, sondern seine Pflicht ist ihm der Sinn des Alls“, so täuscht er sich über diesen Sinn und das Problem der Einsamkeit, hat auch Kant, wie grade der vom ihm zitierte allbekannte Abschnitt lehrt, entschieden missverstanden. Unendlichkeit ist nicht Einsamkeit, und aus der Ich-Einsamkeit in die All-Gemeinsamkeit aufzugehen, ist grade der gesuchte Sinn der Allordnung. Überhaupt schwankt der jugendliche Denker, obschon er in der Vorrede sich eine nichtpositivistische Weltanschauung mit Recht zuspricht und sich mit originaler Kraft über den positiven Unsinn des banausischen Positivismus erhebt, noch

hin und her. Einsicht ins Esoterisch-Buddhistische hätte ihn der Lösung nähergebracht. Immerhin wird man tief beklagen, dass ein Jüngling von so erstaunlicher Frühreife, dessen erster Denkversuch eine Weiterführung des Kant und Giordano erwarten liess, sich uns so früh entziehen musste. Denn dies Müssen erachten wir als symbolisch, gleichsam als höhnische Absage des Zeit-Karma an diese nichtige Epoche: alles was gross und eigenartig, trachte von ihr wegzukommen, sie sei nicht würdig, etwas Echtes zu behalten.

Ja wohl, das ist die Epoche, wo ein Nietzsche als „Denker" galt, die seichte Salonpolemik eines Harden eine Bedeutung erlangte, so weit die deutsche Zunge klingt, wo ein echter Denker wie Dühring nur einer kleinen Gemeinde predigte und der Spreeathener nie den Namen Dühring vernahm, wo ein Hauptmann als Genie galt und unendlich Grössere nur als unfähige Schreier dem Pöbel bekannt waren. Otto Weininger — ein Name, der bleiben soll — musste sich also erschiessen, um einem Leben voll Ekel und Leid aus dem Wege zu gehen. Andre haben allerdings die Kraft, es zu ertragen.

Über den grundlegenden sexualen Inhalt von „Geschlecht und Charakter", dessen masslose Übertreibung zwar des Autors Jugendlichkeit und gewisse persönliche Umstände verrät, in mancher Hauptsache aber unanfechtbar bleibt, möchten wir uns äussern, dass zwei grösste Rätselfragen seinem Denken entgingen. Nämlich erstens: dass im Tierreich keinerlei geistige und sittliche Differenzierung von Männchen und Weibchen waltet, oder eher zu Gunsten des letzteren, wie denn der soziale Altruismus des Ameisen- und Bienenstaates dort auf dem Ewigweiblichen beruht. Zweitens: wenn hingegen beim Menschen auf einmal Mann und Weib sich aufs schärfste unterscheiden, des Menschen Urerscheinung aber eine hermaphroditische war, wovon bei beiden Geschlechtern noch Rudimente vorhanden, und wenn der Embryo anfangs noch gar keine Geschlechtsdifferenzierung vermuten lässt, woher dann dies plötzliche Hervorgehen zwei angeblich völlig verschiedener, ja heterogener Wesen aus dem gleichen weiblichen Gebärteil? Und diese Differenz, steigert sie sich

vielleicht ununterbrochen nur durchs Dasein selber, je tiefer das Weib durch seinen Sexualberuf in die Natur einsinkt und je höher der Mann als Geisteskämpfer davon abrückt? (Wie denn der Genieheld das Männlichste und dem Weibe Fremdeste darstellt und Goethes „Ewigweibliches“ in der von ihm gemeinten Auslegung nur im genialen Manne selber schlummert.) Da auf solche Stachelfragen eine „natürliche“ Antwort notwendig ausbleiben muss, so können wir nicht umhin zu betonen, dass für diesen unerklärlichen unvermittelten Sprung aus den sonstigen animalischen Naturprodukten hinaus in eine immer höher potenzierte Differenzierung der Geschlechter, sowie für die geheimnisvolle Geschlechts**wahl** im Mutterleibe auch hier wieder nur eine transcendental-esoterische Erklärung möglich erscheint.

Sobald ein Mann grimmig gegen die Frauen tobt, weiss der Psychologe, dass er einen Erotiker und halben Masochisten vor sich hat. Nur wen das Sexuale selber ganz beherrschst, über den hat das Weib Gewalt, nur er wird aus mitleidiger Verachtung der „Weiber“ gleich wüsten Hass gegen das Weib-an-sich schöpfen. Derlei erinnert immer an das Gefasel unbefriedigter Blaustrümpfe: O diese Männer! und an den Briten, der angesichts eines rothaarigen Kellners dekretierte: alle Deutschen sind rothaarig. Wer alle Kinder mit dem Bade ausschüttet, behält zuletzt nichts mehr übrig als abstrakte Öde. Grade dass W. epochemachend — obschon nicht neu, weil von Plato seltsam angedeutet — zahllose Zwischenstufen zwischen Ganz-Mann und Ganz-Weib nachweist, hebt also zahllose Frauen aus seinem Verdammungsurteil heraus. Gewiss, das Durchschnittsweib ist oft ein klägliches Geschöpf, mitunter eine nichtsnutzige Schmeissfliege. Doch steht der Durchschnittsmann wirklich so viel höher, um W's wahnsinniges Diktum zu rechtfertigen: der schlechteste Mann sei mehr wert als das beste Weib? Die plumpe Galanterie „Das Ewigweibliche zieht uns hinan“ persiflierten wir selbst einmal in einem von Leo Bergs Sexualpathologie zitierten Verse, aber sie ward wohl nur von einfältigen Gänsen je ernstgenommen.

Doch der Legende von ätherischer Sittlichkeit der Frau steht gar manche abfällige Legende über ihre angebliche

Geistlosigkeit gegenüber. Hierzu rechnen wir das gang und gäbe Axiom, die Frau sei unfähig zur Objektivität. Nun hat zwar St. Mill, was W. zu zitieren vergisst, sich als Frauenrechtler gelegentlich zu der Hyperbel verstiegen, die Frau denke sogar objektiver als der Mann. Doch auch hierin steckt ein Körnchen Wahrheit. Die Frauen besitzen nach unsrer eigenen Beobachtung tatsächlich eigentümliche Objektivität, nur anders wie der Mann. Beim Überwiegen der sensitiven über die intellektuelle Sphäre versteht die Frau mit dem Gemüte statt mit dem Verstande. Oft urteilt sie weit verständnisvoller über Absonderliches als der Durchschnittsphilister, oft gilt nur für sie das populäre Wort: das Herz auf dem rechten Fleck. Objektives Interesse für fernliegende Dinge trifft man eher bei Frauen als bei Männern. Würde je ein Mann ein Buch über weibliche Handarbeiten lesen? Nein, wohl aber lesen Frauen Bücher über militärische Vorgänge, die doch von ihrem Verständniskreis ganz ausgeschlossen sein sollten. Endlich: erörterte mal eine Frau geistvoll, die Männer seien Kanaillen und Dummköpfe, ward sie verhöhnt, verleumdet, verfolgt. Dein Buch aber, o lieber Spirit Weininger, lesen kluge Frauen mit Beifall, beklagen die ungerechte Verbitterung, schütteln den Kopf über verrückte Ausfälle, doch verkennen nicht vielfache Wahrheiten und edles Streben. Die berühmte Subjektivität der Frau kehrt sich also nur dann heraus, wenn ihre persönlichste Selbstsucht erregt wird. Denn wer wüsste nicht, wie in solchem Falle wir Männer zu denken pflegen — kolossal objektiv, nicht wahr?

Zudem regt Weiningers nicht neue Formulierung „Mann lebt bewusst, Weib unbewusst" alle diejenigen, die gerade im Unbewussten (was Weininger darunter versteht, klingt unreif) den Urquell aller Seelenkraft erkennen, zum Nachdenken an, wie dies Überwiegen des Unbewussten mit der blossen Natursexualität des Weibes zu vereinen sei. Dass die Frau zu allen okkulten *sinnfälligen* Phänomenen des Unbewussten (Hypnose, Trance, Ferngesicht, Prophetie) viel fähiger als der Mann, steht fest. Doch vielleicht täuschen wir uns über die Bedeutung dieser *Sichtbarwerdung* des Unbewussten, die nur ein untergeordnetes Phänomen

bedeuten, mag, im Verhältnis zu jenem Nicht-sinnfällig-greifbaren, das als Genie oder denkerische Erkenntnis aus dem Unbewussten ins männliche Bewusstsein emporsteigt.

Über das Genie, dessen Möglichkeit er jedem Weibe abspricht, äussert Weininger: „Vielen mittelmässigen Köpfen, insbesondere aber den Frauen, gilt geistreich und genial dasselbe. Die Frauen haben gar keinen Sinn für Genie, ihnen gilt jede Extravaganz . . zur Befriedigung ihres sexuellen Ehrgeizes gleich; sie verwechseln den Dramatiker mit dem Schauspieler und machen keinen Unterschied zwischen Virtuos und Künstler. So gilt ihnen . . Nietzsche als der Typ des Genies. Und doch hat, was mit seinen Einfällen bloss jongliert, alles Franzosentum des Geistes, mit wahrer geistiger Höhe nicht die entfernteste Verwandtschaft." Man glaubt Charakteristik eines Harden zu lesen und an diesen dachte W. wohl auch, wenn er „an eines lebenden Autors boshafte anflegelnde Schreibweise" denkt: „er glaubt zu brüllen und bellt doch nur". Nietzsche sei „grade dort am eitelsten, wo er am rücksichtslosesten scheint." Er betont ferner, was wir freilich schon lange zuvor taten, dass Genie durchaus kein höchstgesteigertes Talent, sondern etwas ganz Verschiedenes sei, infolgedessen hochgeniale Menschen noch kein „spezielles Talent in besonders hohem Grade" zu entwickeln brauchten. „Es gibt keine „mathematischen", „musikalischen Genies", sondern nur Universalgenies. „Der geniale Mensch lässt sich definieren als derjenige, der alles weiss, ohne es gelernt zu haben." „Das Talent, durch dessen Medium die eigentliche Geistesanlage sich offenbart, ist viel mehr Nebensache und wird in seiner Wichtigkeit weit überschätzt." „In der Heldenverehrung des Mannes kommt zum Ausdruck, dass Genialität eine ideale potenzierte Männlichkeit vorstellt." Goldene Worte, die wir dem Andenken des dahingerafften genialen Jünglings nicht vergessen wollen!

Dagegen wird man festgefügtes System füglich weniger bei ihm finden, als den allgemeinen Ausdruck heroischer Weltanschauung Beim ergänzenden Nachlass wird man die Empfindung nicht los, dass jenes polnische Franzosentum des Geistes, das Nietzsche für deutsch ausgab, auch W. ansteckte. Seine Parerga und Paralipomena enthalten

oft recht gequälte und erkünstelte Einfälle, einen aphoristisch irrlichtelnden Orgiasmus schrullenhaft manirierter Begriffssprünge. Der geistvolle Aufsatz über Ibsens „Peer Gynt", reich an eigenmächtigen Gedankenbildern, ähnelt den bekannten Kommentaren über Faust II. Teil, wo jeder die Sphinx reden lässt, wie ihm der Schnabel gewachsen, und hineingeheimnist, was ihm beliebt. Auch das Hauptwerk leidet an systemloser Mischung strengfachlicher Philosophie mit sozusagen feuilletonistischer Vortragsweise. Bezeichnend, dass die besten und tiefsten Kapitel des bedeutenden Buches, welche jeder nicht fachphilosophisch gebildete Leser vermutlich überschlägt, mit dem Titelthema garnichts zu schaffen haben.

Sehr richtig bringt er auch „Begabung und Gedächtnis" in enge Verbindung. (Wobei wir z. B. an Byrons phänomenales Gedächtnis erinnern, von dem all seine Bekannten erzählen.) Nur entging ihm wieder in seinem Missverstehen des Unbewussten, dass grade aus diesem tiefste Erinnerung hervorsprudelt, dass es gleichsam selber ein göttliches Gedächtnis vorstellt. Recht fein fasst er den Genius als den sozusagen zeitlosen Menschen auf, infolgedessen er auch zu „seiner Zeit gar keine Beziehungen hat. Nicht die Zeit, die ihn braucht, schafft den Genius, er ist nicht ihr Produkt.. Das Kommen des Genius bleibt ein Mysterium." Wie seine Ursachen, sind auch seine Folgen an keine bestimmte Zeit geknüpft. „Weil die Sprache von einzelnen grossen Männern geschaffen ist, darum liegt in ihr so viel Weisheit verborgen. Von Baco bis Fritz Mauthner sind alle Flachköpfe Sprachkritiker gewesen. Im Übrigen säume ich nicht, Baco für diese Zusammenstellung um Verzeihung zu bitten." Sehr triftig, wie wir es oftmals taten und auch in diesem Werke, weist Weininger jeden andern Anspruch auf Genie, als den der Künstler, Philosophen, Religionsstifter, schroff zurück. (Kant und Schelling liessen sogar nur den schaffenden Künstler, besonders den Dichter gelten.) Wenn W. übrigens Türck und Lombroso als solche erwähnt, die jede übern Durchschnitt wegragende Leistung für „genial" halten (Türck hat dies nicht getan, sondern nur die höchsten Tatmenschen als Genies behandelt), so hätte er auch Nordaus gedenken

sollen, der in seinem Buche „Paradoxen“ es fertig bringt, alle „emotionellen Genies“ (Dichter) unecht und nur die Tat- oder Wissenschaftshelden echt zu nennen. W. meint, dass nur einzelne Züge der Feldherrn und Staatsmänner an Genie erinnern, und darin pflichten wir ihm vollkommen bei. Ebenso in dem oft festgelegten Nachweis, warum Newton, Darwin, Kopernikus, Galilei keine Spur von Genie besitzen, da alle Wissenschaft nur etwas Fachliches sein kann ohne jede Universalität und auch ohne jede Dauerhaftigkeit. Denn alle Forschungen übernehmen nur einen Fonds früherer Erfahrungen, bereichern ihn gemäss dem Stande der Zeitkenntnisse, müssen aber später teils neu ergänzt teils völlig umgestossen werden. Worin W. einzig irrt in seiner Psychologie des Tatmenschen: „er lebt ganz in der Gegenwart . . der bedeutende Mensch hat eine Geschichte, den Imperator hat die Geschichte“, das ist die Nutzanwendung auf Napoleon, den er als den Grössten dieser Typen herausgreift, oder ähnliche (Alexander, Cromwell, Friedrich), die man beileibe nicht mit Bismarck, Disraeli, Pitt, Richelieu vergleichen darf. Ganz recht, „der grosse Imperator wird zu einem Phänomen der Natur, der grosse Künstler und Denker steht ausserhalb ihrer“, aber der wahre Imperator, in Napoleon veranschaulicht, ist gleichzeitig Naturphänomen und ausserhalb stehender Weltdenker und Weltformer (Künstler). Wer so klar und unerschrocken die verschrobene Oberflächlichkeit unserer Tage geisselt: „Die Gattungs- und Begattungsherrlichkeit konnte sich nicht deutlicher offenbaren als dadurch, dass man die Descendenzlehre mit dem Worte Weltanschauung in Verbindung brachte und dem Pessimismus entgegensetzte“ (S. 217 Anmerkung), wer so scharf definiert: „Genial ist ein Mensch zu nennen, wenn er in bewusstem Zusammenhange mit dem Weltganzen lebt“ (S. 222) oder „der höchste Individualismus ist der höchste Universalismus“ (S. 233), der sollte auch den Kern dieser Dinge in Napoleons mysteriöser Erscheinung entdecken. (Hätte übrigens Weininger unsere Büchlein ‚Letzte Wahrheiten‘ oder ‚Byron der Übermensch‘ gekannt, so würde er wissen, wie seine uns so sehr homogene Entdeckung, dass Mitleid und höhere Sittlichkeit grade im wirk-

lich Genialen am stärksten sich offenbaren, längst zuvor von uns verkündet wurde.) Napoleon sei nicht anders zu verstehen als aus der ungeheueren Intensität, mit der er sich selbst floh? „Übertäubung seines besseren Selbst war das Motiv seines Ehrgeizes“? Wäre dem so, was wir durchaus bestreiten, so wäre dies die gewaltigste aller Seelentragödien und derjenige, der sie sich selbst vorspielte, der grösste dramatische Künstler. Umgekehrt schliesst die Feststellung, dass „Schopenhauers Gesicht wenig Güte und viel Grausamkeit zeigte“ und er extrem zu sinnlicher Sexualität geneigt war, diesen von W. so überschätzten Denker vom Begriff des Genies aus, wie es W. doch als hohe Sittlichkeit auffasst.

Er selbst aber beweisst seine Genialität — denn wie könnte er sonst als halber Knabe so tief eine allem landläufigen Materialismus hohnsprechende Wahrheit beteuern, die nur ein denkender Mann aus tiefer Erfahrung gewinnt! —, indem er die eigentliche „Liebe“, die er ziemlich schief Erotik tauft, als durchaus verschieden vom Sexualzweck erklärt. Alles, was er S. 317 hierüber zusammenfasst, unterschreiben wir wörtlich, selbst wo er sich zu dem Scherz versteigt: „Es gibt also platonische Liebe . . es gibt sogar nur platonische Liebe . . Für den Coitus ist ja die babylonische Hure da“. Die Feinheit seiner Betrachtung steigerte sich S. 341 zu einer transcendentalen Hypothese von so eigenartiger Tiefe, dass wir nur immer wieder bedauern, dass er sich nicht zum Dolmetsch der Mystik und Schüler der Geheimlehre erzog. „Was für seichte Psychologen (um vom Tiefblick sozialistischer Theoretiker zu schweigen) die Materialisten, Empiristen und Positivisten sind, kann man abermals hieraus entnehmen, dass grade aus ihren Kreisen die Männer gekommen sind, welche für die ursprünglich angeborene psychologische Gleichheit zwischen Mann und Weib eintreten“. Wieviel menschenkundiger und tiefer klingt die Wahrheit (S. 401): „Der Fluch, den wir auf dem Weibe lastend ahnten, ist der böse Wille des Mannes“. „Dass das Weib da ist, heisst also nichts, als dass vom Manne die Geschlechtlichkeit bejaht wurde“. Dies entspricht durchaus den Andeutungen der Geheimlehre über unsere Erbsünde

der Inkarnierung, aus der auch Dualismus der Geschlechter allein entstanden sein muss.

Zu ungewöhnlicher Höhe über sich selbst erhebt sich vollends der junge Denker, indem er, obschon Jude, das Judentum als antimoralisch oder richtiger amoralische Urmacht behandelt. Schon oft hatten auch wir Judentum und Femininum für literarische Decadenze verantwortlich gemacht; Weininger bringt nun beides in direkte Verbindung, indem er Weib und Judentum gleichsam als Verkuppler der Menschheit an das Philiströse, Niedrige, Antiideale, kurz den Materialismus darlegt. Wir pflichten ihm bei, dass Judentum weniger Rassenfrage als Geistesrichtung sei, dass daher viele verjudete Arier jüdischer seien, als manche Juden, die arisches Wesen in sich zu entwickeln suchen. Wahrlich, davon legt dieser durchaus arisch fühlende und denkende Weininger vielleicht noch klarer Zeugnis ab, als Heine und Lassalle. Allein, es lässt sich das Rassige nicht ganz wegwischen und vielleicht darf man die gehässige Masslosigkeit Weiningers in Verurteilung der Frauen auch etwas jüdisch nennen. Konnte ihm doch natürlich nur das jüdische Weib näher bekannt sein, das er als extremste Incarnation des gehassten Weiblichen auffasst, wovon aber die germanische Frau oft wesentlich verschieden. Ebenso spielt sein Stammesinteresse ihm doch einen Streich, wenn er meint, die wahren reinen Arier seien nie Antisemiten, sondern nur solche, die selber Jüdisches in sich spüren, wie die antisemitischen Juden selber. Wohl stimmt — wir als niederrheinisch-holländischer Rhein- und Reingermane geben es erfahrungsgemäss zu —, dass eine gewisse gutmütige Gerechtigkeitsliebe des Ariers ursprünglich den Juden als „verfolgt“ mit Wohlwollen betrachtet und überhaupt stets Unbefangenheit bewahrt. So meinen wir im Gegensatz zu Weininger, dass bei Juden wie Frauen deren Unterdrückung doch wenigstens etwas ihre ohnehin angeborene Amoralität verschlechtert hat. Wir pflichten bei, dass viele Pöbel- und Geschäftsantisemiten im Juden nur gleichsam ihr vergrössertes Ebenbild hassen, das ihre eigene jüdische Geistesrichtung zurückspiegelt. Aber es wäre doch komisch, wenn ein allem Jüdischen wirklich fremder Arier nicht den

inneren Widerspruch zum Judentum, sobald er dessen verderbliche Bedeutung erkannte, zornig empfinden sollte. Das Beispiel des Philosemiten Zola ist sogar denkbarst schlecht gewählt. Zola bekundete vorher in „L'Argent" durchaus keine Judenliebe, eher das Gegenteil. Nur konfuse Eitelkeit seines denkerisch unreifen Kopfes, verbunden mit sehr jüdischer Reklameberechnung und Spekulation auf Gunst der ihm alleinwichtigen Mächte: Presse und Kapital, beide in Judenhänden, machte ihn zum Dreyfusard.

Sehr fein äussert W. hingegen: „Es ist die welthistorische Bedeutung des Judentums, den Arier zum Bewusstsein seines Selbst zu bringen, ihn an sich zu mahnen", dass er sich hüte „vor dem Judentum als Möglichkeit in ihm selber." Er sagt frank und frei: „Die Sozialdemokratie hat sich darum vom christlichen Sozialismus so weit entfernt, weil die Juden in ihr eine so grosse Rolle spielen." „Was dem Weibe wie dem Juden durchaus abgeht, das ist Grösse." Weib und Jude aber sind heut die Herren des äusseren Geisteslebens. „Judentum ist jene Richtung in der Wissenschaft, welcher diese vor allem Mittel zum Zweck ist, alles Transcendentale auszuschliessen." Wie die Juden „am eifrigsten den Darwinismus und die lächerliche Theorie von der Affenabstimmung des Menschen aufgriffen, so wurden sie . . Begründer jener ökonomischen Auffassung der menschlichen Geschichte." Weininger scheut sich nicht, auch dem blöden Spinozakult zu widerstreiten: „Es gibt keinen gedankenärmeren und phantasieloseren Philosophen." Leider zeigt der junge Jude mit seiner semitischen Neigung zum Begrifflichen und deshalb auch zur gestaltlosen Musik eine bedenkliche Lücke, indem er Shakespeare und Shelley (!) die zwei grössten Engländer, die aber noch lange nicht an Dante und Äschylos heranreichten (!), und die Engländer Geistesverwandte der Juden nennt! Auch seinen eigenen Stammesgenossen Heine tut er sehr knabenhaft als „jeder Grösse entbehrend" ab. Und doch steht er wenigstens zur Moderne in richtigem Verhältnis. „Jüdisch ist der Geist der Modernität, von wo man ihn betrachte. Die Sexualität wird

bejaht, die heutige Gattungsethik sinkt zum Coïtus den Hymenaios. Der unglückliche Nietzsche ist wahrhaftig nicht-verantwortlich für die Vereinigung von natürlicher Zuchtwahl und natürlicher Unzuchtwahl, deren schmählicher Apostel sich W. Bölsche nennt. . . Weiber und Juden kuppeln, ihr Ziel ist es: den Menschen schuldig werden zu lassen."

„Unsere Zeit, die nicht nur die jüdischeste, sondern auch die weibischeste aller Zeiten ist; die Zeit, für welche die Kunst nur ein Schweisstuch ihrer Stimmungen abgibt . . die das Genie für eine Form des Irrsinns erklärt . . der geringsten Originalität und der grössten Originalitätshascherei, diese Zeit hat auch den Ruhm die erste zu sein, welche den Coïtus bejaht und angebetet hat. Aber dem neuen Judentum entgegen drängt ein neues Christentum zum Licht". Dieser optimistischen Prophezeiung beizustimmen fehlt uns der Glaube, wenigstens was die Umkehr der Masse betrifft.[1]) Wer so derb in der Frauenbewegung ein Hinüber-

[1]) Ein anregendes Schriftchen, ‚Erlöste Kunst', von E. Lauterer hofft: „Durchgreifendes Solidaritätsgefühl wird der Nation wieder zum Bewusstsein kommen", sobald ein wirklich nationales und ideales Bühnenfestspielhaus staatlich gegründet, fern Geldmachenschaften und Eitelkeitsbestrebungen. Wir teilen solche Hoffnung nicht. Gezierte Faiseure, verschmitzte Rabbi Sichels und pomphafte Napoleonsmimik braucht dies entsittlichte Theaterleben als deutscher Seele würdigste Interpreten. Durch Staatshülfe den sogenannten Bühnentempel von Wucherern und Wechslern der jüdischen Geschäftstheaterei reinigen? Man würde dann ja doch nur höfische Laufburschen artilleristisch böllern lassen oder italienischen Bajazzo-Löwenpferden deutsche Nationalstoffe ausliefern. Nichts mehr von solchen Träumen! Das bringt ebensowenig Gesundung wie die Philippika des Züricher Pfarrers Kutter („Sie müssen! Offenes Wort an die christliche Gesellschaft") gegen die „christlichen" Kirchenbauer.

Vom allgemeinen jämmerlichen Bildungsstand in Deutschland liefert nichts klareren Beweis, als neben dem Massenerfolg trivialster Theaterfabrikate wie „Alt-Heidelberg", der Massenabsatz jedes sensationellen Modeproduktes wie „Jörn Uhl", „Jena oder Sedan" und gar der Bilse-Baudissinschen Romanpamphlete, während die bedeutendsten Werke wie Blei ablagern können, falls sie nicht in dies schmutzige Fahrwasser des Geschäftsmarktes geraten. Der Heisshunger, mit dem man jeden antimilitärischen Roman verschlingt, hat sein Gutes als Symptom der steigenden Entfremdung vom Uniformschwindel. Aber es bezeichnet wiederum

wollen zur Prostitution und in heutigen Männern „unter dem Einfluss des Judentums“ Sklaven der Sexualität erkennt, wer den „Kult Goethes, soweit Goethe Ovid ist“, als Deckmantel einer Coïtuskultur erfasst, sollte sich vor zu hohen Hoffnungen hüten. Möglich aber, dass grade von den Mannweibern, den wenigen, denen es ernst ist mit dem Kampf um geistige Freiheit, eine Besserung der Rasse ausgeht. Der edle und sittliche Standpunkt des jungen Denkers enthüllt sich gerade darin, das er trotz seiner grundsätzlichen Ablehnung des Ewigweiblichen gleiche Rechte für Mann und Frau verlangt, da das Problem der Sklaverei unsittlich sei.

---

die seichte Hohlheit auch dieser Bewegung, dass ernste und wahre Befehdung des Militarismus auf taube Ohren stösst und wenig Leser findet, sondern nur Spekulation auf Skandal und besonders erotischen Skandal, der ja garnichts mit der grosseu Frage zu tun hat, so lecker einladet. Die einzige Dichtung, die gerecht und scharf das Militärproblem anpackt, Bleibtreus Komödie „Die Edelsten der Nation“ findet kein Theater, freilich weil antisemitische Anklänge damit verbunden, dagegen gelten der innerlich ganz unmögliche Scherz „Rosenmontag“ und der allerdings wahre, aber völlig belanglose Episodenradau „Zapfenstreich“ als famose Aufhellung des Militarismus, während hier im Gegenteil geheimes Wohlgefallen an allen Äusserlichkeiten des Uniformglitzerns tändelt. Hiermit soll der hübschen Technik des Herrn Beyerlein nicht zu nahe getreten werden. Aber so löblich besonders sein Roman als literarische Arbeit, obschon auch hier das schlaue Munkeln mit der Syphilis am Erfolg kräftig mitwirkte, so muss man doch den nur auf Sensation berechneten Titel „Jena oder Sedan“ als blossen Geschäftskniff verdammen. Was beweist denn die Darlegung, dass in einem Artillerieregiment nicht alles zum besten stehe, oder selbst die Behauptung, deren sachlichen Beweis uns der Autor natürlich schuldig bleibt, dass in der deutschen Armee veralteter Drill herrsche? Das würde noch lange nicht nach „Jena“ führen, so lange nur in oberen Kommandosphären ein richtiger Schwung und theoretisch gebildeter Eifer herrschen würden. Ausserdem trifft solcher Vorwurf keineswegs nur die deutsche, sondern jede beliebige Armee. Beyerlein, nur ein gewöhnlicher begabter Literat, hütet sich aber wohl, dem allgemeinen Militarismus, dem System der stehenden Heere, zu Leibe zu gehen. Solcher Radikalismus wäre eben geschäftlich unklug und würde viele brave Leser abstossen, die zwar mit Wollust derlei episodische Kleinigkeiten und Offiziersskandälchen verschlucken, aber vor jeder gewaltigen grossgearteten Anpackung der Frage feig zurückscheuen. So bleibt denn auch der begreifliche Erfolg Beyerleins (neben dem unbegreiflichen des Heimatkünstlers Frenssen) leider nur ein Sympton allgemeiner Bildungsleere.

Das trifft den Kern der Gründe, warum jeder bessere Mann, mag er sonst über des Weibes geistige und sittliche Minderwertigkeit noch so scharf denken, die sogenannten Frauenrechte vertreten wird. Denn jede Unterdrückung ist unsittlich und schädigt daher die Ethik des Mannes mit. Eine Hebung der Männerwelt und Steigerung des Menschentumes kann nur durch Erlösung des Weibes vom Bann ausschliesslicher Sexualität ermöglicht werden. Auch sei den Frauen der weiteste Spielraum gelassen, um ihre Probe aufs Exempel zu machen, ob ihr angeblicher Drang nach geistiger Bildung und höherer Idealität dazu ausreiche. Dass das Durchschnittsweib, dem Durchschnittmann an gewöhnlicher Lebensklugheit überlegen, oft eine leichtere Fassungsgabe und scheinbar regere Intellektualität besitzt, wird man um so weniger bestreiten, als bekanntlich das Talent sich von den Müttern auf die Söhne überträgt. (Ein seltsamer Fingerzeig der Natur, von dem W. natürlich schweigt.) Gerade die Moderne mit ihrer ideenlosen Gesellschaftsliteratur kam dem Frauentalent entgegen und wir sehen nicht ein, warum eine Klara Viebig oder Gabriele Reuter nicht ebensogut Theaterstücke von Haupt- und Sudermann verfertigen könnten. Und wenn in England die schönen schwungvollen Verse der Felicia Hemans jeder Eigenart entbehrten, so beschämte unsrer Droste-Hülshof mannhafte Muse viele weibische Lyriker männlichen Geschlechts durch knorrig westfälische Eichenhaftigkeit.

Weininger misst das Weib eben nur an den höchsten Möglichkeiten des Mannes, den Genies und Helden. Wenn aber jemand gegen die angebliche Undenkbarkeit eines weiblichen Genies irrigerweise die Theosophin Annie Besant ins Feld führte, die zur Blavatzky nur im Verhältnis der Talentnachfolge steht, so erfuhren wir ja durch die Blavatzky selber, dass unserm geniearmen und femininen Jahrhundert seltsamerweise dies Problem gelöst und ein wahrer Genius in Frauengestalt beschert wurde. Jedenfalls haben die Frauen das Recht zu verlangen, dass ihnen volle Gelegenheit gewährt werde zu erproben, ob nicht auch sie solche Spitzen der Menschheit aus sich erreichen dürften. Auch liegt das Hauptproblem nicht hierin, sondern in der Frage,

ob die Durchschnittsfrau sich je aus wesentlich egoistischen Familiengefühlen aufraffen und jene Hingabe ans Allgemeine und Ideale betätigen könne, wozu selbst im rohesten Durchschnittsmann die immanente Fähigkeit schlummert.

Der junge Denker stellt zuletzt als notwendige sittliche Forderung die absolute Keuschheit auf, von seinem metaphysischen Standpunkt allerdings logischer als Tolstoi, dessen Mangel an geschultem Denken sich in unbewussten Widersprüchen bewegt und den Glauben an die Unsterblichkeit offenlässt, ohne entschieden dazu Stellung zu nehmen. Ohne solchen Glauben wäre Selbstkasteiung um so sinnloser, als hierdurch geistige und sittliche Erhöhung des Menschen noch keineswegs verbürgt würde. Der Lächerlichkeit Tolstois, nach liederlicher Vergangenheit und als Vater vieler Kinder drakonische Keuschheitsgebote zu predigen, entrinnt umgekehrt Weininger nicht, weil ein so junges Leben unmöglich die schwersten Versuchungen zur Sexualität durchgemacht haben konnte. Dies wäre jedoch belanglos, wenn uns die Forderung selbst unbedingt einleuchtete. Hat aber Keuschheit an und für sich einen sittlichen Wert? Mit nichten. Hier wird vielmehr wie bei jeder Askese das Dilemma entstehen: geschieht es aus Hoffnung auf jenseitige Vergeltung, so hört wahre Ethik dabei auf, und gelingt es bei ohnehin geringer sexualer Neigung, so hat das Opfer keinen Wert; trifft aber das Umgekehrte zu, dann verschlingt der verzweifelte Kampf gegen den allmächtigen Naturtrieb alle Seelenkräfte, die zu nützlicherer Geistesarbeit verwendet werden sollten.

Um es deutlich zu sagen: ob Dante die Beatrice platonisch anbetet und nebenbei doch ein Weib nimmt und Kinder zeugt, ist völlig unwichtig, wenn er nur die Divina Commedia schreibt, und ob Gottlieb Schulze in geschlechtlicher Ehe oder sogar liederlich lebt, ist für seine wahre sittliche Beschaffenheit lange nicht so wichtig, wenn er nur sonst gerecht und mitleidig mit seinen Nebenmenschen verkehrt. Erzwungene Keuschheit, zu welcher ja unzählige alte Jungfern genötigt werden, bessert durchaus nicht das verbitterte Gemüt, und dass derlei Askese den Charakter nicht veredelt, sehen wir an so manchen Eremiten der Thebaide, die den Anfechtungen des Fleisches widerstanden, um in

halbem Wahnsinn ihre zelotische Hoffart und Gehässigkeit auszubilden. Die Askese bändigt den Leib, reinigt aber nicht die Seele. Nur dann hat also Keuschheit einen Sinn, wenn sie nebenbei als sekundäre Begleiterscheinung nur allgemeinem Bedürfnis nach Reinheit und Erhabenheit entspringt, wie man es oft in Indien wahrgenommen hat. Wer aber in der Unsittlichkeit nervöser Kulturstädte, wo schlechtes Klima und Überhitzung des Daseinskampfes zur Fleischfresserei zwingen, eine solche Heiligung reinen Lebenswandels sich abränge, wäre ein viel grösserer Held, als der Inder, dem sein ganzes Milieu und Umgang mit erhabener Natur eine beschauliche Versittlichung erleichtern.

Praktisch genommen, wäre Verzicht auf Fortpflanzung ohnehin unzulässig, ja schädlich, und ist vollends in Tolstois Munde seines Wirrkopfs würdig. Denn weil er allen Wert in ein gottseliges Diesseits verlegt, so würde Aussterben der Menschheit notwendig die letzte Möglichkeit vernichten, etwas Ethisches im Universum darzustellen. Wenn kein Lebender mehr Christi Gebote befolgen kann, wären sie ja umsonst gegeben und dies Selbstaussterbenwollen der Menschheit gliche einer Fahnenflucht, um nicht mehr das Kreuz der Ethik auf sich nehmen zu müssen! Nun würden aber nur die Besten und Höchsten die Kraft aufbringen, dem Keuschheitsgebote nachzuleben, die sich lustig fortpflanzende Masse verlöre also jede Möglichkeit, sich durchs Beispiel einer edleren Rasse zu „evolutionieren", und die Rasse würde sich immer mehr verschlechtern. Das Gleiche gilt beiläufig auch für Tolstois Gebot, nicht gegen den Stachel zu löcken, dessen Befolgung ein noch ärgeres Unterdrücken des Guten durch das mächtige Schlechte nach sich zöge. Man kann daher nicht umhin, den Verzicht auf Kampf und jede Spur von Sexualität als unsittlich im höheren Sinne zu verwerfen, da ein solcher „Heiliger" aus Pflichttreue gegen sich selber die Pflicht gegen die Menschheit vernachlässigt. Die Keuschheit hat wahren Wert nur im Yoga-Adepten, der sie als Mittel zum Zweck höherer Machtentwickelung der Seelenkräfte benutzt, wie ja sogar der Athlet sich aus Kämpferstolz zur Enthaltsamkeit zwingt. Immerhin mag man das Aufhören der Fortpflanzung als l e t z t e s Endziel der Ent-

wickelung im Auge behalten. Es wäre möglich, dass der Dualismus geschlechtlicher Differenzierung dereinst wieder in jene geschlechtslose Einheit sich auflöst, die ursprünglich zweifellos vorhanden war und von der die Geheimlehre behauptet, dass sie den halbgottartigen spirituellen Urmenschen zu eigen gewesen sei. Mit solchem Hinüberleiten in höhere Sphären des Menschentums wirds aber noch gute Weile haben für Jahrtausende und unser Bestreben kann einzig sein, den Naturtrieb möglichst einzudämmen und ihn als lästige tierische Funktion, ebensogut wie Ernährung und Ausscheidung, peinlich zu empfinden, statt ihn noch gar priapisch zu vergöttern. Weiningers Verdienst trotz jugendlicher Überspannung des Bogens besteht also darin, dass er das Weib als Pflegerin dieses Naturtriebs und das Judentum als Priester alles ethisch Gemeinen entlarvt und vor diesen beiden Verbündeten, die sich das 19. Jahrhundert unterwarfen, die Zukunft warnt. Da Jesus den Saduzäern zu Gemüte führte, dass die Engel nicht freien, so werden wir über Aussprüche, wie sie Clemens und Cassianus, die Evangelisten der Ägypter, von ihm mitteilen, uns nicht wundern: dass der Tod erst aufhöre, wenn das Weib nicht mehr gebärt, und nicht eher die Wahrheit geschaut wird, als bis aus Mann und Weib ein drittes Selbes, weder Mann noch Weib, geworden sei.

Mit Weiningers Erscheinung sehen wir also den strengen Idealismus aufs neue sein Haupt erheben. Wieder wird gesucht als Siegespreis „des Willens Einheit, des Glaubens Schwung, der Seelen Reinheit“, wie von Ibsens „Brand“, der nur zu bald seine eigene sittliche Forderung in Gregers Werle verhöhnte. Und selbst in den eigenen Schlachtreihen der Kraftstoffelei erhoben sich schon frühe Stimmen gegen die Verneinung idealer Herzensinstinkte: „Alles was der Mensch wünscht, aber die Vernunft, die Natur versagt, gewährt das Herz. . Das Herz ist selbst die Existenz Gottes, Existenz der Unsterblichkeit. . Nur was natürlich wahr, ist auch logisch wahr; was keinen Grund in der Natur hat, hat gar keinen Grund. Was kein physikalisches, ist auch kein metaphysisches Gesetz (!). . Aber zugleich ist auch die Vernunft das Licht der Natur — dies

gilt gegen den geist- und vernunftlosen Materialismus. Die Vernunft ist die zu sich selbst gekommene, sich restituierende Natur der Dinge". Das ist gewiss eine recht merkwürdige Stelle in L. Feuerbachs ‚Wesen des Christentums', wie wir sie nach dessen 2. Auflage 1848 zitieren. Und nicht minder merkwürdig Luthers Spruch: „Wer seine Menschheit bekömmet, der hat auch seine Gottheit." Wie schwer es aber fällt, „seine" Menschlichkeit zu bekommen, das wird uns auch Briefwechsel und Privatleben eines Denkers wie Fichte klar, wenn wir uns in sein „Leben und Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne" 1831 vertiefen. Da finden wir Fichte in kollegialem Verhältnis zu so anstössiger Persönlichkeit wie Friedrich Schlegel, der dabei noch „seine Freundin", die Veit vorschiebt. Wir lernen sogar den ehrwürdigen Kant, der aus Furcht vor Verdacht des Atheismus sich in öffentlicher Erklärung von Fichte lossagt, nicht eben von der besten Seite kennen. Doch der Mensch vermag sich immerhin aus allen Kleinlichkeiten „seiner" Menschheit zu der Gottheit zu erheben, von welcher Fichtes Religionslehre meldet: „alles was da kommt, ist der Wille Gottes mit ihm, und drum das Allerbeste, was da kommen konnte."

Wenn man unsern alten Herder rufen hört: „Heiliges und entweihtes Bild Gottes, geschwächter und zerrissener Inbegriff aller Schöpfung, o Menschheit, was solltest du sein und was bist du geworden?" (Urkunde des Menschengeschlechts) und Lavater in der Einleitung zu „Physiognomische Fragmente" (wir zitieren nach der Ausgabe von Armbruster 1783) voraufschickt: „Jedes Sandkorn ist eine Unermesslichkeit, jedes Blatt eine Welt, jedes Insekt ein Inbegriff von Unbegreiflichkeiten", so mutete der Überschwang jener alten Gefühlsphilosophie die dürre Skepsis des 19. Jahrhunderts gradezu widerwärtig an. Aber die eigene Unwahrheit und Unredlichkeit der neuen entgötternden Weltanschauung kam heimlich schon so bald allen besseren Köpfen zum Bewusstsein, dass wir unablässig auf verborgene Kontrerevolution der nur scheintoten Metaphysik stossen. Wenn Schopenhauer (Nachlass, neue Paralipomena) erwägt: „Ob nicht alles Genie seine Wurzel hat in Vollkommenheit der Rückerinnerung des eigenen Lebenslaufs? Denn nur vermöge dieser,

die eigentlich unser Leben zu einem grossen Ganzen verbindet, erlangen wir umfassenderes und tieferes Verständnis, als die übrigen haben", so erklärt schon Fechner („Zendavesta") rundheraus: „Volles Erinnern an das alte Leben wird beginnen, wenn das ganze alte Leben hintenliegt, und alles Erinnern innerhalb des alten Lebens ist nur ein kleiner Vorbegriff davon." Was haben wir hier? deutlich sich damit deckende Ahnung von Buddhas ‚Schauungen', da dieser ausdrücklich Erwachen der Rückerinnerung aller Inkarnationen in Aussicht stellt. So sehen wir deutsches Denken wieder zu metaphysischen Glaubenseinsichten zurückkehren, nachdem lange dialektische Haarspalterei sogar die offenbar apriorischen Urbegriffe der Identität und des Widerspruchs angetastet. Hegel bestritt den Satz der Identität — zu deutsch: Ichgefühl — als nichtssagend, Stuart Mill wollte den Satz vom Widerspruch — Erkennen des Aussenobjekts — als blosse Verallgemeinerung aus der Erfahrung entlarven, was seiner empiristischen Flachheit ähnlich sieht. In Wahrheit handelt es sich hierbei gar nicht um Denkakte, sondern um einen unmittelbarsten Eindruck (Sensation), in dem sich diejenige Normalwahrheit ausdrückt, aus welcher überhaupt erst Denkakte hervorgehen können. Wer das apriorische Sum nicht als unverrückbare Basis anerkennt, verzichtet hiermit überhaupt aufs Kogitare.

„Nach Innen geht der geheimnisvolle Weg. In uns oder nirgends ist die Ewigkeit". „Eins ist not, unser transcendentales Ich aufzusuchen", erkannte Novalis als höchste Aufgabe der Bildung.[1])

---

[1]) Vielleicht wäre in Maeterlinks Okkultistik ein Pfadfinder erstanden, um den polaren Gegensatz von Natur und Geist zu erläutern. Doch der dunkele Orakeler des „Begrabenen Tempels", der einen objektiven Zweck des Weltprozesses zweifelhaft fand und zu einer Weltvernunft nur lau zweideutig sich bekennt, verriet nur zu bald, dass auch er zu eudämonistischer Betrachtung hinneige. Der begabte Denker entpuppte sich zuletzt als blosser feierlicher Kunstfriseur. Dieser raffinierte Spinner verzärtelter Märchengespensterei, der als ein „L'Intruse" höherer Welten in den Stickstoff der rohen Schmierentheater des äusserlichen Bühnenschwindels einzudringen drohte, endete selbst als richtiger Bühnenmacher. Bemächtigte er sich etwa seines transcendentalen Selbst, als er eine Monna Vanna „seines Lebens" bei fettigen Berliner Tantiémen-Brahminen

Es mag erstaunlich klingen, doch für uns steckt im empirischen Materialismus, so revolutionär er gegen die Pseudometaphysik des staatlichkirchlichen Bevormundungsschwindels wirkte, ein heimlich reaktionärer Zug. Denn indem er das Bewusstsein zur leeren Tafel herabwürdigt, auf welche ein ausser uns stehendes Wirkliches seine Lettern einzeichnet und in deren willenloses Wachs die angeblich objektive Gegenständlichkeit einer realen Aussenwelt ihre Spuren drückt, wird dem Menschen der Glaube an sich selber geraubt. Wo alle Wahrheit nur noch Wahrnehmung sein soll, hört die Berechtigung jeder Idee auf und das Freiheitsideal darf sich nie als Wahrheit brüsten. Wo die Aussenwelt das einzig Objektive und ihre Erfahrung das einzig Gegebene, da hat der Mensch alle Petrefakten einer vernunft- und moralwidrigen Staatswirklichkeit ehrerbietig oder resigniert als das Reale hinzunehmen, gegen dessen Stachel zu löcken nur ohnmächtige Willkühr wäre. Ists denn Zufall, dass Miltons Idealismus die Revolution und Hobbes Materialismus die Reaktion vertrat? Deshalb hat nicht die englische und französische Erfahrungsphilosophie die wahre Befreiung der Menschheit eingeleitet, sondern der Kantische Kritizismus, der diese ihrem Wesen nach immer reaktionäre und idealfeindliche Aussenwelt geistig aufhob und den Menschen von jeder Bevormundung loslöste, da er das ganze Gebiet der Materie nur als Apperzeption des Selbstbewusstseins und eine vom Ich hervorgebrachte Erscheinung nachwies. Aber Kant hob zwar die Trennung von Objektiv und Subjektiv apriorisch auf, liess hingegen das Jenseits des Ding-an-sich als schlechthin unerkennbar bestehen. Es geht also in diesem Auflösungsprozess, wo nur das Ich als Gewissheit und der naive Empirismus als Täuschung erscheint, gleichzeitig die Möglichkeit verloren, Wahrheit zu erkennen, die immer jenseitig bleibt.

In dieser entgötterten Welt, wo Gott nur als Postulat der praktischen Vernunft ein Schattendasein fristet und das

---

spazieren führte und sich von Sudermann-im-Barte als berufensten Vertreter teutschen Geistes begrüssen liess? „Le trésor des humbles", ja der geistig Armen!

nach Realem lechzende Ich nur Schatten seiner selbst umarmt, ertönt die Faustische Klage: „Du hast sie zerstört, die schöne Welt . . wir tragen die Trümmer ins Nichts hinüber“, doch mit dem Antrieb: „Baue sie wieder, in deinem Busen baue sie auf!“ Dies Aufbauen im eigenen Busen, wovon auch Byron im „Kain“ redet, wissenschaftlich formuliert zu haben, ist Fichtes unsterbliches Verdienst, der übrigens noch ganz und gar dem 18. Jahrhundert angehört, wie er denn schon 1796 das französische Bürgerrecht von der Revolution erhielt wegen seines Ruhmes als Freiheitsdenker. Wiederum kein Zufall, dass das Wiedererwachen der Metaphysik den ungeheuren Geistesaufschwung in Deutschland erzeugte, aus dem unsre nationale Wiedergeburt hervorging, und dass der äusserste Transcendentalismus gleichzeitig das mannhafteste trotzigste Freiheitsgefühl erweckte. Dass grade Fichte, für den die Realität gänzlich als blosses Spiegelbild des Ich verschwindet, so überaus realpraktisch in den Befreiungskampf gegen Napoleon eingriff, scheint einerseits recht unlogisch für seinen antirealistischen Standpunkt, andrerseits logisch genug. Denn grade dies auf sich selbst gestellte Ich musste trotzig im Gefühl unveräusserlicher Freiheit dagegen reagieren, dass selbst das allergrösste fremde Ich Napoleon eine angeblich reale Aussenwelt nach seinem Willen uns aufoktroyiere. Der Empirismus hätte dies unterwürfig hingenommen, wie denn in Frankreich, wo er völlig die Gemüter beherrschte, während des Direktoriums und des Empire eine ähnliche Verdumpfung der Gesinnung und Verzichtleistung auf ideales Pathos herrschte, wie im heutigen Bismarckschen Deutschland, freilich mit dem ungeheuren Unterschied, dass Napoleon selber gleichsam als Central-Ich das nötige Ideal vorstellte. Diese Art von Ideal durfte aber der unterdrückte Geist der deutschen Nation nicht anerkennen, der im gerechten Selbstgefühl seiner eigenen Würde dem Überwältiger zurief: So gross Du bist, ich als Leben einer ganzen Nation bin grösser oder mindestens deinesgleichen. Grade deshalb ist der Kampf gegen Napoleon das wichtigste tragische Ereignis der Weltgeschichte, weil dieser Kampf einerseits blind und verkehrt sich gegen etwas auflehnte, was dem Gesamteuropa nur zum Segen gereichte,

andrerseits instinktiv erkannte, dass die Zeit noch nicht dafür gekommen sei und es vorerst darauf ankomme, die in sich abgerundete Eigentümlichkeit des Nationalcharakters nicht kosmopolitisch verwässern zu lassen.

Nochmals: der empirische Materialismus, auch „Realismus" genannt, würde Napoleon als einer Naturmacht geduldig sich gebeugt haben, so wie Neudeutschland untertänigst die Bismarckische Contrerevolution gegen den deutschen Idealismus hinnahm. Der transcendentale Idealismus hingegen, Deutschlands titanische Stärke, gewann die Kraft, der angeblich unüberwindlichen Aussenwelt zu trotzen und ihr kampffroh Fehde anzusagen. Denn er stützt sich ja nicht auf äusserliche Scheinwerte, sondern auf innere Wahrheit der Erkenntnis, während der Materialismus ideale Aspirationen als nichtig, Wahrnehmung des angeblich real Gegebenen für die einzig denkbare Wahrheit und hiermit alles Reformieren und Revolutionieren, jeden Widerstand gegen das Reale, als willkürliche Anmassung erklären muss, sofern er logisch verfährt.

Immer wieder sehen wir also, dass nur der Idealismus, seinem Wesen nach stets transcendental, eine treibende schöpferische Kraft auslöst, der Materialismus hingegen, trotzdem er wie vor der französischen Revolution als zersetzendes Scheidewasser gegen fossile Autoritäten wirken mag, zuletzt immer in lethargische Gleichgültigkeit versumpft. Es ist daher kein Wunder, dass die deutsche Metaphysik des Grossen Jahrhunderts sofort ihren erhebenden Befreiungsodem einbüsste, als Schelling und noch mehr Hegel sich bemühten, den Begriff der transcendentalen Freiheit dem Empirischen des Weltbildes anzupassen (Gesetz des Gegensatzes in Hegels dialektischer Methode). Deshalb missverstand Hegel den Fichte so gröblich, dass er bei ihm denselben Dualismus wie bei Kant entdeckte, insofern Fichtes Ich immer den Anstoss eines Nicht-Ich brauche. Letzteres ist ja aber bei Fichte gleichfalls nur ein durchs Ich selber Gesetztes und der Hauptkern Fichtescher Philosophie, obschon sie ursprünglich sich von Kant ableitet, beruht darin, dass ihr das reine Denken des Ich selber zum Ding-an-sich wird und bei dieser Rollenvertauschung Denken und Sein als

identisch zusammenfallen. Kant wollte vom Endlichen zum Unendlichen fortschreiten, Fichte vereinfachte den Weltprozess, indem er das Endliche als ein Produkt des Unendlichen auffasste, das sich selbst bestimme, so dass die Kantschen apriorischen Denkformen schon an und für sich Daseinsformen werden. Das Ding-an-sich wird zum Ich-an-sich.

Es braucht keinem theosophisch Geschulten gesagt zu werden, dass Fichte hier weit sicherer als Kant in die Urbegriffe indischen Denkens untertaucht, zu denen eben jeder wahre Denker, ob er will ob nicht, auch ohne jede direkte Anregung indischer Weisheit sich hinüberrettet. Wenn Fichte 1801 die letzte Erkenntnis („das absolute Wissen") ein „Fürsichsein des Absoluten" tauft, so erweitert er schon 1802 diesen verwaschenen Terminus technicus zu der Klarheit: „Ich ist notwendig Identität des Subjekts und Objekts." Den letzten hierin schlummernden Dualismus glauben Schelling-Hegel fortzuschaffen, indem sie Subjekt und Objekt beide nur für Seiten der gleichen Bewegung des Absoluten, Momente eines Identitätsprozesses erkennen. Solche Versöhnung beider Faktoren miteinander wird jedoch in esoterischer Mystik ungleich klarer und begreiflicher, da jene Metaphysiker sich hier in Regionen wagen, wo das blosse begriffliche Denken nicht ausreicht und das anzuschauende Urgesetzliche sich in Fernen verliert, wo ein blosses Spekulieren ohne jede Grundlage, wie Inder und Theosophen sie in okkulten Phänomenen besitzen, unweigerlich den Einbruch der naturwissenschaftlichen Skepsis herbeiruft. Solange man das empirisch Gegebene des materiellen Weltbildes noch so weit zu Recht bestehen lässt, wie vor allem Hegels Panlogismus und (lediglich spekulative, nicht darwinisch dokumentierte) Entwicklungslehre dies anstrebt, wird sich hier stets ein unlösbarer Rest und manches Dilemma ergeben, das Schopenhauers unflätigen Schimpfereien auf Hegel Tür und Tor öffnet. Mit Fichte also, den er gleichfalls als Charlatan behandelt, worüber wir mit mitleidiger Verachtung des Schopenhauerschen Charakters weggehen dürfen, endet vorerst die wahre deutsche Metaphysik: was nachher kommt, scheint ein unbewusster und indirekter Rückfall in Leibniz-Wolffsche Pseudometaphysik.

Aber halten wir vor allem fest: es gibt ein Innenleben, so wirklich wie das Aussenleben, und im Unbewussten tut sich das geheimste Schicksal auf, nur hier flüstert das letzte Wort des Daseins. Alle Dinge kommen zur Ruhe im Tode und dieser ist selbst nur ein Triumph des Lebens.

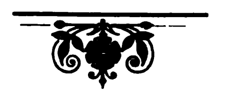
„Man kann keine grössere Herrlichkeit besitzen als die seiner selbst.“ (Lionardo da Vinci.)

„Im Anfang war allein der Atman ... Der blickte um sich und sah nichts anderes als sich selbst ... Daraus entstand der Name Ich.“ (Upanischaden.)

„Der Entschluss zu philosophieren ist eine Aufforderung an das wirkliche Ich, dass es sich besinnen, erwachen und Geist sein solle.“ (Novalis.)

„Der menschliche Geist . . kommt durch blindes Herumtappen zur Dämmerung, und geht erst aus dieser zum hellen Tag über.“ (Fichte.) . . „dass von jeder grossen Wahrheit sich, ehe sie gefunden wird, ein Vorgefühl kundgibt.“ (Schopenhauer).

„Der Allwirkende, Allumfassende, Schweigende, Unbekümmerte, dieser ist meine Seele im inneren Herzen, zu ihm werde ich eingehen.“ (Upanischaden).



Der III. Band bietet hierzu die erkenntnistheoretische Ergänzung.

Druck von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H.,
Hofbuchdruckerei in Cöthen.

Werke von Karl Bleibtreu

aus dem

Verlage von Friedrich Luckhardt in Berlin und Leipzig.

Geschichte der englischen Literatur. 2 Bände. Gr. 8°. Brosch. 15 Mk., geb. 18 Mk.

Separate Ausgabe:

Geschichte der englischen Literatur in der Renaissance und Klassizität. Gr. 8°. Brosch. 6 Mk.

Geschichte der englischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert. 2. verbesserte Auflage. Gr. 8°. Brosch. 9 Mk.

Revolution der Literatur. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. Brosch. 1.50 Mk.

Inhalt: Historische Entwickelung. — Die Poesie und der Zeitgeist. — Der historische Roman. — Die erotische Epik. — Der Realismus. — Das Drama. — Die Lyrik. — Das jüngste Deutschland. — Der deutsche Dichter und sein Publikum. — Der Dichter an sich.

Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges von 1870/71. Ein starker Band. Gr. 8. Geheftet 8 Mk., gebunden 10 Mk.

Indem Deutschland in glorreicher Erinnerungen Wiederkehr und Jubelfeier eintrat, heischt die Geschichte jetzt nur Wahrheit, nichts als Wahrheit. Ernste Objektivität ist dem Deutschen als Erbteil angeboren und innerhalb solches Charakterbereichs hat wohl echter Patriotismus Raum, nicht aber prahlende Überhebung. Was man bisher an klarem Überblick vermisste, ist hier nachgeholt und neue Einzelheiten sind ergänzend eingeschaltet.

Der bekannte geniale Autor schildert die Dinge, wie sie wahr und wirklich verliefen. Er hebt dabei nur das Wesentlichste hervor, ohne sich auf Nebendinge einzulassen. Es gilt ihm, nur die **Entscheidungsmomente herauszuschälen.**

Friedrich der Grosse bei Collin. 18. Juni 1757. Eine Studie. 3 Mk.

Kriegstheorie und Praxis. Studien. Gr. 8°. Brosch. 1.20 Mk.

Inhalt: Die Wahrheit über den 18. August 1870. — Kriegstheorie und Praxis. — Moltke. — Zolas Kriegsroman.

Napoleon bei Leipzig. Ein Gedenkbuch zu den Jahrestagen der Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 18. Oktober 1813. Dritte völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Brosch. 5 Mk., elegant gebunden 6 Mk.

Lord Byron. Zwei Dramen. (Byrons letzte Liebe. — Seine Tochter.) 8°. Brosch. 3 Mk.

Byron der Übermensch, sein Leben und sein Dichten. 8°. Brosch. 4 Mk.

Christentum und Staat. Studie. Gr. 8. Brosch. 1 Mk.

Der Erbe. Soziales Schauspiel in 4 Akten. 8°. Brosch. 1 Mk.

Ein Faust der Tat. Tragödie in 5 Akten. 8°. Brosch. 3 Mk.

Der Heilskönig. Schauspiel in 5 Akten. 8°. Brosch. 2 Mk.

Götzen. Parodien. Mit illustriertem Umschlag. 8°. Brosch. 1 Mk.

Das Halsband der Königin. Tragikomödie in 9 Bildern. 8°. Brosch. 3 Mk.

Der Kampf ums Dasein der Literatur. 2. vermehrte Auflage. 8°. Brosch. 2 Mk.

Kosmische Lieder. Gedichte. Kl. 8°. Brosch. 1 Mk.

Lieder aus Tyrol. Gedichte. 8°. Brosch. 1 Mk.

Massenmord. Eine Zukunftsschlacht. 12°. Brosch. 1 Mk.

Der Nibelunge Not. Eine Aventiure. 8°. Eleg. brosch. 3 Mk.

Zur Psychologie der Zukunft. Gr. 8°. Brosch. 4 Mk., elegant gebunden 5 Mk.

Rache. Auferstanden. 2 Dramen. 8°. Brosch. 1.50 Mk.

Schicksal. Schauspiel in 5 Akten. 2. Auflage. 8°. Brosch. 2 Mk.

Lyrisches Tagebuch. Gedichte. 8°. Brosch. 2 Mk.

Inhalt: Aus drei Hochlanden. — Historische Hieroglyphen. — Merlin. — Eros und Psyche.

Der Traum. Aus dem Leben des Dichterlords. 12°. Brosch. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Inhalt: I. A dream within a dream. — II. Thanatopsis. — III. Palingenesis. — IV. In memoriam.

Vaterland. 3 Dramen. (Harold. — Der Dämon. — Volk und Vaterland.) 8°. Brosch. 4 Mk.

Letzte Wahrheiten. 2. Auflage. Brosch. 3 Mk.

Weltgericht. Drama in 5 Akten. 8°. Brosch. 3 Mk.

Dramatische Werke. 3 Bände. 8°. Brosch. 7 Mk.

Inhalt: Lord Byrons letzte Liebe. — Seine Tochter. — Harold der Sachse. — Der Dämon. — Schicksal. — Weltgericht.